HUGO LANG / LITURGIK FÜR LAIEN

liturgie.de

LITURGIK

FÜR LAIEN

VON

HUGO LANG O. S. B.

ABTEI ST. BONIFAZ, MÜNCHEN

✣

1935

VERLAG VON HAAS & GRABHERR IN AUGSBURG

liturgie.de

IMPRIMATUR
Augustae Vindelicorum, die 13. Julii 1935
Vicarius generalis:
Dr. Eberle

Mueller, secr.



1992/803
CAG 008

Druck: Literarisches Institut von Haas & Grabherr, Augsburg, G. m. b. H. & Co., K.-G.

liturgie.de

VORWORT

Längst wird die heilige Gotteswissenschaft nicht mehr „in globo", als ein rundes Ganzes, betrachtet und gelehrt. Auch die *Theologie* ist in zahlreiche Einzelfächer auseinandergefallen. Es will darum nicht mehr gelingen, die Glaubens-, Sitten- und Gnadenlehre in einheitlichem Gedankengang zur „Summe" zu binden, ihren organischen Zusammenhang einleuchtend und herzbewegend darzustellen. Wie soll angesichts dieser „theologischen Situation heute" der *Laie* seine „kirchlich-religiöse Existenz heute" selber als Einheit begreifen? Wie soll es ihm gelingen, Glauben und Leben, Leben und Liturgie, Liturgie und Glauben, eines immer aus dem anderen, zu entwickeln und zu nähren? Wohl ihm, wenn er die Not spürt, wenn er es nicht mehr erträgt, nur aus dunklem Pflichtgefühl oder aus blindem Eifer, aus bloßer Gewöhnung und ohne tieferes Verständnis zu „praktizieren"! Verhältnismäßig spät entstand eine eigene Wissenschaft vom Gottesdienstwesen der Kirche, die Liturgik. In ihr werden alle Einzelerscheinungen des Kultus historisch abgeleitet, systematisch dargestellt, praktisch geregelt und aszetisch ausgewertet. In dem zweibändigen „Handbuch der Katholischen Liturgik" von L. Eisenhofer (Freiburg i. Br., 1932 und 1933) haben wir ein Beispiel, wie eine solche wissenschaftliche Liturgik aussieht. Vorliegendes Buch tritt nicht in Wettbewerb mit ihm. Es will nur in dem Sinne wissenschaftlich sein, als es keine Behauptung enthält, die wissenschaftlich nicht zu rechtfertigen wäre. Das besagt freilich nicht, daß jede Behauptung unbestritten oder unbestreitbar wäre. Der Fachmann weiß, daß in Einzelfragen der

liturgie.de

Liturgieforschung oft genug etwas Festes und Verpflichtendes einfach nicht auszumachen ist. Den quellenmäßigen Nachweis für Aufstellungen dieses Buches wird der kritisch Interessierte in der wissenschaftlichen Literatur suchen und finden.

Wir haben auch Versuche einer volkstümlichen Darstellung der gesamten Liturgie, wie die drei Bändchen von A. Neugart O. S. B. „Handbuch der Liturgie für Kanzel, Schule und Haus" (Einsiedeln 1926) oder das Prachtwerk: „Die betende Kirche", herausgegeben von der Abtei Maria Laach (Berlin, 2. Aufl., o. J.). Ihre Materialfülle kann und will hier nicht erreicht werden, da der Besitz einer Missale-Ausgabe und die Kenntnis ihrer Anmerkungen vorausgesetzt wird. Hier soll nur zur Sprache kommen, was den gebildeten Laien ernstlich interessieren *kann* und was er füglich wissen *muß*, nicht mehr und nicht weniger. Unsere Absicht geht dahin, dem gebildeten Katholiken von heute von *seinen* seelischen Bedürfnissen und Neigungen, von *seinem* profanen und religiösen Gesamtwissen, von *seinen* Lebensbedingungen her einen Weg zu wahrem, tiefem und ganz persönlichem Verständnis der kirchlichen Liturgie zu zeigen. Dies soll im Gesprächston geschehen, wie ja dieses Buch nichts anderes ist als eine schriftliche Fixierung des in lebendigem Unterricht oder im Wechsel- und Streitgespräch mit Laien als ansprechend und einleuchtend erkannten Ideengutes. Wer bleibenden Gewinn aus der Lesung schöpfen will, wird gut tun, die einzelnen Kapitel in ihrer Aufteilung auf das Kirchenjahr wiederholt vorzunehmen.

liturgie.de

INHALTS-VERZEICHNIS

VORWORT 5

I. VOM GEIST DER LITURGIE

1. Liturgisches Leben gestern und heute 9
2. Liturgisch beten 15
3. Liturgie und Innerlichkeit 19
4. Liturgie und Individualität 23
5. Liturgie und Volkstum 27
6. Liturgie und Volksbrauch 32

II. DAS UNBLUTIGE OPFER DES NEUEN BUNDES

1. Alttestamentliche und neutestamentliche Opfer 37
2. Die Katechumenen-Messe 42
3. Das Opfer der Gemeinde 46
4. Präfation und Kanon 52
5. Kanongebete vor der Wandlung 57
6. Das Opfer Christi 62
7. Die Anamnese 67
8. Der Schluß des Kanon 72
9. Das Vaterunser 78
10. Die Vorbereitung zum Opfermahl 83
11. Das Opfermahl 88

III. OSTERFEIER UND KIRCHENJAHR

1. Die Große Woche 97
2. Die Karfreitagsliturgie 102
3. Die große Osternacht 110

IV. DIE HEILIGEN SAKRAMENTE

1. Das Sakrament der Wiedergeburt 119
2. Das Sakrament der Vollendung 125
3. Das Sakrament der Aussöhnung 130
4. Das Sakrament der Krankenölung 136
5. Der priesterliche Stand 140
6. Die niederen Weihen 145
7. Die niederen Weihen 150
8. Subdiakonats- und Diakonatsweihe 155
9. Die Priesterweihe 161
10. Die Bischofsweihe 167
11. Die Eheschließung 171

liturgie.de

V. WEIHUNGEN UND SEGNUNGEN
1. Die Standesweihe der Jungfrauen, Mönche und Äbte . 177
2. Die kirchliche Leichenfeier 182
3. Die Weihe des Gotteshauses 188
4. Die Sakramentalien 192
5. Die Sakramentalien heute 201
6. Der Erntedank 206

VI. DAS GOTTESLOB DER KIRCHE
1. Geschichte des Gotteslobes 211
2. Ordnung des Gotteslobes 217
3. Geschichte der Kirchensprache 222
4. Bedeutung der Kirchensprache 226
5. Der Kirchengesang 231
6. Die Kirchenmusik 236

VII. DAS GOTTESHAUS
1. Der Kirchenbau der Frühzeit 245
2. Der Kirchenbau des Mittelalters 250
3. Der Kirchenbau der Neuzeit 254
4. Der Kirchenbau der Gegenwart 260
5. Die Kirchenausstattung 265
6. Liturgischer Stil 271
7. Motive liturgischer Kunst 277
8. Liturgisches Gerät 283
9. Die Liturgische Gewandung 287

VIII. GESCHICHTE UND GEGENWART
1. Geschichte der Liturgie 293
2. Geschichte der Liturgik 299
3. Liturgik und liturgisches Leben 305

liturgie.de

I.
VOM GEIST DER LITURGIE

1. Liturgisches Leben gestern und heute

(1. Adventsonntag)

Ist eine besondere Hinführung der Laien zur Liturgie ein Zeitbedürfnis, das objektiv gegeben ist? Ist sie ein Zeitbedürfnis, das auch subjektiv empfunden wird? Beide Fragen sind zweifellos zu bejahen. Ein Laie, der Romanist an der Münchener Universität H. Rheinfelder, wies kürzlich an einem Vortragsabend des Vereins akademisch gebildeter Katholiken in München darauf hin, daß sich für den Laien, in deutschen Landen zumal, heute eine paradoxe, ja eine tragische Situation vorfindet, wenn er sich ernstlich bemüht, „liturgisch" zu denken und zu leben. Fassen wir nämlich Liturgie als „Gottesdienst der Gemeinschaft", der sich all jener Bande bedient, durch welche die menschliche Gemeinschaft zusammengehalten wird, so finden wir lebendige Liturgie heute nur in den verschiedenen Volksandachten. Verstehen wir aber unter Liturgie mit dem ersten christlichen Jahrtausend und mit den orientalischen Kirchen vor allem das hl. Opfer und die Spendung der Sakramente, so wird ihr Gemeinschaftscharakter zwar ideell festgehalten, er findet jedoch keinen Ausdruck mehr in aktiver Beteiligung der Gemeinde am Tun ihres Stellvertreters, des Liturgen, und wenn diese Beteiligung nur in Form des Wechselgrußes oder in der Formel für ihr Einverständnis mit dem liturgischen Wort und Geschehen, im Amen-Ruf bestünde, von gemeinsamer Oblation und Kommunion ganz zu schweigen. Der

liturgie.de

Laie, der die hl. Messe „besucht", „hört", tut dies vielfach aus rein formaler Pflichttreue. Er sucht sich während der Messe zu „beschäftigen", indem er seine Gedanken bei Gott festhält auf irgendeine Weise, durch irgendeine fromme Übung, die ihm „liegt". Auf das Geschehen am Altare wird er bei den wichtigsten Momenten durch Glockenzeichen „aufmerksam gemacht", worauf er seiner inneren Teilnahme daran durch Aufstehen, Niederknien, durch ein Kreuzzeichen oder an die Brust Klopfen den herkömmlichen Ausdruck gibt. Gesang und Musik empfindet er, je nach Veranlagung und Stimmung, entweder als willkommenes Mittel zur Konzentration oder als unwillkommene Störung seiner inneren Sammlung. Viele unserer gebildeten Katholiken, auch wahrhaft fromme und rührend treue, stecken bis heute noch in jener braven Biedermeierzeit, die den Empfang der österlichen Sakramente mit „seine Andacht verrichten" bezeichnete. Rheinfelder übertreibt nicht, wenn er bei aller Anerkennung echter Liebe zum Herrn und seiner Kirche, die sich so kundtat, behauptet: „Ein wirklich liturgisches Interesse, d.h. ein Mitfeiern, ein Mitbeten der hl. Messe war bis vor kurzem wohl noch die seltenste Haltung gegenüber der Liturgie."
Heute vollzieht sich hierin ganz offensichtlich eine bedeutsame Wandlung. Wir haben wieder begreifen gelernt, daß die Summe vieler Frommen noch nicht jene „Gemeinschaft" darstellt, als deren Opfertat die Eucharistiefeier allzeit in der Kirche verstanden wurde und verstanden wird. Es wird die Forderung erhoben: „Die Meßliturgie muß wieder liturgisch werden!" Während die Aufklärung und der Altkatholizismus einem ähnlich empfundenen Bedürfnis dadurch zu entsprechen suchten, daß sie eine Verdeutschung aller Meß-

liturgie.de

texte empfahlen bzw. einführten, versucht man es heute mit Wiederherstellung verschiedener als ideal oder klassisch betrachteter älterer Formen der Meßfeier. Man unterscheidet dann zwischen „Gemeinschaftsmesse", ja sogar „liturgischer" Messe und gewöhnlicher Messe, als gäbe es irgendeine Messe, die nicht „liturgisch" wäre. So unerleuchteter Eifer einzelner Gruppen oder Pfarrer oder Kapläne schafft aber nur ein neues, sehr schlimmes Paradoxon, weil er über lauter Streben nach Gemeinschaft in Gefahr kommt, der Liturgie ein nicht minder wesentliches Merkmal, das des Amtlichen, des gesetzlich Festgelegten zu nehmen. Damit wäre aber der Zusammenhang mit der Autorität verloren, die doch die katholische Einheit nach Christi Willen zusammenhält. In der Liturgie kann nur das richtig sein, was auch rechtens ist. Es möchte sonst kommen, daß liturgische „Gemeinden" aufs Haar sektiererischen Konventikeln gleichen. Jedenfalls ist von der demütigen und barmherzigen Liebe zu den Kleinen im Geiste, die bei einer „Bewegung" nun einmal nicht mitkommen, manchen Eiferern viel anzuwünschen: „Brüder! Ihr ertragt gerne die Toren, da ihr selber weise seid" (2. Kor. 11, 19).

So geht es also nicht! Wenn aber dennoch Priester und Volk, der Gottesdienst am Altar und das Gottdienen der Laien, wieder zu innerlichstem Zusammenschluß miteinander kommen müssen, dann muß der Erziehung und Bildung schon der Kinder zur Liturgie viel mehr Raum als bisher gegönnt werden. Vor allem darf kein Gebildeter künftig mehr verständnislos und beziehungslos dort seine Einsamkeit suchen, wo, wenn irgend auf Erden, Gemeinschaft sich bilden und auch zeigen muß.

liturgie.de

Dazu tritt eine zweite Verlegenheit des Laien, wenn er eine eigenartige Bagatellisierung des Kirchenjahrgedankens beobachtet: Nicht nach vorgefaßtem Plan hat die Kirche ihr Heiliges Jahr geschaffen, wie sie überhaupt absichtslos das Kunstwerk ihrer Liturgie ausgestaltet hat. Sie führt immer wieder Feste ein und schafft Feste ab, nimmt auch aus der Volksfrömmigkeit ihre Anregungen und kennt ein goldenes Zeitalter ebensowenig wie eine akademische Reserve oder einen ästhetischen Purismus. Wie wir heutzutage davon abgekommen sind, aus einem romanischen Dom die barocke Einrichtung hinauszuwerfen, nur weil sie nicht romanisch ist, so werden wir Liebhaber der Liturgie das Eindringen neuer und populärer Gedenktage und Frömmigkeitsformen in das Kirchenjahr nicht deshalb tadeln, weil sie die Jahrtausendweihe noch nicht haben. Aber nichts hindert uns, zwischen Maß und Unmaß und zwischen gutem und schlechtem „Barock" bei diesen neuen Zutaten tapfer zu unterscheiden. Darum ist die Frage mancher gebildeten Katholiken, die das liturgische Beten schätzen, weder pietätlos noch aufrührerisch: Was wird aus dem altehrwürdigen Bau des Kirchenjahres, wenn private Devotion ihn bis zur Unkenntlichkeit überkleiden darf?

Ist es nicht heute schon so, daß jedes Kind weiß: der Monat März ist dem hl. Joseph, der Maimonat der Muttergottes, der Juni dem Heiligsten Herzen, der Juli dem Kostbaren Blut, der Oktober dem hl. Rosenkranz usw. geweiht, während nur wenige Gebildete genau wissen, wieviele Sonntage der Advent, die Vorfastenzeit, die Fastenzeit, die Zeit nach Pfingsten zählt? Schalten sich nicht in den Gemütern die ersten Freitage, die aloysianischen Sonntage usw. allmählich

liturgie.de

in die Stellung ein, die ehedem den Quatembern, den rosenfarbigen Sonntagen usw. in den Herzen zukam? Hat nicht ein jeder Wochentag schon ein neues Patronat erhalten? Verdrängen nicht alljährlich ein Jugendsonntag, ein Pressesonntag, ein Totensonntag die Sonntagsevangelien aus dem Jahreskranz der Wortverkündigung? Gibt es nicht mächtige Bewegungen zur Einführung von eigenen Festen für einzelne Berufsstände? War nicht die liturgische Reform unter Pius X., die dem Sonntag wieder das Vorrecht vor Heiligenfesten einräumte, ein sehr notwendiger Aufruf, die alte Fixsternordnung der 52 Sonntage nicht über den Wandelsternen der Heiligenfeste gänzlich unbeachtet zu lassen? Haben schließlich nicht auch diejenigen Frommen, deren Herz noch nach dem kirchlichen und nicht nach dem bürgerlichen Kalender schlägt, den Sinn des Kirchenjahres unsäglich verkannt, wenn sie es nur mehr als Wechselrahmen für schöne Einzelbilder aus dem Leben Jesu und seiner Heiligen, als ein Szenarium für auswechselbare Krippen- und Passionsdarstellungen empfinden? Man verstehe uns recht: Alles Genannte hat seine stille und feine Würde und seinen großen Segen. Es fragt sich nur, ob die Menschen all ihren frommen Freuden immer die richtige Stellung im Ganzen des lebendigen Jahres der Kirche zu geben verstehen. Die Befürchtung ist nicht grundlos: Werden wir nicht in Bälde nurmehr Teile ohne geistiges Band haben?

Dieses geistige Band aller Teile des Kirchenjahres wiederzufinden, dazu könnte uns wohl die Beobachtung helfen, daß am Ende und Anfang jeden Kirchenjahres das gleiche Evangelium, das Evangelium vom Jüngsten Gericht steht! Das ist nicht aus Zufall so, auch nicht um eines krassen Effektes

liturgie.de

willen. Diese Anordnung entstammt vielmehr einem Grundgedanken liturgieschöpferischer Frühzeit. Die Zeit, in der das Kirchenjahr seine Gestalt bildete, stand im Zeichen des Unterganges des mächtigsten Weltreiches und des Einbruches barbarischer Völker, die zu neuer Reichsbildung noch nicht fähig schienen. Kein Wunder, daß auch die erleuchtetsten Geister die Weltende-Prophezeiung damals mit unvergleichlich größerem Ernste hörten, als wir es heute tun. So war ihnen denn das Heilige Jahr der mächtigste Trost. Es vergegenwärtigte ihnen Jesu erstes Kommen in Menschengestalt und machte das zweite Kommen zum Gericht und zur Vollendung in Wort und Sinnbild dem Herzen vertraut. Wäre es nicht sehr an der Zeit, daß wir in unserer Kulturkatastrophe Jesum wieder mit lebendigem, glühendem Glauben als die zentrale Sonne alles geschichtlichen Geschehens sehen müßten? Diese Sonne kennt ja keinen Untergang. Es gibt für den Christen, dem sie leuchtet, keine lichtlose Nacht. Das Kirchenjahr deutet uns den Naturrhythmus von einer Sonnenwende zur anderen als ein Symbol, daß wir nichts zu fürchten haben, solange die Weltereignisse Christum zum Mittelpunkt haben müssen, weil er ihnen vom Vater als Mittelpunkt gesetzt ist, solange Tage und Nächte unserer Seele dem Herrn heilig sind, weil er ihr Licht und Dunkel selber durchwandelt und dadurch in Heil gewandelt hat. Ende, Untergang kündet die Liturgie nur, um Auferstehung und ewiges Leben zu künden. Der Kern der christlichen Jahresfeier ist ja der Ostertag, er ist ihr ältestes und höchstes Fest. Daraus entstanden das allsonntägliche Kleinostern und das Auferstehungsgedächtnis in der Messe eines jeden Tages: „Der Tag des Herrn wurde zum Jahre der

liturgie.de

Kirche“ (U. Bomm). Wie schwingen doch in der Symbolik der Liturgie alle Kräfte der Natur und der Gnade, wie haben wir doch in ihr das Bild der immerfort zunehmenden Verklärung alles Geschaffenen durch seinen Erlöser!
In jeden neuen Advent geleite uns das Wort des hl. Ambrosius: „Dem Schoße der Jungfrau entsprossen, überflutet Christus mit seinem Lichte die ganze Welt. Allen sollte dies Licht eine Leuchte sein. Aber nur jene werden es fassen können, so verlangen nach des ewigen Lichtes Klarheit, die von keiner Nacht mehr verdunkelt wird.“

2. Liturgisch beten

(2. Adventsonntag)

Des Gebetbüchermachens war zur Zeit unserer Väter kein Ende. An der Michaelshofkirche zu München wirkte lange ein edler Priester, Michael Sintzel, der unermüdlich ihr Gebetsleben mit Gaben seiner frommen Phantasie speiste. Diesem Erdichter aller möglichen Andachten und Litaneien widmete Pater Odilo Rottmanner in liebreicher Bosheit eine eigene Litanei: „O, du Sintzel, der du die Andachten, nicht aber die Andacht vermehrt hast!“ Nun waren Sintzels Gebetbücher wenigstens im Betstuhl und nicht wie anderer Leute Devotiönchen im Lehnstuhl ersonnen worden. Aber es ist doch gut, wenn heute nicht mehr jedem Betstuhl auch ein Gebetbuch entstammt. Das polierte, geblümelte Biedermeier hat sich ohnehin im deutschen Katholizismus überlange erhalten. Als der Mainzer Domkapitular Moufang im Jahre 1851 seine deutsche Meßbuchausgabe wagte, erging es dieser wie der Taube aus der Arche, die keinen Boden fand. So

liturgie.de

kam es, daß sich Frankreich und Belgien schon ein halbes Jahrhundert lang dem neuen Verständnis der Liturgie geöffnet hatten, ehe das „mouvement", eine „Bewegung", auch die deutschen Gebildeten ergriff. Heute freilich darf man annehmen, daß der Gebildete, der überhaupt ein Buch in die Sonntagsmesse mitnimmt, seinen „Schott" zu handhaben weiß. Diese Wendung ist das unschätzbare Verdienst des weisen Herzensmenschen Papst Pius X., auf den man die Weisung zurückführt: „Ihr sollt nicht *in* der Messe beten, ihr sollt *die* Messe beten!"

Wenn man allerdings manchen Frommen eifrig mit den bunten Bändern in seinem Missale herumfingern sieht, möchte man ihn gerne fragen, wie Philippus einst den im Reisewagen laut lesenden Kämmerer aus Äthiopien fragte: „Verstehst du auch, was du liesest?" Nachdem die liturgische „Bewegung"— wer nimmt dieser Bezeichnung den französelnden und propagandistischen Beiklang? —, nachdem diese dem Laien das Meßbuch gab, muß sie es als ihre nächste Aufgabe betrachten, die Leute hinter den Buchstaben zurück in eine herrliche Welt der Glaubensgedanken einzuführen, die den Buchstaben fast mehr zum hinweisenden Zeichen als zum vollkommenen Ausdruck hat. Es gilt, im gegenwärtigen Katholiken jenen Geist zu erneuern, der sich voreinst in der liturgischen Ordnung seine wesensgemäße Form geschaffen hat.

Hier erhebt sich jedoch ein ernstes Bedenken: Heißt das nicht, daß der heutige Katholik darauf verzichten muß, seiner Eigenart einen nicht nachempfundenen, einen ursprungsgetreuen Ausdruck zu schaffen? Heißt das nicht, irgendein Jahrhundert katholischer Vergangenheit als den

liturgie.de

klassischen Höhepunkt der Liturgieentwicklung erklären, an dem „Das Ganze Halt!" zu gebieten wäre? Das wäre nun völlig unkatholisch gedacht: Der Schöpfergeist wirkt ja auch am äußeren Kleid der Kirche unablässig weiter bis zur dereinstigen letzten Vollendung! Freilich haben seine irdischen Helfer nicht immer eine gleich glückliche Hand. Neben Glanzleistungen stehen auch in der Liturgiegeschichte Fehlleistungen. In Konstruktion und Ornamentik des Wunderbaues findet sich anorganisch Angeklebtes neben organisch Herausentwickeltem. Es ist darum nicht unkatholisch gedacht, wenn man gerade die ältesten Traditionen wieder besonders schätzt und pflegt, oder wenn man das Neueste nicht immer für das Beste hält. Wir bleiben damit weit entfernt von einem Historismus, der am liebsten für allen Umgang mit Gott die lateinische Sprache und die antiken Gesten vorschreiben möchte, so daß schließlich nur Philologen und Archäologen die Messe im rechten Geiste hören könnten, daß man erst Humanist sein müßte, ehe man Christ werden kann. Wir haben deshalb auch gar nichts gemein mit einem liturgischen Integralismus und Purismus, der über jedes Rosenkranzgebet bei der Messe, über jeden Antoniusaltar in einer Basilika, über jedes Herz-Jesu-Bild über dem Tabernakel so unglücklich ist, als wäre eine Sünde gegen den guten Geschmack schon ein Abfall vom wahren Glauben. Wir fallen auch der kindlichen Gottesfreudigkeit des Volkes nicht in den Arm, wenn es seine meistverehrten Bilder mit Rauschgoldflitter und tombackenen Kettlein behängt. Wir Liturgiefreunde dürfen nicht strenger sein als die mütterlich verstehende Autorität der Kirche, die sich von wahrer Liebe rühren läßt, auch wenn diese hilflos und plump erscheint.

liturgie.de

Nach diesen Bekenntnissen wird es uns nicht mehr verwehrt sein, die innigen Texte und Formen der Gottesverehrung uns selber eifrig zu eigen zu machen, die nicht irgendein Frommer oder irgendein Heiliger erdacht, die vielmehr die Gemeinschaft der Heiligen selbst gestaltet hat. Das Lied der Braut ist uns ehrwürdiger als die Lieder der Brautführer. Es wird uns nicht mehr verwehrt sein, alle Gebete und Gesänge und Gebräuche an ihrer von Gott gesetzten Norm zu messen, an den Psalmen und Hymnen aus der Schrift, am „Vaterunser", das uns Jesus lehrte, und an der Haltung des Herrn, wenn er mit dem Vater sprach. Was wir aus dem Herzen heraus dem Vater im Himmel zu sagen haben, werden wir anschließen und einschließen jenen „Collecten", den Tagesorationen des Meßbuches, in denen das Wort „Ich" keinen Platz hat, weil es keinen eigenen Platz mehr braucht. Es ficht uns durchaus nicht an, daß diese Gebetsformeln einer längstvergangenen Zeit entstammen, daß sie nicht ein deutscher Mund gestaltet hat. Sie kommen ja aus der Zeit, in der noch erster Enthusiasmus und erprobtes Heldentum sich herzgerade auszusprechen wußten, aus der Zeit, in der eben die Institutionen begannen, das Erbe des uranfänglichen Geistessturmes für alle kommenden Geschlechter zu erhalten, so daß diese Formeln vom Geiste schier übervoll sind.
Was vor Gott einmal richtig und groß gesagt ist, bleibt wahr und giltig für alle Zeit. Es wird auch für den deutschen Katholiken von heute körnige Seelennahrung sein, weil die Seele heute noch nach derselben Sättigung ruft wie ehedem: „Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?" Wir Katholiken brauchen diese Frage der Johannesjünger (Matth. 11, 3) nicht mehr an den Herrn

liturgie.de

zu richten. Denn jede Kunde aus seinem Munde, die unsere bildgewordene Bibel, die heilige Liturgie, uns vorstellt, ist frohe Botschaft all unserem Bedürfen.

3. Liturgie und Innerlichkeit

(3. Adventsonntag)

„Was taufest du denn?" fragten die Pharisäer den Johannes (Joh. 1, 25). Daß er predigte, hätten sie ihm weniger verdacht, hätte er nicht auch eine Tat gesetzt, ein *Zeichen* geschaffen, wie es die großen Propheten getan hatten. Johannes aber wollte, seiner Sendung sich bewußt, auf die Menschen sicherer und stärker wirken, als es nur durch das Wort möglich war. Deshalb vollzog er an ihnen ein Zeichen der Reinigung, um ihre Sehnsucht nach innerer Reinheit, ihre Abkehr von der Sünde und Hinkehr zur Buße zu wecken und zugleich sichtbar zu machen. Diese Taufe wirkte, wie es eben Zeichen tun, gemeindebildend, sie schloß die Getauften von den Nichtgetauften ab, schloß sie um den Täufer zusammen. Freilich vermochte er nur „mit Wasser" zu taufen, das heißt, er konnte nur Gesinnung schaffen, nur Bereitschaft, nur guten Willen. Er konnte aber nicht Gottes Gnade herabzwingen, das reine Geschenk von oben nicht erwirken. Der Größere, der nach ihm kommen sollte, dieser erst sollte „mit Feuer und Heiligem Geiste" (Matth. 3, 11) taufen, das heißt im irdischen Zeichen die versöhnende und umschaffende Kraft Gottes in die empfangsbereiten Herzen senken, über die sinnlich faßbaren Bahnen das Geistige, den reinen, göttlichen Geist, den Heiligen Geist selbst in die Seelen leiten. Die Johannestaufe war, wie wir heute sagen, ein Sakramen-

LITURGISCHES INSTITUT

liturgie.de

tale, die christliche Taufe erst sollte Sakrament, wirksames äußeres Zeichen innerer Gnade sein. Alttestamentliche und neutestamentliche Liturgie stehen sich hier gegenüber. In der ersten findet das Streben der Seele zu Gott ihren Ausdruck, in der zweiten aber gibt Gott selbst kund, daß er sich in Gnaden mit ihr vereint. Das ist der doppelte Sinn aller Liturgie: Der Mensch stellt sich Gott dar, Gott gibt ihm in Zeichen seine Gnade.

Nun wollte doch Jesus, daß wir den Vater „im Geist und in der Wahrheit anbeten" (Joh. 4, 23)! Nun sagt er uns doch. daß „der Geist weht, wo er will", so daß niemand sagen kann, „woher er kommt und wohin er geht" (Joh. 3, 8)! Damit scheint er doch über alle festen Ausdrucksformen des Gottesumganges, über alles Zeremonien- und Formelwesen in der Gottesverehrung hinauszuweisen in eine zukünftige Religion der reinen Innerlichkeit, der äußersten Geistigkeit, zu der ein Mensch sich überhaupt zu erheben vermag! Es scheint, die letzte Stufe des Gottesdienstes werde dann kein lautes Gebet, nicht einmal eine Anbetungsgeste, sie werde kein äußeres Opfer und keine priesterlichen Dienste mehr kennen. Solcher Spiritualität ist auch oft genug das Wort geredet worden und damit dem Ende aller Liturgie. Die Losung ist tatsächlich verlockend. Denn sicherlich gab es bis auf Christus den Herrn allzuviel Formen ohne Geist. Der Kult war vielfach zu einer Apparatur geworden, die gedankenlos abgespielt werden konnte, auch von dem Menschen, der des Geistes der Hingebung vollkommen bar war. Daß aber Geist nach Form verlangt, daß er in Formen sich erhält, daß er durch Formen gestärkt wird, leuchtet nicht ebenso leicht ein.

liturgie.de

Wir werden zunächst mit Nutzen bedenken, daß *Jesus* selbst die Tempelliturgie *mitmachte*, daß er in geheiligten Formeln, z. B. in Psalmenstellen, seine tiefsten Seelenregungen aussprach, daß er eine Wiedergeburt „aus dem Wasser *und* dem Heiligen Geist" zusicherte, daß er in Brot und Wein seinen Leib und sein Blut zu reichen versprach. Alle diese Zeichen müssen also doch für Gottes würdig gelten! Warum sollten sie dann nicht auch menschenwürdig bleiben? Gewiß konnte Gott seine Gnade zeichenlos in die Seelen schenken, gewiß tut er dies auch oft und oft, so daß etwa ein Heide, der von der Taufe nie etwas hörte, ein Gotteskind werden kann, weil seine Sehnsucht voll und rein nach der Erlösung und Heiligung schreit. Gewiß kann Gott seine Nähe dem Gemüte spürbar machen, ohne daß er äußere Zeichen gibt, und ohne daß die Seele nach solchen Zeichen noch verlangt. Aber ist hier nicht der Selbsttäuschung Tür und Tor geöffnet? Gibt es wirklich nur echte Mystik? Gibt es nicht auch leere Stimmungen, gefährliche Illusionen, dämonischen Trug?

Darum wollten es die Weisheit des Vaters und Jesu brüderliches Verstehen, daß auch der Weg des Heiligen in unsere Seele seine Kennmarken habe, daß die Wahrheit durch Menschenmund an unser Ohr geleitet werde, und daß die Gnade bildhaft vor unser Auge trete. Wird ja doch alle Erkenntnis dem Geiste durch die Sinne aufgeschlossen, entzündet sich doch alles Begehren an der sichbaren, greifbaren, fühlbaren Nähe des Gutes. Indem der Herr sieben schlichte Zeichen setzte, die Gottes Gnadentaten anzeigen, wirken und verbürgen, schuf er eine neue bleibende *Liturgie*.

Wo aber Geist im Menschen ist, da schafft er sich seinen

liturgie.de

Ausdruck, er gestaltet das Antlitz, er löst die Zunge, er diktiert allen Gliedern, er will anderen Geistern verständlich werden, er wirbt und entzündet sie für das, was ihn selber reich macht, er setzt Denkmale seines Erlebens in bleibenden Gebilden seiner Hand. Es hat darum nie eine wahre Religiosität gegeben, die nicht in Formen, in Kunstwerke, in feinen Dienst sich herausgelebt hätte. Solange wir einen Körper haben, können und wollen wir nicht ohne Ausdruck leben. Das wäre so unsinnig, als wenn ein Maler sich die Hände wegwünschte, nur weil sie die Inspirationen seiner Seele niemals ganz rein und voll wiedergeben können! Man kann ruhig behaupten: Wo Menschen keinen sichtbaren Ausdruck schaffen, da ist auch gar nichts da, was Ausdruck verdient. Jede echte Gottseligkeit versucht zu reden oder wenigstens zu stammeln, sie antwortet der Gnade in äußeren Akten, sie wird schöpferisch in Liturgie. Wie gründlich hat der deutsche philosophische Idealismus auch uns deutsche Katholiken verdorben, daß wir so ausdrucksscheu geworden sind! Wenn die Sterne voll Lust vor ihrem Schöpfer tanzen, wenn das Leben der reinen Geister von der Schrift bildhaft als ein Singen und Reigen vor dem Throne des Allerhöchsten dargestellt wird, warum sollte ausgerechnet die Ausdruckslosigkeit das Ideal der von Gott ergriffenen Seele sein? Zur Geistigkeit des Neuen Testamentes erhebt sich nur, wer Gott dafür dankt, daß er sich im Wasser und unter den Händen der Apostel, am Tische des Brotes uns gibt, wer Gott damit dankt, daß er seine Andacht Wort und Zeichen, Liturgie, werden läßt.

liturgie.de

4. Liturgie und Individualität

(4. Adventsonntag)

„Alles Fleisch wird das Heil Gottes schauen" (Lk. 3, 6), verkündet der Täufer. Daß das Heil in Zeichen schaubar zu uns kommt, sahen wir in unserer letzten Betrachtung. Einen zweiten Sinngehalt der Liturgie gewinnen wir heute, wenn wir das Wort „Alles Fleisch" ernst nehmen. Hier ist nämlich nicht nur gesagt, daß jedem, der zum Menschengeschlecht gehört, seine Erlösung zugedacht ist, sondern daß sie dem Menschengeschlechte als Ganzem, dem einzelnen nur in der Gemeinschaft mit allen anderen zukommen wird. Gottes Gedanken haben ja ihre wunderbare Folgerichtigkeit. Schon das Wort des Buches Genesis: „Gott schuf den Menschen, Mann und Weib erschuf er *sie*" zeigt uns, daß Gott den Adam nicht als gemeinschaftsloses Individuum gedacht und gebildet hat. Wie schön stellt das Michelangelo dar, wenn er der Seite des schlummernd hingestreckten Adam die Eva entsteigen und sofort die anbetenden, liebeheischenden Hände zum Schöpfer, der vor ihr steht, erheben läßt! Als ein „Wir" genießen die beiden ersten Menschen das Paradiesglück der Gottesfreundschaft, als ein „Wir" rebellieren sie auch in der ersten Sünde gegen Gottes souveränen Willen. Diese Sünde wird nicht nur die Last der beiden, sondern des gesamten Menschengeschlechtes, das sie verantwortlich vertreten. Solidarität der Gnade hätte alle künftigen Menschen mit den ersten verbinden sollen, Solidarität des selbstverschuldeten Verzichtes und Verlustes war nunmehr ihr Los. Ein neuer Adam vom Himmel sollte sie in stellvertretender Sühne entschulden und neuerdings erhöhen: „Wie in Adam

liturgie.de

alle starben, so werden in Christo alle lebendig gemacht" (1. Kor. 15, 22).

Wir sehen: nie ist ein Mensch in völliger Einsamkeit seinem Gott gegenübergestanden. In Adam fielen alle, in Christus stehen sie wieder auf. Wie sich keiner dem Erbe Adams entwinden kann, so wird auch keiner erlöst, außer er werde Christo eingegliedert als Glied seines geheimnisvollen Leibes, in dem zwar jeder einzelne seinen eigenen Dienst hat, diesen aber nur erfüllen kann in der Kraft, die ihm aus dem Haupte, von Christus her, zuströmt. Diese Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Erlösten begründet nun nicht der souveräne Einzelne, indem er sich zum Anschluß entschließt; vielmehr ist es Gott, der ihn hereinruft, und die Gemeinschaft ist es, die ihn erwartet und aufnimmt. Die Kirche entsteht nicht dadurch, daß verschiedene Individuen entdecken, wie sie gleicher Weltanschauung sind und wie nur Einigkeit stark macht, sie entsteht durch keinerlei contrat social. Die Kirche ist vielmehr da, seit Christus ihr seinen Geist als Lebensprinzip gab, sie ladet den einzelnen zu sich ein, sie nimmt ihn auf in die Gemeinschaft mit dem Erlöser und seinen Erlösten. In der Gnadenordnung herrscht also wie in der Naturordnung das gleiche Gesetz, daß Gemeinschaft das Erste ist, und daß der Einzelne aus dieser Gemeinschaft das Leben nimmt, daß er es in ihr lebt und für sie mitlebt. Die liberale Idee, in der Frömmigkeit stehe die Seele ihrem Gott völlig einsam gegenüber, kann also nie und nimmer aus Gottes Wort hergeleitet werden. Sie wäre nur aus einer „schöpferischen Innerlichkeit" (W. Dilthey) verständlich, die den Menschengeist oder das Menschengemüt zum Erfinder seines höchsten Bedürfnisses, eines Gottes, macht. Wäre das Individuum das Erste, dann

liturgie.de

könnte auch Gott nicht mehr Schöpfer sein, dann wäre nicht nur die Übung der Religion, sondern der Begriff der Religion auf den Kopf gestellt. Dies Furchtbare geschah im deutsch-idealistischen Protestantismus!

Mein geduldiger Leser wird fragen: Was hat das alles mit Liturgie zu tun? Sehr viel und Entscheidendes! Wenn aller wahre Austausch der Seele mit Gott im Gebet und jede Hingabe Gottes an die Seele sich nicht in Einsamkeit, sondern in Gemeinsamkeit vollziehen, dann ist sicherlich jene Form des Gebetes von besonderer Kraft, die sich der *Gemeinschaft* mit allen Gotteskindern lebendig bewußt bleibt, die sich nicht ängstlich abschließt, sondern freudig anschließt. Echte Frömmigkeit kann bei Ablehnung aller liturgischen Gemeinschaft überhaupt nicht bestehen. Selbst die Quäker halten ja ihren schweigenden Gottesdienst im Bruderkreis. Katholische Frömmigkeit aber weiß, daß wir Gott mit Herz und Mund und Hand dienen sollen, daß Gottes Sohn sich würdigt, im steinernen Gotteshaus, in einem von Menschenhänden gemachten Zelt zu wohnen, sie weiß, daß er dem Heiligtum eigene Diener bestellt hat, zu opfern und zu weihen, daß er ein reines Speiseopfer annimmt aus ihrer und unserer Hand. Ja, die Steine müßten nach Jesu Willen reden, wollte die Schar der Kinder stumm bleiben! Wir können darum sagen: Unsere Frömmigkeit bleibt nur dort in der tiefbegründeten Gewißheit, katholisch zu sein, wo sie in liturgischer Gemeinschaft nicht „Stimmung", sondern „Handlung" sucht, wo sie ins große „Wir" der kirchlichen Orationen und ins „Ihr" der Segensformeln sich birgt.

Freilich ist im Lauf der Kirchengeschichte in unsere gottesdienstliche Praxis allerlei Individualismus eingebrochen. In

liturgie.de

alter Zeit war jedes heilige Opfer als Gemeinschaftsopfer schon dadurch gezeichnet, daß die vielen Priester nur mit dem zelebrierenden Bischof zusammen die Konsekrationsworte sprachen, in der Apsis um den einen Altar geschart. Gewiß schenkt Gottes Güte und die Weisheit der Kirche seit langer Zeit jeder Gemeinde tagtäglich viele heilige Messen an vielen Altären. Sie verlangt aber immer noch aufs strengste, daß wenigstens ein Meßdiener der — freilich oft nicht sehr repräsentable — Repräsentant der ganzen Gemeinde sei. In alter Zeit brachte auch jeder der Gläubigen einen Beitrag zum eucharistischen Opfer persönlich an die Altarschranken. Und jedermann beteiligte sich an den Wechselreden zwischen Priester und Volk, jeder umarmte den Nachbar im Versöhnungskuß, ehe er seine Opfergabe, in das Himmelsbrot gewandelt, vom Altar zurückempfing als Nahrung seiner Seele, als „Band der Einigung" mit seinem Herrn und allen Brüdern. Von all diesen Bräuchen blieben uns heute nur blasse Erinnerungen. Die Kirche wird die Stunde erkennen, in der uns diese alten Ausdrucksformen der Opfergemeinschaft wiedergeschenkt werden können. Diese werden freilich nicht dadurch neuerweckt, daß man „Gemeinschaftsmessen" von „gewöhnlichen" Messen unterscheidet, daß man dann in solchen „Gemeinschaftsmessen" vom Pfarrvolk sich genießerisch oder naiv überheblich absondert, oder daß man gar seinen eigenen „Geist" gegen die geltenden Gesetze der kirchlichen Autoritäten stellt. Eines aber ist gut und groß an der neuesten Rückentwicklung zu altem liturgischen Denken: das „fromme Glück im Winkel", die „Sammlung" hinter verschränkten Händen, die Privatunterhaltung mit Gott in seliger Zweisamkeit, das bloße

liturgie.de

Messe-„Hören" haben heute schon ihren Zauber, ja ihren vermutlichen Idealcharakter und ihre vermeintliche Pflichtmäßigkeit verloren. Wir alle, die von dem *einen* Brote essen, wir erkennen uns wieder als *einen* Leib, als *ein* Fleisch, das Gottes Heil schaut. In der Zeit der Falkschen Maigesetze waren in Westfalen viele Pfarreien verwaist, vielen Priestern war der Hintritt zum Altar verboten. Da wurde ein braver Dorfschulze vor Gericht befragt, ob sein Pastor an einem bestimmten Tag zelebriert habe. Der Mann antwortete: „Ich weiß es nicht. Ich blicke bei der Messe nicht auf den Altar. Ich habe Gescheiteres zu tun: Ich blicke in mein Buch." Solche Frömmigkeit mag rühren, aber sie ist von gestern und wird nicht wiederkommen.

5. Liturgie und Volkstum

(Weihnachten)

„Durch das Geheimnis des fleischgewordenen Wortes ist den Augen unseres Geistes das neue Licht Deines Glanzes aufgestrahlt, damit wir, Gott sichtbar erkennend, durch Ihn zur Liebe des Unsichtbaren hingerissen werden." In diesen Worten der Weihnachtspräfation haben wir nicht nur eine klassische Sinndeutung der Inkarnation des Herrn, sondern auch der Liturgie unserer Kirche, die ja fortgesetzte Inkarnation des göttlichen Wortes ist. Wie die Inkarnation, leitet auch die Liturgie den Menschengeist über das Sichtbare zum Unsichtbaren. Die Liturgie unterscheidet sich gerade dadurch von heidnischen Diensten, daß sie nicht beim Sichtbaren stehen bleibt und die „Elementargeister" nicht vergottet (Gal. 4, 3). Nie hat es in der Menschheitsgeschichte

liturgie.de

eine zeichenlose Religion gegeben, nur hatten die Zeichen das Weiterführende, Hinaufleitende: „Suchet Gott über uns!" verloren, so daß sich das Geschaffene selbst an die Stelle des Schöpfers drängte, bis Holz und Steine, Naturereignisse und Menschenwerke die Ehren abfingen, die sie weitergeben sollten.

Es ist nun gar kein Zweifel, daß uralte, urmenschliche Zeichen der Gottesverehrung, die in der Synagoge ebenso wie in der Antike Heimatrecht besessen hatten, in die Liturgie der neutestamentlichen Gemeinden übernommen wurden. Nicht nur Elementarformen der Andacht, wie das Stehen und Knien, das Erheben der Arme und Falten der Hände, Naturalgaben als Ausdruck der Opfergesinnung, schienen sich mit dem neuen Geist zu vertragen. Auch manche Kunstformen aus Dichtung und Gesang, aus symbolisch gemeinter Bilderfreudigkeit, aus spielerischem Schmuckbedürfnis kamen aus der vorchristlichen und noch unchristlichen Welt herein ins neue Heiligtum. Wie die Israeliten das Gold der Ägypter unbedenklich mitnahmen ins Land der Verheißung, so hielten es die ersten christlichen Jahrhunderte mit einer Ausdruckswelt des hellenischen Kulturkreises, die wahrhaft schön und darum auch wahrhaft gotteswürdig schien. Die katholische Liturgie bewahrte diese betende Kunst bis auf den heutigen Tag so treu, daß sie immer noch die Sprache der Römer spricht, die Kleider der Griechen trägt, die Kultgeräte den Hebräern nachbildet. Freilich wandten sich schon früh und immer wieder fanatische Geistesverehrer dagegen, daß sich neuer Geist überhaupt nach außen wende und sich gar in alten Formen, die er nicht selber schuf, behaglich fühle. Aber erst der Zeit der großen Glaubensspaltung gelang

liturgie.de

es, im Christenmenschen Gesinnung und Ausdruck, Geist und Gestalt voneinander zu spalten, im Zorn gegen den papistischen Götzendienst einen Puritanismus der verschiedensten Grade von der „Verinnerlichungs"-Parole bis zur „Bildersturm"-Parole aufzubringen. Man kann durchaus nicht sagen, daß Luther an allen Folgerungen aus seinem revolutionären Prinzip Freude erlebt hätte, nicht einmal, daß er katholischem Brauch grundsätzlich entsagt hätte. Es wäre auch gar nicht möglich gewesen, ein in Liturgiefreudigkeit aufgewachsenes Geschlecht plötzlich für eine zeichenlose Mystik zu begeistern. Wie hätten etwa die stolzen Nürnberger in „Schwarmgeisterei" alle Herrlichkeiten in ihren Kirchen wieder zerstören können, die sie soeben in Holz und Stein, in Erz und Gold, im farbenfrohen Bekenntnis des Glaubens geschaffen hatten? In der Tat hielten sie ja bis 1800 den lutherischen Gottesdienst in katholischen Ornaten, und heute noch sind Nürnbergs Kirchen köstliche Schatzhäuser, Museen des Liturgieverständnisses der katholischen Ahnen, wie auch schier jedes Haus noch sein schützendes Madönnchen trägt. In Norwegen gelang die Einführung des Luthertums überhaupt nur, weil die Leute Jahrhunderte lang kaum bemerkten, daß die alten katholischen Gottesdienstformen in neugläubigem Sinn erfüllt, vielmehr entleert wurden. Die Geschichte der englischen Kirche ist vollends ein Ab und Auf von Spiritualismus und Ritualismus. Vor hundert Jahren erregte es noch einen Volksaufruhr, wenn ein anglikanischer Geistlicher ein weißes Chorhemd anlegte, heute unterscheidet sich der anglikanische Gottesdienst vom römischen fast nur mehr durch den größeren Reichtum!

liturgie.de

Der deutsche Protestantismus ist seither aus der Inbrunst des Pietismus über die Kälte des Rationalismus in die Geistanbetung des Idealismus gewandert. Orthodoxe wie Liberale verstanden sich im 19. Jahrhundert darin, daß in Hof und Heer und in der Kunst dem Ausdrucksbedürfnis der Seele Genüge zu tun sei, daß aber die Religion um keinen Preis aus dem Gefängnis des Wortes herausbrechen dürfe. Vor wenigen Jahren noch mußte ein junger Seelsorger aus einem strenggläubigen Kreise scheiden, weil er zum Segen die Hände erhob, ähnlich wie katholische Priester es tun. Stiftsdamen hatten sich beschwert, daß das „auf die Sinne wirke"! Vor wenigen Jahren noch wurde einem Lichtbildner, der den Hochaltar eines längst evangelisch gewordenen Domes für ein Inventarisationswerk aufnehmen sollte, verwehrt, den kahlen Altartisch mit Pflanzenschmuck zu versehen, weil dies „so katholisch" sei! Wie erblickte man doch sogar in dem Vorschlag, „Schweigeminuten" im Gottesdienst für stilles Gebet einzuschalten, eine Gefahr für die Hochschätzung des Wortes! Heute freilich beginnt man einzusehen, daß diese angstvolle Sorge um rechte Geistigkeit dazu mithalf, das Volk aus den Kirchen zu vertreiben. Heute suchen weite Kreise wenigstens den Zeichen deutschen Ursprungs wieder Heimatrecht im Gotteshaus zu verschaffen.

Man tadelt auch die katholische Kirche nicht mehr dafür, daß sie überhaupt eine sinnenfällige Liturgie hat, nimmt es ihr aber sehr übel, daß diese Liturgie volksfremden Ursprungs und Charakters ist. Man fordert, daß wenigstens die lateinische Kirchensprache verschwinde, wobei man freilich vergißt, daß selbst durch lautestes Reden in der Muttersprache das „Mysterium" selbst nicht so gemeinverständlich

liturgie.de

wird und auch nicht zu werden braucht, wie eine Predigt naturgemäß gemeinverständlich sein muß, wenn sie überhaupt Wert haben soll. Man wünscht, daß deutschen Volksgebräuchen Einlaß in die heiligen Mauern gegeben werde, nachdem man bisher diese urdeutschen Volksgebräuche als rückständigen Aberglauben verachtet hat. Freilich war in der katholischen Tradition das Verhältnis von liturgischer Frömmigkeit und populärer Andachtsübung zu verschiedenen Zeiten verschieden ausgewogen. Darum begegnet der Wunsch nach möglichster Volks- und Erdnähe weisem Verständnis auch bei kirchlichen Autoritäten. Diese urteilen nicht so streng, wie es Newman einmal tat: „Eine Volksreligion ist immer eine verdorbene Religion." Newman denkt hier an die Eigenart der Volksseele, die religiösen Vorstellungen möglichst zu vereinfachen und möglichst zu vergegenständlichen. Dabei kommt die erhabene Reinheit der Gottesvorstellung allerdings gar leicht zu Schaden. Und der Ausdruck der Verehrung wird dann primitiv, hilflos, stillos, zuweilen auch dumm und roh. Darum haben auch altheidnische Einbildungen und Praktiken im Volk ein zähes Leben. Die Kirche verliert darüber nicht die Geduld, weil sich auch eine Frömmigkeit aus ungeläuterten Begriffen und in unbeholfenen Formen durch die gute Absicht, durch die echte Hingebung, durch wahren Opfergeist empfehlen kann. Eine liturgische Gesetzgebung jedoch wird nur vom rein erfaßten Dogma und vom Vorbild der heiligsten Geistesträger ausgehen. Darum wird die liturgische Ausdruckswelt immer über dem Niveau der Kleinen im Geiste stehen. Die Gnade aber, die sie birgt und bringt, die sie zugleich verhüllt und darstellt, wird aller wahren Empfänglichkeit, Opferbereit-

liturgie.de

schaft und Gottesliebe zuteil werden. Sie setzt nichts als das gute Gewissen und den guten Willen voraus. Nichts liegt der Kirche so fern wie ein „odi profanum volgus", wie Ästhetentum, Bildungsdünkel, wie Reserve gegen das „Volk". Darum versperrt sie zwar den heiligen Bezirk der Liturgie dem nur Nationalen, nur Volksmäßigen, sie hat aber dennoch ihre helle Freude daran, wenn rings um den hohen Dom die tausendjährigen Rosenstöcke wuchern. Die strengen Quader und die lockeren Ranken vertragen sich gut, Volkstum findet seine Stütze an der Liturgie. Und Liturgie wird nicht zu starrem Formelwesen erstarren, solange lebendiges Volkstum die Randbemerkungen des fröhlich-gläubigen Herzens zum heiligen Texte schreibt.

6. Liturgie und Volksbrauch

(Epiphaniefest)

Es ist im bayerischen Stammesgebiet nicht selten, daß romanische Basiliken strengster Bauart erst mit gotischen An- und Einbauten versehen, dann mit reichstem barocken Zierat überkleidet wurden, bis schließlich die Grundgestalt nur mehr vom Auge des Kenners festgestellt werden kann. Ähnlich haben viele liturgische Tage und Bräuche im Laufe der Zeit allerlei Umgestaltung und Umdeutung erfahren. Die immer schaffende Phantasie des gläubigen Volkes umkleidete das ursprüngliche Werk mit mehr oder weniger glücklichem Ornament. Schließlich strömte die Gestaltungsfreude noch hinaus vor die Kirchentüren und hinein in die Plätze, Straßen, Häuser und Kammern. Der Historiker und Stilkenner hat nicht an all diesem Zuwachs reines Gefallen. Manches muß

liturgie.de

die kirchliche Autorität sogar als Auswuchs wieder entfernen, und wenn sie dabei dem Volk weh tun müßte, das seine kindlichsten und krausesten Einfälle zuweilen besonders lieb hat. Die dogmatische Grundidee und die liturgische Grundgestalt eines Festes dürfen vom Brauchtum des Volkes nicht bis zur Unkenntlichkeit überwuchert werden. Das Dorf muß bei der Kirche bleiben, das heißt, keine Spezialdevotion, sei es einer Volksmenge, sei es der einzelnen Frommen, darf je den Zusammenhang mit der hohen, strengen Liturgie gänzlich verlieren. Gerade das *Epiphaniefest* kann uns die dreierlei Formen deutlich zeigen, die ihm frühchristliche Tradition, kirchliche Fortentwicklung und volkstümlicher Spieltrieb, alle drei um die Wette schöpferisch, gegeben haben.

Die Anfänge dieses dritten Hochfestes der Kirche sind nicht so einfach festzustellen wie die Anfänge der beiden ältesten, der Oster- und der Pfingstfeier. Schon um das Jahr 200 war in Alexandrien der 6. Januar als Tauftag Christi angenommen worden. Von dieser „Erscheinung des Herrn", dieser Offenbarung seiner Gottesherrschaft durch die Stimme des himmlischen Vaters ging die Erinnerung bald rückwärts zum Erscheinen des Herrn „im Fleische" zu Bethlehem, zur „Erscheinung des Sternes" und der Weisen als erster Repräsentanten der Heidenwelt, bald ging sie auch vorwärts zum Andenken der ersten Wundertat des Herrn zu Kana. Demgemäß waren die ältesten Namen des Festes: „Der Tauftag", Theophanie, d. h. Gotteserscheinung, oder einfach Epiphanie, „Erscheinung". Im 4. Jahrhundert wanderte das Fest in den Okzident, dafür wanderte die Geburtsfeier, die Weihnacht, von Rom her nach dem Orient. Die Übung, am

liturgie.de

Tauftag Christi die Neubekehrten zu taufen, wurde jedoch im Abendland nicht übernommen, ja, es währte bis ins 11. Jahrhundert, ehe man hier wenigstens die feierliche Wasserweihe zuließ. Mit der weiteren Ausgestaltung des Kirchenjahres kam es zu einer Auseinanderschichtung der Überfülle von Festmotiven, zur Scheidung von Weihnacht und Epiphanie, zur Ausbildung je eines kleinen Systems liturgischer Tage und Wochen um die beiden Sonnen. Vigil, Oktav und Nachfeier in sechs Sonntagsoffizien blieben bis heute erhalten, ebenso wie der Charakter des Herrenfestes in der Liturgie keine Wandlung erfuhr.

Den Namen „Dreikönigsfest" und den Charakter eines Heiligengedenkens kennt die Gesamtkirche für den Epiphanietag heute noch nicht. Dieser Name und dieser Charakter sind deutsche Übung, aus deutschem Volksgemüt entsprungen. Verdanken wir doch auch die Dreizahl der Magier, ihre Königswürde, ihre Namen und ihre Rassenzugehörigkeit, ihre Verehrung als Heilige der liebevollen Fabulierfreudigkeit des frommen Kirchenvolkes. Die heiligen Drei waren auch nach ihrem Tode, der, wie das alte Kölner Brevier weiß, im fernen Orient erfolgte, wanderlustig geblieben: Vom Orient waren ihre Gebeine erst nach Konstantinopel, dann nach Mailand gekommen. Friedrich Rotbart „erwarb" sie dann auf seine Art 1162 als Erobererbeute und verschenkte sie an seinen Kanzler Rainald von Dassel, der ihnen in seiner Bischofsstadt zu Köln bleibende Ruhstatt bestimmte. An Ehren sollte es ihnen dort wahrlich nicht fehlen: Man baute für sie den herrlichsten goldenen Schrein und darüber den gewaltigsten deutschen Dom. Und die deutschen Kaiser pilgerten zu ihnen sogleich nach ihrer Krönung in Aachen, und der

liturgie.de

Rhein wurde zur Dreikönigsstraße, ihre Kronen wurden zum Wappenbild des „heiligen Köln". Die deutsche Kunst zumal zählt die Weisen aus dem Morgenland zu ihren Lieblingsheiligen, wobei sie sich übrigens schon mit der Katakombenkunst trifft. Nichts hindert uns, es herzlich zu begrüßen, wenn so eine Auswahl aus dem Gedankenreichtum der Epiphanie uns ein deutsches Sonderfest schenkte.

Schier übermächtig hat nun das Volk an diesem Teilgedanken der Liturgie sein dekoratives Talent erprobt. Mit der Wasserweihe verbindet der Lokalbrauch in deutschen Ländern eine eigene Weihe von Weihrauch, Räucherkerzchen und Kreide. Damit verbinden sich die lieben Erinnerungen an die Gaben der Weisen und an die Bezeichnung der Türpfosten zum Schutz gegen den Würgengel, der die Erstgeburt Ägyptens schlagen, die Familien der auszugsbereiten Juden aber schonen sollte. Mit „Dreikönigswasser" und „Dreikönigsrauch" werden nun die Häuser gesegnet, mit der Kreide werden die Türen für ein neues Jahr des Heiles bezeichnet. Die Kinder wandern vielerorts mit einem drehbaren, hell erleuchteten Stern von Haus zu Haus, alte Weisen singend. Sie ahnen nicht, daß sie damit eine altheidnische Vorstellung „taufen", daß nämlich das in den vorausgehenden zwölf Rauhnächten stehengebliebene Sonnenrad wieder in Gang gesetzt werden soll. Aber auch jahrüber haben die drei Weisen, die der Stern so sicher geleitet hatte, den frommen Christen wertvollen Dienst zu tun als Reisepatrone, zuletzt auch als Patrone für die Reise in die Ewigkeit. Nicht umsonst nannten sich die berühmtesten Herbergen an großen Pilgerstraßen „zum Mohren", „zum Stern", „zur Krone", „zu den hl. Drei Königen".

liturgie.de

So reich segnet die Liturgie der Kirche einen einzigen Wintertag! Freuen wir uns der Fülle, seien wir auch hierin „katholisch", daß wir alles, alles an seiner Stelle gelten lassen: Das Herrenfest in seiner Mysteriengröße, das Heiligenfest mit seinem geschichtlichen Zauber, das Volksfest in seiner harmlosen Schau- und Singelust. Diesen Königen zuletzt ziemten karge Gaben!

liturgie.de

II.
DAS UNBLUTIGE OPFER DES NEUEN BUNDES

1. Alttestamentliche und neutestamentliche Opfer

(2. Sonntag nach Erscheinung)

Zum weiten Kreis der Festgedanken von Epiphanie gehörte von jeher die Offenbarung der Herrlichkeit Jesu im Wandlungswunder auf der Hochzeit zu Kana. Dieses Wunder wird leicht als Typus jener Wandlung erkannt, die Jesus beim Abendmahl an Brot und Wein vollzog, die bei jeder heiligen Messe in seinem Auftrag, in seiner Kraft und zu seinem Andenken wieder geschieht. Durch die Wandlungsworte wird das Opfer des Neuen Testamentes zu einer tagtäglichen, wahren Epiphanie des verklärten Herrn.

Ein tieferes Verständnis dieser uns so vertrauten Epiphanie können wir auf zwei Wegen gewinnen: auf dem Weg *gedanklicher* Überlegung, der sog. Spekulation über die biblischen und kirchlichen Texte, oder auf dem Weg der *geschichtlichen* Betrachtung. Der Weg der Spekulation wird sich empfehlen, wenn wir dem dogmatischen Wesen der hl. Messe nachsinnen, der Weg der geschichtlichen Betrachtung, wenn wir die liturgische Erscheinung erfassen wollen. Auch bei richtiger Grundauffassung vom Wesen der hl. Messe bliebe allerlei unrichtige, unverbindliche, freie, ja willkürliche Deutung der Meßliturgie möglich. Aus älteren Gebetbüchern kennen wir z. B. die Versuche, die einzelnen Gebete und Handlungen, die beim hl. Opfer einander folgen, als Abbilder einzelner Lebensdaten

liturgie.de

oder Leidensmomente Jesu auszulegen. Man macht auf diese Weise das Symbolische noch einmal zum Symbol. Es besteht dabei nur die Gefahr, daß die zweite und dritte Schicht sinnbildlicher Auslegung immer luftiger, immer mehr irreal wird. Bei der Meßerklärung kann es sich aber weniger um eine Überschau handeln, wie dieser und jener Heilige, Fromme oder Gelehrte die Liturgie ausgelegt haben, erst recht nicht um einen Versuch, die eigene Phantasie an ihr zu erproben. Die Fragestellung darf nicht heißen: „Wie *kann* man die Texte und Formen auslegen?", sondern: „Wie *müssen* wir sie verstehen aus dem Willen, der sie gestaltet, gesammelt, geordnet, vorgeschrieben hat?" Die vom Hl. Geist geleitete kirchliche Autorität hat in Jahrhunderten die heutige Meßgestalt geschaffen, und sie schafft noch immerfort. Wir werden uns also um ein *geschichtliches* Verständnis bemühen müssen, wenn wir ein wahres und allgemein gültiges, verpflichtendes Verständnis gewinnen wollen. Das sachlich und zeitlich Erste ist selbstverständlich die *Idee*, die Grundwahrheit und -wirklichkeit, die da Gestalt gewinnen sollte. Diese erfahren wir aus Schrift und Tradition, wie sie von der Lehrautorität vorgelegt und von der wissenschaftlichen Dogmatik bearbeitet sind. Unseren Betrachtungen über die Meßliturgie müssen wir daher ein Stück Spekulation voranstellen. Der freundliche Leser wird einige Denkarbeit nicht scheuen. Es geht ja um das große „mysterium fidei", das „Geheimnis des Glaubens", wie es im heiligen Wandlungstexte heißt!

Die Opfer des Alten Bundes, blutige oder unblutige, waren Hinweise auf das Opfer des neutestamentlichen Melchisedech, das der letzte der Propheten, Malachias, klar verkündet. Im 6. Kapitel des Johannesevangeliums sagt Jesus, am

liturgie.de

Tag nach der ersten wunderbaren Brotvermehrung, das neue Speiseopfer voraus, jenes Himmelsbrot, das der Herr selber ist, der sein Fleisch und Blut zur Nahrung der Seelen geben wird. Nach dem vorbildlichen Ostermahle vollzog der Herr, am Vorabend seines blutigen Opfertodes, zum erstenmal die „Tat" der Hingabe des Leibes und der Vergießung des Blutes unter den Gestalten von Brot und Wein. Dann gebot er seinen Jüngern, das gleiche zu seinem Andenken immer wieder zu „tun". Das Opfer im Abendmahlsaale war ein unblutiges, es war aber nicht als bloßer Ausdruck der Opfergesinnung unwirksam zur Versöhnung gleich den alttestamentlichen Speiseopfern. Es war vielmehr ein wirkliches und wirksames Versöhnungsopfer in einer sinnbildlichen, sakramentalen Form. Es hatte ja dabei keine wirkliche Trennung von Leib und Blut des lebendig tätigen Herrn stattgefunden, sondern nur eine Trennung *im Sinnbild*, nämlich in zwei verschiedenen Gestalten, in Brot und Wein, die sinnbildliche Vorausnahme des blutigen Lebensopfers am folgenden Tage, des Kreuzestodes, der „in *einem* Opfer", wie der Hebräerbrief sagt, „das Heiligungswerk vollendete" (Hebr. 10, 14). Als nach der Sendung des Hl. Geistes die Apostel das im Abendmahl ihnen anbefohlene Tun aufnahmen, wurde das Kreuzesopfer dadurch nicht irgendwie ergänzt, sondern erneuert. Diese Erneuerung geschieht gleich jener Vorausnahme am Abendmahlstisch wiederum in sakramentaler, unblutiger Form. Auch dieses Opfer ist immer wieder Opfer Christi, nicht nur Opfer der Gemeinde oder des Priesters. Christus selbst opfert täglich von neuem seinen Leib und sein Blut in den getrennten Gestalten von Brot und Wein dem Vater auf. Er tut es durch Mund und Hände

liturgie.de

des Priesters, der sein Stellvertreter ist. In den sakramentalen Gestalten aber ist er nunmehr so gegenwärtig, wie er im Himmel lebt, nicht mehr sterbend in wirklicher Trennung des letzten Blutstropfens vom Leibe, sondern leidensunfähig und verklärt.

Hier wird der Sinn der *zwei Gestalten* offenbar, in denen der real untrennbare Gottmensch zugegen ist. Wenn nicht die sakramentale Trennung geschähe, wäre überhaupt kein Opfergeschehen, keine Opfertat gegeben. Darum sind zum Meßopfer die zwei Gestalten ebenso nötig, wie zur Speisung der Seele nur eine von ihnen nötig ist. Es sind ja nicht zwei Christus in zwei Gestalten, wie nicht viele Christus in vielen Hostien oder im Hostienteilchen nur ein Glied des Leibes gegenwärtig zu denken sind. Daher die Verschiedenheit der Übung, die so wenig verstanden wird: Solange die Laienkommunion in zwei Gestalten üblich war, wurde gleichzeitig bei bestimmten Anlässen auch das Brot allein oder der Wein allein gereicht. Die Erinnerung daran hält der konservative Orient heute noch fest, indem der Priester schon dem neugetauften Kind das heiligste Sakrament in der Gestalt des Weines spendet. Selbst Johann Hus, der fanatische Kämpfer um den „Laienkelch", vertrat in der Theorie durchaus korrekt die kirchliche Lehre von der Gegenwart des lebendig verklärten Herrn im Brot allein. So wenig bestand hier ein Problem für die noch einige Kirche.

Nachdem Luther die innerste Einheit des unblutigen Meßopfers mit dem blutigen Kreuzesopfer verkannt und aus Eifer für die Würde der rettenden Golgathastunde die Messe als bedeutungslos, ja als götzendienerisch verworfen hatte, widmete die Kirche dem täglichen Opfer ein besonders ein-

liturgie.de

dringliches Nachdenken aus doppelt inniger Liebe. Ihre Theologen werfen seither die Frage auf, worin nun eigentlich der *Opfercharakter* der Messe liege. Der heilige Thomas hatte hier nur ein Blitzlicht auf den Weg geworfen, als er sagte, daß mit den Opfergaben „etwas geschieht, getan wird": „aliquid fit". Bisher hatte man aus heiliger Scheu vor dem Geheimnis, vor diesem tiefsten Lebensgeheimnis der Kirche nicht weiter gefragt, was denn damit geschehe. Nun aber meinten manche, das Opfer Christi bestehe hier in seiner Selbstverdemütigung, wenn er in die armseligen Gestalten herabsteigt, andere lehrten, es liege in der Zerstörung der Gestalten, andere wieder vermuteten, Jesus bringe bei jeder hl. Wandlung ein neues himmlisches, geistiges Opfer seinem Vater dar. Die beste und einfachste Erklärung dürfte immer noch die älteste sein, daß nämlich das Opfer Christi in der sakramentalen Trennung der Gestalten und in nichts anderem besteht, wie ja auch im Sakrament die Früchte des Kreuzesopfers uns zugewendet werden, wie in der Opferspeise der einzelnen Seele ewiges Leben mitgeteilt wird. Wie es vielfach in der Lehrentwicklung der Fall ist, ist also auch hier die Praxis früher und klüger als jede Theorie.

Am ersten Anfang alles Liturgischen steht freilich das Dogma. Die Lehre Christi und seiner Apostel ist die Wurzel der Liturgie: die lex credendi, das Glaubensgesetz, wird zur lex orandi, zur Gebetsordnung. Daraus folgt aber auch die wunderbare Umkehrung, daß wir aus der Gebetsordnung der Kirche, aus den Liturgien der verschiedenen Zeiten und Völker, auf die lex credendi, d. h. auf den Glauben der einzelnen Kirchen und auf dessen Übereinstimmung mit der

liturgie.de

Gesamtkirche, schließen können. Der Kundige weiß, daß einer bestimmten Wurzel eine bestimmte Blüte entspricht, er weiß aber auch, wenn er die Blüte sieht, aus welcher Wurzel sie kommt.

2. Die Katechumenen-Messe

(3. Sonntag nach Erscheinung)

Nach dem Evangelium Matthäus 8, 1—13 werden im „himmlischen Reich" die Vorrechte des bis dahin auserwählten Volkes ein Ende haben. Die Heiden und Juden werden darin an einer Königstafel sitzen. Jeder ist an diese Tafel berufen, der gleich dem Hauptmann ein ehrliches „Ich bin nicht würdig" spricht. Hier, wie häufig, ist unter dem „Himmelreich" die Kirche auf Erden mitverstanden. Sie hat ihr großes Gastmahl, das heilige Meßopfer. Nun gleicht die Kirche einem riesigen Dom, an dem bis heute fast zwei Jahrtausende gebaut und geschmückt haben. Kein Wunder, daß das Gebäude dem Fremden schier unübersehbar, ja fast regellos erscheint. Ähnlich wird der erste Anblick des katholischen Gottesdienstes den Außenstehenden zunächst befremden, als Ganzes und im einzelnen wird ihm die Liturgie unverständlich, „magisch" oder „mystisch", wie ein Theater oder wie ein historisches Museum, als bloßes Kunstwerk schätzbar oder als Formenkram entbehrlich erscheinen. Wäre aber der Dom nicht richtig gebaut, so stünde er längst nicht mehr. Die ältesten Bauglieder sind die eigentlich tragenden, sie stecken freilich in mancher Überkleidung verborgen. Wir werden also gut tun, zuerst die ältesten Bauelemente des hl. Opfers zu suchen.

liturgie.de

Naive Leute stellen sich die Entwicklung so vor: Zuerst wurde das Abendmahl ganz schlicht und formlos wiederholt, dann nahm man aus Judentum und Hellenismus allerlei liturgische Formen herüber, bis die berühmte „complexio oppositorum" auf diesem Gebiet fertig war; bis heute wurde dann das Wesentliche immer weiter zurückgedrängt und die äußere Gestaltung immer komplizierter, die Einzelheiten wurden regiemäßig und juristisch fixiert und der Geist schließlich ganz ausgetrieben. Die geschichtliche Wahrheit sieht jedoch anders aus: Der heutige Gottesdienst ist eine Abkürzung und Vereinfachung der alten Liturgie, wobei jedoch nichts Wesentliches aufgegeben werden durfte.

Wie stellt sich uns nun die geschichtliche Entwicklung der zentralen Feier, des hl. Meßopfers, dar?

Die christliche *Urgemeinde* zu Jerusalem machte im Tempel den *Gebetsgottesdienst* mit, bei dem Gebete, Psalmengesang, Schriftlesung und Schriftauslegung üblich waren. Am jüdischen Opfergottesdienst jedoch beteiligten sich die Christen nicht weiter, da sie der sinnbildlichen, vorbildlichen, wirkungslosen alten Opfer nach Jesu Sühnetod nicht mehr bedurften. Ihren eigenen sakramentalen *Opfergottesdienst*, den sie im Haus eines Gemeindemitgliedes feierten, nannten sie das „Brechen des Brotes" (Apg. 2, 42). Die Gläubigen stellten dabei selbst Brot und Wein für das Opfer bereit, womit die Sorge für den Unterhalt der Vorsteher und der Armen verbunden wurde. Liturgie und Caritas hielt die Frühzeit in engstem Zusammenhang, besonders wo die sog. *Agape*, ein Liebesmahl der ganzen Gemeinde oder eine Armenspeisung, mit dem eigentlichen Opfermahl verbunden wurde. Dieser Brauch verlor sich schon früh gleich einer anderen Wieder-

liturgie.de

holung der Geschehnisse im Abendmahlssaale, der *Fußwaschung*, die heute nur mehr am Gründonnerstag durch die Großen in Welt und Kirche vollzogen wird.

Mit dem Einströmen der Heidenchristen wurden auch die Judenchristen des Tempels und der Synagoge entwöhnt. Der Gebetsgottesdienst wurde mit dem neutestamentlichen Opfergottesdienst zeitlich und örtlich vereinigt. Er war auch den Taufbewerbern zugänglich, ebenso den wegen schwerer Schuld „Exkommunizierten", d. h. auf eine Zeit vom Gemeinschaftsopfer oder Gemeinschaftsmahl Ausgeschlossenen. Die Ordnung dieses *Wortgottesdienstes* schloß sich natürlich an jüdisches Herkommen an. Die Feier, die vielfach abends beginnt und die Nacht hindurch bis zum Morgen andauert, wird mit dem *Einzug* des Bischofs und der Priester eröffnet. Diesen begleitet Psalmengesang, wofür ein Psalm ausgewählt wird, der dem Festcharakter gedanklich und stimmungsmäßig entspricht. Die Anliegen der Gläubigen werden in ein vom Bischof gesprochenes *Gebet* zusammengefaßt, das den Namen „Gläubigengebet" oder Collecta (Zusammenfassung) trägt. Darauf folgen eine oder mehrere *Lesungen* aus dem Alten Testament oder auch die Verlesung von Apostelbriefen. Wie im antiken Drama der Chor auf das dramatische Geschehen oder auf den epischen Bericht mit lyrischen Anmutungen oder ruhiger Reflexion antwortet, so werden von einem Solisten oder der ganzen Sängerschar (Schola) *Gesänge* betrachtenden Charakters oder jubilierende Tonfolgen eingelegt, deren Texte zumeist dem Psalmenbuch entnommen sind. Darauf folgt die feierliche Verkündung eines Evangelienabschnittes *(Perikope)*, der in der anschließenden Predigt des Liturgen seine Auslegung *(Homilia)* findet. In der Regel

liturgie.de

schließt die Predigt mit der Aufforderung an das Volk, sich „dem Herrn zuzuwenden", d. h. nach Osten, zum Altare hingewendet ein aus dem Herzen des Predigers gesprochenes Gebet sich zu eigen zu machen. Nunmehr werden die Taufbewerber (Katechumenen) und einzelne Büßer aus dem Gottesdienst *entlassen*.

Von dieser ersten Entlassung (missa) erhielt der Wortgottesdienst den Namen „*Katechumenenmesse*", bald aber die ganze Feier schon im 5. Jahrhundert die kurze Bezeichnung „*Messe*", von einem Brauche also, der auf den ersten Blick als unwesentlich erscheint. Er war jedoch von großer Bedeutung, solange der nachfolgende Opfergottesdienst der strengen „Arkandisziplin" unterlag, d. h. vor Heiden, Taufbewerbern und Unwürdigen geheimgehalten werden mußte. Für diese lange nachwirkende Übung war nicht so sehr eine äußere Gefahr maßgebend, da die Türhüter (Ostiarii) umsichtig genug amtierten. Vielmehr bestimmte dazu die zarteste Hochschätzung des heiligsten Gutes der Christenheit, weiterhin eine erzieherische Weisheit, die den Neuling stufenweise in das Innerste der Glaubenswelt einführte, zutiefst aber der Mysteriencharakter, der Geheimnischarakter des heiligen Opfers selbst. Erst dann, wenn alle nicht Eingeweihten entlassen waren, begaben sich die Getauften und in voller äußerer und innerer Gemeinschaft mit der Kirche Stehenden an das Opfer und das Opfermahl.

Wer im heutigen Missale die Liturgie etwa der Quatembertage studiert, wird dieser Grundform des Wortgottesdienstes nachspüren können. Er wird feststellen, daß Einzelheiten, wie das Gloria und Credo, sinnvolle Bereicherung darstellen, wird aber auch den Vorgang der Vereinfachung beobachten,

liturgie.de

wenn er z. B. vom Eingangspsalm nur mehr einen einzigen Vers vorfindet, der von einer „Antiphon" eingeschlossen wird, d. h. von einem kurzen Text, der als Leitgedanke, als Motto, als Stimmungsakkord, als geistliches Vorspiel sozusagen, ehedem nach jedem Psalmvers eingeschoben wurde. Das sog. „*Stufengebet*" trat erst spät an die Stelle des großen Einzuges. Es wahrt im 42. Psalm, im Confiteor und im Altarkuß den Charakter der alten „Apologien", einer demütigen Selbstrechtfertigung vor dem heiligen Wagnis des Hintritts zum großen Mysterium, der auch im Kern- und Restbestand einer „Litanei", in dem neunmaligen „*eleison*"-Ruf zur Trinität nachklingt.

Wer also dem, was wir heute „Vormesse" nennen, aufmerksam beiwohnt, wird vom Geist des Frühchristentums wunderbar eingesponnen. Die alte Form fordert den alten Geist, den Geist des aktiven Tuns, des Mit-Tuns nicht nur mit dem Priester, sondern mit der ganzen Gemeinde im wundervollen Wechsel von Hören und Antwort, von Ruf und Echo, von stiller Bereitschaft und brausendem Bekenntnis.

3. Das Opfer der Gemeinde

(Sonntag Septuagesima)

Was wir heute als „die Hauptteile" der hl. Messe bezeichnen, der eigentliche Opfergottesdienst, wurde ehedem die „*Messe der Gläubigen*" genannt. Diese begann in alter Zeit mit einem großen Gebete, von dem heute nur noch der laut gesungene oder gesprochene Anfang „Oremus"— Laßt uns beten — und das abschließende „Per omnia saecula saeculorum. Amen" übrig geblieben sind. Dieses Gebet hieß mit Auszeichnung das

liturgie.de

Gläubigengebet. Es bestand aus mehreren Fürbitten: Zuerst wurde für die Ungläubigen und die Feinde der Kirche, für Juden und Häretiker gebetet, daß Gott sie zum Glauben bekehre. „Es betet also jeder Gläubige, der innerhalb der Kirche sich befindet, für diejenigen, die außerhalb der Kirche sind" (Augustinus). In diese Fürbitte waren auch die Könige und Obrigkeiten eingeschlossen, damit die Kirche in Frieden leben könne, ebenso die Verfolger der Kirche. Eine zweite galt den Taufbewerbern, eine dritte der Standhaftigkeit der Gläubigen. Voraus ging jeder der Bitten eine kurze Aufforderung zum Gebet mit Angabe der Gebetsmeinung. Das abschließende Amen des Volkes bildete gewissermaßen dessen Unterschrift. In der Karfreitagsliturgie sind diese allgemeinen Fürbitten noch heute enthalten, sie stellen ein ideales Gemeinschaftsgebet dar, in dem Priester und Volk sich vereinigen, um alle kirchlichen und weltlichen Stände, alle Gläubigen und alle Ungläubigen Gott zu empfehlen. Wir dürfen darin die Gebetsschule der frühen Christen sehen.

An das Gläubigengebet schloß sich der *Opfergang.* Jeder der Anwesenden, der nicht zu den ganz Armen zählte, brachte mit eigenen Händen Brot und Wein, „die Gabe des heiligen Altares", an die Altarschranke; vielfach trug man bei dieser Gelegenheit die verschiedensten Naturalgaben herbei, die dem Unterhalt des Klerus der Kirche und der Ausspeisung der Armen in der Gemeinde dienen sollten. Die Gehilfen des Priesters nahmen alles in Empfang und sonderten, was für die Darbietung des heiligen Opfers nötig war, aus, um es auf den Altar zu legen. Das Wasser zu opfern, war ein Vorrecht der Sängerschar. Bei diesem Opfergang wurde jeder Laie sich bewußt, daß Brot und Wein auch seine, nicht nur

liturgie.de

des Priesters Gabe an Gott darstellen, daß er in diesen Gaben sich selbst dem Herrn anbietet, sich selbst gewissermaßen auf den Opfertisch legt. Die Christen zeigten dabei großen Eifer. Als christliche Frauen und Jungfrauen in Barbarenhände gefallen waren, bedauerte sie Augustinus besonders dafür, „daß sie nicht mehr den Trost hatten, ihre Gaben zum Altar Gottes zu bringen oder einen Priester zu finden, durch den sie Gott ein Opfer darzubringen imstande wären". Es würde zweifellos viel zum Verständnis der „Opferung" beim gegenwärtigen Gottesdienst beitragen, wenn die altchristliche Sitte des Opferganges eine zeitgemäße Erneuerung finden könnte. Die Versuche, die von der Jugendbewegung gemacht wurden, konnten freilich ein historisches Stilempfinden nicht recht befriedigen. Daß das Opfer des Priesters auch das Opfer eines jeden Anwesenden ist, kommt heute noch in den Oblationsgebeten zum Ausdruck, auch darin, daß der Diakon beim Hochamt die Gaben erst in dem Augenblick zum Altare bringt, wo sie auf der Patene oder im Kelch Gott dargeboten werden sollen. Wie sehr das alte Christenvolk an den alten Bräuchen hing, ersehen wir aus der Tatsache, daß selbst die Umwandlung der Naturalwirtschaft in Geldwirtschaft die Erinnerung daran nicht auszulöschen vermochte. Beim Totenamt ist auf dem Lande heute noch der sogenannte Opfergang gebräuchlich, ja in einzelnen Gegenden finden sich heute noch eigentliche Naturalopfer, wenn z. B. an gewissen Tagen Brotwecken — Seelenwecken — in einen auf dem Altar stehenden Korb gelegt werden. Der Opfergang brachte natürlich viel Unruhe in das Gotteshaus und mancherlei Gelegenheit zur Zerstreuung. Darum begleitete man ihn vielerorts mit *Psalmengesang* in ähnlicher Form,

liturgie.de

wie wir sie beim Eingangspsalm geschildert haben. Heutigen Tages ist auch an dieser Stelle nur die Antiphon, die den Psalm auf den Tagesgedanken einstellte, übrig geblieben. Die auf dem Altar gesammelten Gaben wurden dann, wie der Altar selbst, *beweihräuchert*. Darin finden wir das urmenschliche Bedürfnis einer lustratio ausgedrückt, d. h. einer Herausnahme der Gaben aus dem Bereich des Profanen, einer Loslösung von allem Zusammenhang mit dem Geist der Sünde, einer Beiziehung für den ausschließlichen Gebrauch im Dienste Gottes. Eine gleiche lustratio durch Inzensation erfahren dann der Priester, seine Gehilfen, der umstehende Klerus, das versammelte Volk. Die *Handwaschung* des Priesters war solange eine praktische Notwendigkeit, als der Priester mit der Aussonderung der Gaben zu tun hatte; heute ist sie durch den Text des begleitenden Psalmes als Sinnbild für die seelische Lauterkeit, die dem heiligen Opfer ziemt, gekennzeichnet.

Nun haben wir vom eigentlichen Opferakt noch kein Wort gesprochen. Mit Nachdruck müssen wir betonen, daß nicht dieser Teil der Messe, die sogenannte „Opferung", den wesentlichen Opfercharakter der hl. Messe ausmacht. In der „Opferung" haben wir ein Speiseopfer der *Kirche*, während die hl. Messe wesentlich das unblutige , sakramentale Opfer *Christi* ist. Bei der Opferung ist der Priester Stellvertreter der *Gemeinde*, in der Wandlung erst wird er Stellvertreter Christi sein. Wie die Jünger den Abendmahlsaal bereiteten, so stellen wir Christen in der „Opferung" alles bereit, was Jesus zu seinem unblutigen Opfer unter den Gestalten von Brot und gemischtem Wein gebrauchen will. Immer wieder sprechen die begleitenden Gebete davon, daß wir Gott unsere

liturgie.de

Gabe anbieten, um sie *verwandelt*, vergöttlicht wieder *zurück zu erhalten*. Dabei wirkt im Tiefsten die herrliche Glaubensüberzeugung mit, daß unser eigenes Wesen aus dem Sakramente jene innerste Verwandtschaft mit Gott, jene innerste Verähnlichung mit ihm gewinnt, die eine tiefsinnige Theologie der griechischen Väter mit dem kühnen Wort „Theiosis" „Vergöttlichung" benannte. Was wir also in der Opferung geben, ist etwas sehr Geringes, wenn es auch alles bedeutet, was wir sind und haben. Was wir aber zurückgewinnen, ist Leib und Blut des Herrn und aus dieser Seelenspeise die Gewähr ewigen Lebens.

Was ein jeder der Gläubigen in enger Gemeinschaft mit allen Brüdern durch die Dienstleistung des Priesters dem Herrn anbietet, das ist nicht mehr und nicht weniger als sein ganzes Ich, seine ganze Existenz, ein „Ganzopfer" also, um in der Sprache des alttestamentlichen Opfergesetzes zu reden. Von jeher war ja die Speise, die das Leben erhält, Sinnbild des *Lebens* selber. In der Hingabe unserer Speise erkennen wir an, daß wir Gott alles schulden, was wir besitzen, was wir sind. Zudem sind Brot und Wein auch die Repräsentanten unserer eigenen *Arbeit*. Brot und Wein werden nicht von der Natur fertig gegeben, sie wollen ihr mit fleißiger Arbeit der Menschenhände abgerungen sein. Darum sieht auch der Herr die Welt, in die der Mensch gestellt ist, um sein Heil zu wirken, im Sinnbild des Weinberges, für den der Höchste von früh bis spät ununterbrochen neue Arbeiter dingt. So sammeln sich im Brot und im Wein die Kräfte des Himmels, der Erde und des Menschen in eine nur durch Alltäglichkeit unscheinbar gewordene Gesamtleistung, die jedoch an Bedeutung und Vollendung ein alltägliches Wunder darstellt.

liturgie.de

Nicht weniger tief ist die Bedeutung des *Wassertropfens*, der in den Wein gesenkt wird. Liturgisches Denken wird von diesem Geschehen schier unerschöpflich angeregt. Wasser ist ja den Alten der Sitz des Lebens. Das Paradies sogar lebte aus dem Segen der vier Ströme. Durch das Wasser der Taufe aber wurden wir Christo eingegliedert, aus dessen geöffneter Seitenwunde Wasser und Blut zu unserer Entsühnung und Heiligung geflossen. Im Wasser erkannte der Mensch von jeher sein edelstes Sinnbild. In der *Mischung* von Wasser und Wein erblickt er also die Verheißung, daß sein Wesen aufgenommen wird in das höhere Leben Gottes, der uns als seine Kinder zu sich nimmt, seit sein Sohn die Menschennatur in der heiligen Weihnacht annahm. Es ist darum kein Zufall, wenn ein altes Weihnachtsgebet heute tagtäglich die Mischung des Weines mit Wasser begleitet: „Du hast, o Gott, die Würde der menschlichen Natur wunderbar erschaffen und noch wunderbarer wieder hergestellt. Verleihe uns, durch das Geheimnis dieses Wassers und Weines an der Gottheit desjenigen teilzunehmen, der sich herabgelassen hat, an unserem Menschsein teilzunehmen, Jesus Christus, dein Sohn, unser Herr, der mit dir lebt und regiert in Einheit mit dem Heiligen Geiste, Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Ehe zum Abschluß des Opferungsteiles der Priester in einem *Stillgebet* bittet, unsere Gaben möchten uns verklärt und verwandelt zurückgeschenkt werden, vergewissert er sich noch einmal der innerlichen Gemeinschaft mit allen Opfernden. Er kehrt sich zu dem gesamten anwesenden Volk mit einer Wendung des Körpers, der alle Umstehenden seinen Blicken gegenwärtig macht, und mit den Worten: „Betet,

liturgie.de

Brüder, *daß mein und euer Opfer* angenommen werde bei Gott, dem allmächtigen Vater!" Wer alles, was soeben von altchristlicher liturgischer Gesinnung gesagt wurde, gegenwärtig hat, wird mit übervollem Geiste und Herzen antworten: „Es nehme der Herr das Opfer von deinen Händen an zum Lobe und zur Verherrlichung seines Namens, auch zu unserer und seiner ganzen heiligen Kirche Wohlfahrt."

4. Präfation und Kanon

(Sonntag Sexagesima)

Unser Opfer ist dargebracht. Nun begibt sich der *Herr* selbst an das Opfern. Der Priester wird zum Herold des heiligsten Geschehens: „Sursum corda", „Aufwärts die Herzen", ruft er dem Volke zu und dieses versichert ihm: „Wir haben sie zum Herrn erhoben." Wir sollen, wie es in der griechischen Liturgie heißt, „alle Sorgen des Lebens ablegen als solche, die den König des Alls erwarten". Was haben wir nun vor? „Wir wollen *Dank sagen* dem Herrn, unserm Gott." Das heiligste Geschehen hat seinen Namen davon erhalten, daß Jesus dem Vater „dankte", ehe er das unblutige Opfer seines Leibes und Blutes in den Gestalten von Brot und Wein darbrachte (Matth. 26, 26). Solche einleitende Danksagung war schon alttestamentlicher Opferbrauch gewesen. Christus übernahm ihn gerne, wie er ja all sein Tun mit dem Aufblick zum Vater begann. Das war gewiß nur etwas Vorbereitendes, nicht das Zentrale. Aber es ist bezeichnend für die heilige Ehrfurcht der Christen vor dem Zentralen, daß sie es nach dem Einleitenden benannte. Der Herr selbst hat also das Motiv angegeben, das nun in einer reichen Sym-

liturgie.de

phonik beim frühchristlichen Gottesdienst zu einem einzigen großen Gebet entfaltet wurde. Die griechischen Anaphoren — so heißt im Orient das große Opfergebet — zeigen heute noch, wie der Priester, ursprünglich wohl ganz frei aus dem Herzen dichtend, Gott dankte für die Wohltaten der Schöpfung, für die Menschwerdung Christi und für die Erlösung durch den Kreuzestod des Herrn. Die Wandlungsworte standen da inmitten des Ganzen, ohne daß man äußerlich den Augenblick der Wandlung für die Gläubigen besonders markiert hätte, wie es heutzutage im Abendland durch Glockenzeichen und Erhebung der heiligen Gestalten geschieht.
Dieses einheitliche Dankgebet hieß auch im Abendland mit Auszeichnung „*das* Gebet", oder auch „actio", „*die* Opferhandlung". Früh bürgerte sich auch der heutige Ausdruck *Kanon* ein, d. h. das „feststehende" Gebet, sobald die Haupttexte nicht mehr frei geformt wurden, sondern im Wortlaut fixiert und vorgeschrieben waren. Dieser Kanon ging damals in einem Zuge durch vom Sursum corda bis hin zum Paternoster. Später verselbständigte sich der Einleitungsteil, der wohl noch lange aus der Hochstimmung des Festtages frei dem Herzen entströmte und genauer sagte, warum es gerade an diesem Tage „wahrhaft würdig und recht, wohlgehörig und heilsam" sei, die große „Danksagung" Jesu an seinen Vater mit frohem Dankesgesang aus dem Innersten des Menschenherzens vorzubereiten. Dieses „*Vorwort*", „praefatio", hatte früher Hunderte von Formularen, schier für jeden Tag ein eigenes, heute werden nur noch besondere Festtage mit einer eigenen Präfation ausgezeichnet. Selbstverständlich wird diese auch jetzt noch mit erhabener Melodie gesungen oder laut gebetet, weil hier der Priester die

liturgie.de

Stimme der Gemeinde ist, die im Gefühl ihrer Unzulänglichkeit, Gott zu loben, wie er es verdient, zum Ende die Chöre der Engel herbeiruft, so daß himmlische und irdische Gottesgeschöpfe sich zu „einer Stimme" vereinigen im „Trisagion", dem dreimaligen „*Heilig*", das schon dem Alten Bunde vertraut war. Von Palästina dürfte es ausgegangen sein, daß man unmittelbar anschließend im „Benedictus" und „Hosanna" den Herrn, der zu uns herniedersteigen will, willkommen hieß, wie es das Volk tat beim Einzug seines Gottkönigs in die heilige Stadt. Beim dreimaligen „Sanctus" fiel ehedem das ganze Volk rauschend in den Gesang des Priesters ein.

Bis ins 9. Jahrhundert wurde dann der ganze Kanon mit gleich lauter Stimme und ähnlicher, wohl weniger leichter, Melodie vom Priester durchgesungen oder wenigstens durchgebetet. Seitdem tritt er *schweigend* in den Kanon ein, was die Zweiteilung von Präfation und Kanon besonders deutlich macht. Für diese Änderung war wohl eine besonders große Scheu von einer Profanierung oder Banalisierung auch der heiligsten Texte maßgebend, mit denen das derbe Volk in jenen rauheren Zeiten ohne den gehörigen Respekt umging. Auch wurde das alte Eucharistische Gebet im Laufe der Zeiten durch manche Zusätze erweitert, so daß die feierliche Absingung eine übergroße Anforderung an den Priester gestellt hätte. Außerdem scheidet nunmehr die Stille den Liturgen bei diesem „dem Priester speziell zustehenden Gebet" höchst eindrucksvoll vom allgemeinen Priestertum des gläubigen Volkes. Nur bei der Priesterweihe finden wir heute noch die alte Übung, wenn die Neugeweihten „konzelebrieren", das heißt, Wort für Wort des Kanons gemeinsam

liturgie.de

mit dem weihenden Bischof laut sprechen. Interessant ist, daß die Jansenisten um 1700 in ihrem eigensinnigen Pochen auf das frühchristliche Denken und Leben die laute Abbetung des Kanon wieder zu erzwingen suchten, indem sie nach verschiedenen Teilgebeten ein Amen des Volkes in ihren Meßbuchausgaben einschmuggelten.

Solange der Kanon seinen hymnischen Charakter bewahrte, *stand* das Volk aufrecht, wie es Augustin für diesen „ganz heiligen Ritus beim Opfer des Neuen Bundes" eigens vorschreibt: „Wer dieses ‚Aufwärts das Herz' richtig hört, der krümmt den Rücken nicht, er erwartet vielmehr aufrechtstehend die Hoffnung, die im Himmel für ihn bereitet ist." Der Kanon, das „mystische Gebet", war nach demselben Kirchenlehrer ganz „nach evangelischen Worten und Geheimnissen" geformt. Der heutige Text ist wohl zuletzt von Gregor dem Großen um das Jahr 600 bearbeitet und festgelegt worden. Eine „Urform" zu ermitteln, wird uns kaum mehr gelingen, da verständlicherweise von einem täglich frei formulierten Gebet nur zufällig noch Beispiele erhalten sein können. Doch kehren bestimmte Bestandteile und auch wörtliche Wendungen in den verschiedenen Messetexten aus alter Zeit immer wieder. Lange blieb die durchgehende Einheit erhalten, die erst vor dem Paternoster ein *Amen* fand. Im gegenwärtigen Kanontext stehen aber fünf Amen zu lesen. Das ist ohne weiteres als Anzeichen dafür zu nehmen, daß diese Gebete erst später eingefügt wurden, zu einer Zeit, da man das Eucharistische Gebet nicht mehr als unteilbar Ganzes empfand.

Wer der heiligen Handlung achtsam folgt, wird bemerken, daß der Priester häufig das *Kreuzzeichen* über die Opfergaben

liturgie.de

macht, und zwar ebenso vor wie nach der Wandlung. Vor der Wandlung hat es eine weihende Bedeutung, nach der Wandlung ist es nur ein sinnbildlicher Hinweis darauf, daß im Meßopfer die unblutige Darstellung des Kreuzesopfers gegeben ist. Der heilige Bonifatius war noch unsicher, an welchen Stellen ein Kreuzeichen zu machen sei; der Brauch war also nicht sehr alt oder nicht sehr allgemein. Um die gleiche Zeit finden wir das erste *Kanonbild.* Es ist schon das Entzücken der Kinder, wenn der Priester nach der Präfation im Meßbuch das bunte Einschaltbild von der Kreuzigung des Herrn aufschlägt. Bei dieser Darstellung handelt es sich aber keineswegs um eine eigentliche Illustration des liturgischen Buches, sondern nur um die „Illumination", das heißt um die Ausschmückung des Buchstabens T, mit dem der erste Satz des Kanon: „*Te igitur*" beginnt. Wenn es schon nahe lag, einen so bedeutsamen Einschnitt künstlerisch zu bezeichnen, so lud erst recht der Buchstabe T selbst dazu ein, der die alte Form des Kreuzzeichens darstellt. So sagt Papst Innozenz III. mit einer bei einem so gewaltigen Mann rührenden Kindlichkeit: „Vielleicht hat es die göttliche Vorsehung eigens so gefügt, daß der Kanon mit dem Buchstaben anfängt, der in seiner Form auf das Kreuzzeichen hinweist und in seiner Gestalt es ausdrückt." Es lag somit nahe, den gekreuzigten Herrn selber in die Linien einzufügen und schließlich der immer reicher werdenden Darstellung eine eigene Buchseite freizugeben. Doch gab es von altersher auch manche Kanongebräuche, die heute in Vergessenheit geraten sind. Den Zusammenklang der Menschen- und Engelstimmen im Sanktus feierte man durch das Einfallen der Orgel und anderer Instrumente, woran nur mehr ein *Glocken-*

liturgie.de

zeichen erinnert. Auch der Gebrauch eigener *Kanonfackeln* und der sogenannten „*Wandlungskerze*", die auf einem „*Sanktusleuchter*" zu entzünden ist, findet sich bei uns fast nur mehr in bischöflichen Kirchen.

„Euch ist es gegeben, das Geheimnis des Reiches Gottes zu erkennen, den anderen aber wird es nur in Gleichnissen vorgetragen, damit sie sehen und doch nicht sehen, hören und doch nicht verstehen" (Luk. 8, 10). Möchten uns die so bedeutungsreichen gleichnishaften Worte und Zeichen der Liturgie helfen, nunmehr in das eigentliche Mysterium vorzudringen!

5. Kanongebete vor der Wandlung

(Sonntag Quinquagesima)

„Wir ziehen nun hinauf nach Jerusalem, und dort wird alles in Erfüllung gehen, was die Propheten über den Menschensohn geschrieben haben" (Luk. 18, 31). Wir hörten, daß das „Eucharistische Gebet" ursprünglich im Danksagen voranschritt vom Lobpreis der Schöpfung zum Lobpreis der Erlösung, daß es also beschreibend voranführte bis zu den Abendmahlsworten Jesu, in denen sich die unblutige Darstellung und Erneuerung seines Kreuzesopfers vollzieht. Der heutige römische Kanontext führt nicht mehr Schritt für Schritt. Seine Geschichte ist dunkel. Welche Gebete sind älter oder jünger, welche standen stets im Kanon, welche wurden erst hereingenommen, wie folgten sie ehedem aufeinander, welcher Gedankengang bestimmte die letzte Redaktion? Jeder Forscher beantwortet diese Fragen anders. Die fromme Auslegekunst hat also ebenso weiten Spielraum, wie

liturgie.de

die historische Erklärung eine allzu schmale Basis beklagt. Die Meinung muß erlaubt sein, daß der römische Meßtext nicht im glücklichsten Stadium stereotyp wurde. Dies darf einer blinden Schwärmerei gegenüber gesagt werden. Eine kirchlich oder wissenschaftlich verbindliche Auslegung der einzelnen Textteile gibt es nicht, so daß weiterer Forschung und freier Meditation viel Raum bleibt. Auch der Erklärer des Kanontextes tritt also gewissermaßen „in eine Wolke ein", wenn der Priester in den Kanon „eintritt", indem er mit Ausbreiten und Wiederfalten der Hände ein stummes „Sursum corda" mit einem ersten Hinweis auf den Kreuzestod verbindet.

„*Te igitur*", „Dich also, mildreichster Vater, bitten wir in Demut". So beginnt eine Oration, deren Grundgedanke die Bitte um gnädige Aufnahme unseres Opfers ist. Hier wird der Gedanke der Sekret wiederaufgegriffen, so daß Präfation und Sanktus mehr als Zwischenspiel erscheinen. Die alte gotische Liturgie eröffnete den Kanon mit „Vere sanctus", „Wahrhaftig heilig", was zweifellos die Einheit stärker betont. Im römischen Text ist schon nicht mehr auszumachen, an welche Worte das „also" anknüpfen will. Am besten faßt man es wohl als beziehungslosen, neuen Anfang, als einen kraftvollen Auftakt: „Wohlan!" „Wir bitten". Dieses „wir" erhält den idellen Zusammenhang von Priester und Volk, den Gedanken der Stellvertretung, aufrecht, nachdem das Volk die Worte nicht mehr vernimmt, ja vielfach bei zusammengezogenen „Kanonvorhängen" auch das Tun seines Mittlers nicht mehr sah. (Nebenbei bemerkt: Die Kanongebete bei einer sog. Missa recitata laut vorlesen zu lassen, bedeutet ein kühnes Zurückgreifen auf eine Zeit, die vor dem heutigen

liturgie.de

Texte liegt, widerspricht also einem feineren historischen Empfinden und den Intentionen einer von der kirchlichen Autorität gebilligten Fortentwicklung.) Die Bitte um Annahme und Segnung der Opfergaben geht über in die „Tatbitte". Eine solche sieht L. Eisenhofer in der Opferdarbringung *für die heilige Kirche Gottes*, daß Gott sie auf dem ganzen Erdkreis „bewahren, behüten, vereinen und leiten wolle". Aus der katholischen Gemeinschaft werden nun der Papst als gottverbundener Leiter der Gesamtkirche und in jeder Diözese der Bischof als antistes (Vorsteher) dieser Einzelkirche namentlich genannt. Zuweilen wurden auch der gesalbte Kaiser oder König, zuletzt noch die apostolische Majestät von Österreich und gegenwärtig der König der Belgier, dieser Ehre gewürdigt. Gelegentlich finden wir sogar die Selbstempfehlung des Priesters zugelassen. Eine Pauschalempfehlung nennt alle Rechtgläubigen und Glaubensförderer.

Sinngemäß schließt sich hier das „*Memento*", die Empfehlung aller *Lebenden*, zumal der „Umstehenden" und derer, die zum „Lobopfer" etwas beigetragen haben, an. Ihre Opferintention geht auf das ewige Heil ihrer Seelen. Auch dieses „Gedenken" hat nähere Verwandtschaft mit den Opferungsgebeten als mit dem alten „Eucharistischen" Gebet. Es ist darum heute nicht mehr auszumachen, an welcher Stelle der Messe es ursprünglich vollzogen wurde. In der afrikanischen Kirche stand es jedenfalls erst nach der Konsekration, in der gallikanischen Liturgie schon nach dem Opfergang. Seine Beweglichkeit erklärt sich am besten daraus, daß es nicht in den „Sakramentarien", den ältesten Meßbüchern, stand, sondern vom Diakon aus den „*Diptychen*"

liturgie.de

entnommen und auf dem Ambo verlesen wurde. Diese Diptychen waren „zweigefaltete" Mappen, in die auswechselbare Namensverzeichnisse eingelegt waren. Diese enthielten die Namen, die jeweils durch ausdrückliche Verkündigung ausgezeichnet werden sollten, z. B. die Namen der an der Kirche tätigen Priester, besonders verdienter Gemeindemitglieder, vorzugsweise die Namen der Leute, die etwas zum Opfer beigesteuert hatten. Daß die Verstorbenen unmittelbar anschließend genannt wurden, ist wahrscheinlich, doch nicht mehr feststellbar.

Auch das „*Communicantes*", die Anführung von *Heiligennamen*, stand ursprünglich wohl nach der Konsekration. Jedenfalls ist diese Steigerung und Vollendung des Gemeinschaftsgedankens sehr sinnvoll in den Kanon eingefügt. Wurde ja doch das heilige Mysterium vor allem als „mysterium unitatis" von den Vätern erklärt und gepriesen! Kommt doch Augustin häufiger und ausführlicher in seinen Meßerklärungen vor den Neugetauften auf die Einigung aller Christen unter sich zu sprechen als auf die Einigung der einzelnen Seele mit ihrem Herrn! Zweifellos würde der Kirchenbegriff mancher Katholiken von heute seiner Äußerlichkeit und Oberflächlichkeit überführt und zu seiner Himmel und Erde umfassenden Weite gebracht werden, wenn der ursprüngliche Tiefsinn des „Memento" und „Communicantes" eindringlicher gepredigt würde! Wie würden wir dann erst besorgt sein, daß wir ja nicht aus der „Einigkeit des Leibes Christi" herausfallen!

Genannt werden im „Communicantes" die Gottesmutter, zwölf Apostel und zwölf andere Martyrer. *Maria* wird an der Spitze aller Heiligen gerühmt als die „Verherrlichte,

liturgie.de

allzeit Jungfräuliche und Gottesgebärerin". Den Grund der *Martyrerehrung* nennt besonders eindrucksvoll der hl. Augustin in der 84. Abhandlung über das Johannesevangelium: Die heiligen Blutzeugen haben Christi Mahnung, auch zum Lebensopfer bereit zu sein, befolgt. „Wenn wir nicht vergeblich ihr Gedächtnis begehen und bei der Feier des Mahls, mit dem auch sie gesättigt wurden, zum Tisch des Herrn hinzutreten wollen, so müssen wir wie sie ein Gleiches (d. h. ein opferwilliges Herz) zubereiten. Darum gedenken wir ihrer ja bei diesem Tisch, und zwar nicht so wie der übrigen, die im Frieden ruhen, daß wir nämlich *für sie* beten, sondern vielmehr so, daß sie *für uns* beten, damit wir in ihre Fußstapfen treten; denn sie haben die Liebe erfüllt, über die nach des Herrn Wort keine größere aufsteht. Was sie vom Tisch des Herrn empfingen, eben das haben sie ihren Brüdern erwiesen." Ein andermal aber unterscheidet Augustin die Martyrer nicht nur von den übrigen Christen, sondern schärft auch den Unterschied zwischen Heiligenverehrung und Gottesdienst ein: „Bei diesem Opfer werden die Martyrer als Gottesmänner, die im Bekenntnis zu Gott die Welt überwunden haben, am rechten Ort und in rechter Reihenfolge genannt. Sie werden aber nicht vom Priester in seiner Eigenschaft als Opfernder angerufen, da er doch Gott opfert und *nicht ihnen*." Im heutigen römischen Kanon werden lauter römische Lokalheilige genannt. Ähnlich nannte früher jede Kirchenprovinz ihre eigenen großen Blutzeugen. Als zum Martyrerkult auch der Kult der „Confessores" getreten war, ehrte man auch andere Säulen einer jeden Kirche durch namentliche Nennung, in Gallien den hl. Martinus, im Frankenreiche Augustin, Gregorius, Hieronymus und Benediktus,

liturgie.de

in Mailand den hl. Ambrosius, im Deutschland des 10. Jahrhunderts den hl. Bonifatius mit seinen Gefährten, schließlich in jeder Diözese den eigenen Heiligenhimmel. Das führte natürlich zu römischen Anweisungen, die den Brauch im Abendland vereinheitlichten und Nichtmartyrer wieder ausschlossen. Über den Gräbern, an den Gedenkstätten (Memoiren) der Martyrer hatte die Kirche seit den Verfolgungszeiten das hl. Opfer dargebracht, in jedem Altar findet sich auch heute noch ein „Altargrab" mit Reliquien. So oft der Priester den Altar küßt, verbündet er sich geistigerweise mit den Heroen des Glaubens. Nur an ihrer Seite dürfen wir es nunmehr wagen, unter das Kreuz Christi zu treten.

6. Das Opfer Christi

(1. Fastensonntag)

Als letzte Vorbereitung der Konsekration finden wir die beiden Orationen „Hanc igitur" und „Quam oblationem". Letztere gehört wohl zum ältesten Kanonbestand. Sie verbindet eine letzte Bitte an den Vater um Annahme unserer Opfergaben mit der bestimmten Bitte um ihre Konsekration zum Leib und Blut seines „vielgeliebten" Sohnes. Die Oration „*Hanc igitur*" aber wurde anfangs nur als Formel für eine aus besonderem Anlaß dargebrachte Oblation, nicht alltäglich verwendet. Die älteren Sakramentarien bringen zahlreiche Gebete zum Ausdruck der speziellen Opfermeinung an den großen Tauftagen, am Jahrtag der Bischofsweihe, für die Jungfrauenweihe, die Brautmesse, die Totenmessen usw. Vermutlich hat Gregor der Große, als er dem Kanon seine endgültig gewordene Gestalt gab, die Zahl

liturgie.de

herabgesetzt und die Formel für den Alltag geschaffen, indem er den üblichen zwei Bitten um Bewahrung vor dem ewigen Verderben und um Aufnahme in die Zahl der Auserwählten die dritte Bitte anreihte: „Lenke unsere Tage in deinem Frieden!" Diese Opfermeinung war das große und alle Tage vordringliche Anliegen jener drangvollen Zeiten, in denen die Völkerwanderung Rom bedrohte. Echt römischer Sinn für große Ordnung tut sich kund in der Unterscheidung der „Dienerschaft", d. h. des Klerus, von der „ganzen Familie", deren Neulinge, die „aus dem Wasser und dem Heiligen Geiste Wiedergeborenen", an den großen Tauffesten Ostern und Pfingsten bis heute eigens bedacht werden.

In alter Zeit war dieses Gebet von einer tiefen Verneigung des Prieters über dem Altar begleitet. Der gegenwärtige Brauch, die Hände über die Opfergaben auszubreiten, findet erst im Mittelalter Eingang. Er bezeugt eine starke Wandlung des liturgischen Empfindens. Nicht der Text legt die Geste nahe, sondern die Geste gibt dem Text eine neue Bedeutung. Sie stammt aus der theologischen Reflexion: Man erinnerte sich des *Sühne*charakters der hl. Messe und wollte auch diesem Ausdruck verleihen, nachdem der Lobcharakter bereits ausgesprochen war. Den Ausdruck entnahm man dem alttestamentlichen Opferbrauch, daß der Hohepriester am Versöhnungsfest einem Bock die Missetaten des Volkes auflud und das Tier in die Wüste jagte (Lev. 16, 20—23). So war die stellvertretende Sühneleistung Jesu der alttestamentlichen gegenübergestellt und in der Handauflegung auch die Selbsthingabe des reuigen Herzens versinnbildet.

liturgie.de

Ähnlich steht es mit der Segensgeste, die das folgende Gebet „*Quam oblationem*" begleitet, mit den fünf *Kreuzzeichen*. Auch hier erhob das Mittelalter ein Symbol noch einmal zum Symbol, indem man in den althergebrachten Segenszeichen den Hinweis auf das Kreuzesopfer erblickte. Wie weit schon der hl. Thomas von einem geschichtlichen Verständnis der liturgischen Formen entfernt war, zeigt sich darin, daß er, dem Liturgiker Durandus folgend, an die fünf Wunden des Gekreuzigten erinnert. Das Gebet selbst hat wohl immer dem Kanon angehört. Es bittet den Vater, an den sich alle Kanongebete richten, er möge die Opfergabe „ganz und gar", „gesegnet", „ihm ausschließlich gehörig", „gültig", „sachgemäß", „annehmbar" machen. Diese Häufung naheverwandter, dem juristischen Denken entstammender Ausdrücke, die uns auch sonst im Kanon begegnet, zeugt von der gewissenhaftesten Sorge, es möchte doch unsererseits alles geschehen sein, was uns der unvergleichlich höheren Gegengabe Gottes, des sakramentalen Leibes und Blutes des Herrn, würdig erscheinen läßt.

Die Verwandlung der Opfergaben wird von Gott dem *Vater* erbeten. Das unterscheidet die römische Liturgie charakteristisch von den morgenländischen und einigen abendländischen früherer Zeit, die in einer eigenen Anrufung (Epiklese) die Verwandlung durch eine Kraft des *Heiligen Geistes* erflehen. So heißt es in der jetzigen griechischen Messe, in der sog. Chrysostomus-Liturgie: „Sende deinen Heiligen Geist auf uns und auf die vorliegenden Gaben herab und mache dieses Brot zum kostbaren Leib deines Christus, und, was in diesem Kelche ist, zum kostbaren Blut deines Christus, sie umwandelnd durch den Heiligen Geist, damit sie denen,

liturgie.de

die sie empfangen, zur Nüchternheit der Seele, zur Vergebung der Sünden, zur Gemeinschaft des Heiligen Geistes, zum Vertrauen auf dich und nicht zum Gericht und zur Verdammnis gereichen mögen."

Zuweilen richtete sich die Wandlungsbitte sogar direkt an den Heiligen Geist, freilich auch einmal an den Logos, die Zweite Person in der Gottheit. Es ist tiefbedauerlich, daß sich hier in nächster Nähe des „Geheimnisses der Einheit" Morgen- und Abendland mißverstehen konnten, indem die Abendländer den Einsetzungsworten die Konsekrationskraft zuschreiben, die Morgenländer aber seit ihrer Trennung der *Epiklese*. So vielfach die Geschichte hier undurchsichtig bleibt, ist es dennoch unzweifelhaft, daß die Urkirche eine Epiklese des Heiligen Geistes nicht kannte und daß auch keiner der griechischen Väter behauptete, die Wandlung vollziehe sich kraft dieser Epiklese. So lehrt z. B. Chrysostomus: „Dies ist mein Leib, sagte der Herr. Und dieses Wort verwandelt, was vor uns liegt." Er stimmt also vollkommen überein mit dem Abendländer Ambrosius: „Durch welche Worte, durch wessen Rede geschieht die Konsekration? Durch die des Herrn Jesu. Wenn der Augenblick kommt, daß das verehrungswürdige Sakrament bereitet wird, dann spricht der Priester nicht mehr in eigener Rede, sondern er gebraucht die Worte Christi. Also bereitet das Wort Christi dieses Sakrament." Die Entbehrlichkeit der Epiklese hindert uns jedoch nicht, den Gedanken tief und ergreifend zu finden, daß derselbe Heilige Geist, der das Wunder der Menschwerdung des Sohnes im Schoß der jungfräulichen Mutter wirkt, auch beim Wunder der sakramentalen Ankunft auf unseren Altären mitwirkt, und anzuerkennen, daß eine aus-

liturgie.de

drückliche Erwähnung dieser Mitwirkung das Wandlungswunder sehr fein mit den geheimnisvollen Tiefen des dreifaltigen Lebens in gedankliche Verbindung bringt.

Bis hierher handelte und redete der Priester als Vertreter der *Kirche*, beim eigentlichen eucharistischen Opferakt aber ist er sozusagen Mund und Hand *Christi:* „Christus selbst ruft durch den Priester: Das ist mein Leib" (Ambrosius). Durch den Dienst des Priesters bringt Christus sich selbst zum Opfer dar, wird er in „Opferform", d. h. unter den getrennten Gestalten, gegenwärtig. Das „*Qui pridie*" gibt sich darum einfach als historischer Bericht, dem nur das „te" und „tibi", die sich an den Vater richten, eine rührende Wendung ins Gegenwärtige und Persönliche geben. Dabei wiederholt der Priester auch die Handlungen des Herrn, indem er das Brot in die Hände nimmt, die Augen zum Himmel erhebt, das Segenszeichen über das Brot gibt mit dankend geneigtem Haupt, was sich sinngemäß bei der Wandlung der Weingestalt wiederholt. So versetzt uns die Liturgie an den Abendmahlstisch. Die berichtenden Worte, die wir leise, doch deutlich vernehmen können, haben wir freilich in keinem der vier Abendmahlsberichte der Schrift genau gleich gelesen. Nicht weniger als achtzig verschiedene Fassungen gesellen sich in den alten liturgischen Büchern zu den vier biblischen, die sich ebenfalls nur frei, nicht wortgetreu entsprechen. Bedeutungsvoll ist jedoch, daß selbst die frühen Irrlehrer nichts Wesentliches an den im Unwesentlichen so verschiedenen Wandlungsworten zu ändern wagten. Der römische Text, der am Ende des 4. Jahrhunderts schon feststand, ist sehr selbständig, sehr reich und von erhabener Schönheit. Wie greift die zarte Huldigung an die „heiligen

liturgie.de

und ehrwürdigen Hände" des Herrn ans Herz, wie leitet die Einfügung „Das Geheimnis des Glaubens" unsere Gedanken in die Abgründe der ewigen Weisheit!

Wie aber Abendmahl und Kreuzestod und dieses Mysterium des Glaubens eine einzige Opfertat Christi sind, daran gemahnt uns die feierliche Erhebung der konsekrierten Gestalten, die seit dem 13. Jahrhundert den Meßritus auf seiner Höhe zeigt. Seither fallen die Gläubigen mit dem Priester anbetend in die Knie und blicken auf den erhöhten Gottessohn, wenn sie nicht vorziehen, nach älterem Brauch sich tief zu verneigen und gleich den Cheruben das Angesicht in Ehrfurcht zu verhüllen.

7. Die Anamnese

(2. Fastensonntag)

Für den Mangel an Einheitlichkeit entschädigt im heutigen Aufbau des Kanon die sicher nicht zufällige *Symmetrie*, in der sich vor und nach der Wandlung je eine dreiteilige Oration, das Gedenken der Lebendigen und das Gedenken der Toten, die Nennung von Heiligennamen, ja sogar Parallelen im Wortlaut wunderschön entsprechen.

Das *dreiteilige Gebet*, das an die Wandlung anschließt, hat sein Gegenstück in allen bekannten Liturgien. Es wird als *Anamnese* (Rückerinnerung) bezeichnet und entwickelt eine Fülle tiefer Gedanken in gedrängter Form. Die Kirche bringt darin den nunmehr auf dem Altare gegenwärtigen Opferleib und das Opferblut Christi dem himmlischen Vater dar, damit er das Opfer gnädig annehme und uns im kommenden Opfermahl alle Opferfrüchte, zumal die Vereinigung mit ihm

liturgie.de

in der Seligkeit, verleihe. In der Dienstleistung zum eucharistischen Opfer hat die Kirche den Befehl Christi befolgt: „Tut dies zu meinem Andenken"! Sie „tut" in der Wandlung dasselbe, was der Herr im Abendmahl, „pridie quam pateretur" „am Vorabend seines Leidens", getan hat. Darauf bezieht sich nun das erste Wort nach der Wandlung, die Christi Opfer gegenwärtig setzt: „So sind wir denn eingedenk . . . des glückseligen Leidens". Deshalb nannte man ehedem das ganze Gebet „postpridie", das auf jenes „Am Vorabend"-Gebet folgende oder das Gebet „post mysteria", das auf das geheimnisvolle Geschehen folgende, oder auch die „conformatio sacramenti", die letzte Vollendung des heiligsten Geheimnisses. Wiederum werden die „*Diener*" und „das heilige *Volk*" Gottes ausdrücklich unterschieden. Denn der Dienst der Kirche am Gedächtnis des Todes Christi, „bis er wiederkommt" (1. Kor. 11, 26), geschieht durch den Mund und die Hand ihrer Priester, die Gott selbst zu diesem Dienst erwählt und ausgerüstet hat. In der protestantischen Polemik gegen die katholische Auffassung vom Priesteramt wird oft ein unglückliches Wort aus einer Primizpredigt des Kardinals Katschthaler allzu ernst genommen. Es heißt da, die Macht des Priesters übersteige die Macht aller Engel, denn auf seinen Befehl steige der Sohn Gottes vom Himmel auf den Altar herab usw. Es läßt sich nicht leugnen, daß eine solche Darstellung leicht populär zu machen ist. Es müßte aber doch mit aller Entschlossenheit darauf verzichtet werden, dem minister sacramenti, der doch hier in der Person des Heilandes spricht und keines Befehlswortes an den Herrn sich vermißt, über den Willen des Herren aller Sakramente irgendeine Gewalt zuzuschrei-

liturgie.de

ben. Es wäre überschwänglichen Primizpredigern ebenso dringend abzuraten vom Gebrauch von Redeblüten, die mißdeutet werden müssen, wie ehrlich suchenden oder auch offen kämpferischen Protestanten zum Gebrauch primärer und autorisierter Quellen zu raten ist, ehe sie nach einem Schläfchen des guten Homer die ganze Sakramentenlehre der alten Kirche beurteilen. Der Kanontext, das dürfte ein Blinder einsehen und auch ein Mißgünstiger zugestehen, bietet keinerlei Veranlassung für einen Lobpreis, den das Priestertum nicht nötig hat und nicht annehmen darf.

Dem Gedächtnis in der *Tat* folgt nun das Gedächtnis im *Wort*. Die Kirche erinnert sich des „glückseligen Leidens", der Auferstehung von den Toten und der glorreichen Himmelfahrt „eben dieses Sohnes", der unter uns weilt in dem Sakrament, das den Sinn des „Leidensostern" mit dem des „Auferstehungsostern" verbindet, in dem Christus verklärt und leidensunfähig, nur in den Gestalten getrennt, gegenwärtig wurde. Alte Liturgien gedachten an diesem Ort auch der einstigen „zweiten Erscheinung" des Herrn zum Gericht, jüngere blickten zurück auch auf die „erste Erscheinung" im Fleisch bei der Geburt. Da man hierin mit Recht eine zu weite Abwanderung der frommen Phantasie erblickte, schränkte man später die Anamnese wieder ein. Aus den „Geschenken und Gaben", die Gott selbst in Brot und Wein als Gaben der Naturordnung und in Leib und Blut Christi als Gaben der Gnadenordnung seiner Kirche geschenkt hat, bringt diese nun der erhabenen Majestät ein „reines, heiliges, makelloses" Opfer dar. Wäre hier nur das Opfer Christi, so wäre die Bitte um wohlgefällige Annahme mit „gnädig und mild" herabblickendem Angesicht gänzlich überflüssig.

liturgie.de

Sie hat aber ihren Sinn und ihre Angemessenheit, weil wir in dieser Bitte auch *unseren* Dienst beim Opfer dem Vater eigens empfehlen, da nach einem Worte des hl. Martyrerbischofs Cyprian nur der „in seiner Gabe gefällt, der auch in seinem Herzen gefällt". Als Vorbilder des Opfers Christi, aber auch unserer Gesinnung, werden darum drei alttestamentliche Opfer genannt: die Opfer des gerechten Abel, des Urvaters Abraham und des Hohepriesters Melchisedech. Die hier im Kanon stehende Bitte wird uns in ihrem Vollsinne klar liegen, wenn wir den Text der Sekret des siebenten Sonntags nach Pfingsten damit vergleichen. Dort heißt es: „O Gott, du hast die vielfältigen Gesetzesopfer durch das eine vollkommene Opfer vollendet; nimm das Opfer aus den Händen der dir ergebenen Diener und heilige es mit dem gleichen Segen, wie das Opfer des Abel, auf daß allen zum Heile gereiche, was die einzelnen dargebracht haben zur Ehre deiner Majestät!"

Nach dieser Rückschau wendet sich der Gedanke vorwärts, von der Opfertat zu den verheißenen Opferfrüchten. Der dritte Teil unserer Oration, beginnend mit dem Worte *Supplices*, enthält in Parallele zum Quam oblationem vor der Wandlung den anderen Teilgedanken der Urepiklese: Sich tief verneigend und über dem Altare die Hände faltend, bittet der Priester, Gott wolle dieses Opfer durch die Hände seines heiligen *Engels* emportragen lassen auf seinen erhabenen Altar im Angesichte seiner göttlichen Majestät. Von diesem Engel und diesem Altar spricht die Geheime Offenbarung (8, 3). Der Seher von Patmos schaut den Altar, unter dem die um des Wortes Gottes und um ihres Zeugnisses willen Getöteten ruhen, vor dem der Engel steht mit golde-

liturgie.de

nem Rauchfaß und viel Rauchwerk in Empfang nimmt, um die Gebete aller Heiligen auf den goldenen Altar vor den Thron zu legen. Nicht alle Erklärer sehen diese nächstliegende Beziehung. Manche wollen in dem hier genannten Engel den Vorkämpfer der streitenden Kirche, St. Michael, andere den Schutzengel des Gotteshauses und des Altares, auf dem gerade das Opfer dargebracht wird, erkennen, andere wieder Christum selbst, der bei Malachias (3, 1) „Engel des Bundes" heißt und nach Isaias (9, 6) als „Engel des großen Rates" zwischen Gott und der Kirche als Mittler steht; selbst den Hl. Geist glaubte man unter dem Engel verstehen zu müssen, während manche sich damit bescheiden, an die gesamte Engelwelt als an die Boten zwischen Himmel und Erde zu denken. Jedenfalls ist es gewaltig befreiend und erhebend, vom armen irdischen Altar hinaufzuschauen zum himmlischen Altar, das Opfer aus der eigenen Hand hinüberreichen zu dürfen in die Engelshand, „damit wir alle, die wir durch gemeinschaftlichen Genuß von diesem Altare hier den hochheiligen Leib und das hochheilige Blut deines Sohnes empfangen, mit aller himmlischen Segnung und Gnade erfüllt werden durch ihn, Christum, unseren Herrn."

Wenn der Priester im Verlauf der Anamnese fünf *Kreuzeszeichen* über den Leib und das Blut des Herrn macht, so ist das hier ganz im Sinne der nachdenklichen Vertiefung in das Geheimnis von Kreuz und Kelch zu deuten, wie Innozenz III. es verstand: „Zeichen dienen der Rückbesinnung auf die geschichtlichen Ereignisse." Wenn heute noch der Dominikanerritus den mittelalterlichen Brauch festhält, nach der Wandlung die Arme in ihrer ganzen Spannweite auszu-

liturgie.de

breiten, dann wird hier das Sinnbild unmittelbar zum Schaubild, der Symbolismus geht über in den Realismus. So möchten wir fast glauben, Romano Quardinis feines, ja gefährlich feines Wort, daß die Liturgie ein heiliges „Spiel" ist, sei doch mehr aus der romantischen Auffassung des Mittelalters als aus der Klassik der liturgieschöpferischen Frühzeit heraus empfunden. Der Schauer der Ehrfurcht „spielt" nicht, er scheint uns auch nicht „heilig" zu spielen. Er dient, zugleich erschüttert und erhoben durch die Größe dieses Dienstes. Nur die ewige unerschaffene Weisheit selbst „spielt" vor dem Schöpfer allezeit. Sie „spielt auf dem Erdkreis und ihre Freude ist es, bei den Menschenkindern zu sein" (Spr. 8, 31).

8. Der Schluß des Kanon

(3. Fastensonntag)

Auf das dreiteilige Gebet, das Opferung, Wandlung und Kommunion in innigen Zusammenhang bringt, folgt das *Gedenken* der *Verstorbenen* „Memento etiam". Da alle Gebete des heutigen Kanon wie Girlanden ineinander eingehängt sind, fragt es sich, ob das etiam, „auch", nur beiläufig steht oder ob es ein anderes Gedenken ursprünglich vor sich stehen hatte. Entweder ist es ein Anzeichen dafür, daß ursprünglich das Gedenken der Lebenden und das der Toten zusammenhingen und beide an dieser Stelle standen, oder es erinnert daran, daß früher der Priester vielfach eine Fürbitte für seine eigene, eines so heiligen Dienstes unwürdige Person einlegte. Die Kirche empfiehlt nun dem Herrn alle, die uns „im Zeichen des Glaubens" vorausgegangen und im Frieden verstorben sind, daß er ihnen „den Ort der Erquickung, des

liturgie.de

Lichtes und des Friedens" schenke. Da schon Cyprian das Glaubensbekenntnis der Täuflinge mit dem Worte signum fidei „Zeichen des Glaubens" erwähnt, dürfen wir im Kanontext eine Berufung auf die Treue im Taufbekenntnis erblicken, durch die sich die Verstorbenen eine erste Anwartschaft auf die Seligkeit erwirkt haben, wie sie sich eine zweite sicherten, indem sie im „Frieden" beharrten, d. h. in der Gemeinschaft der Kirche. In der Einheit mit ihr bleiben, ist, wie wir noch sehen werden, gleichbedeutend mit: in der Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi bleiben. Der Gedanke an die Gemeinschaft des Leibes Christi beherrscht die Vorstellung der frühen Christenheit vom Los ihrer verstorbenen Lieben: Sie sind *uns* dorthin vorausgegangen als Glieder, wohin das Haupt Christus *ihnen* vorausgegangen ist. Hier weht uns ein Hauch des frühlingszarten Glaubens an, der auf alle Gräber der Katakomben Worte nicht vom Tode, sondern vom Leben setzt und die Toten gläubig „in pace", im Frieden, „in refrigerio", in der Erquickung, geborgen weiß, der ihre Grabstätten coemeteria, d. h. „Ruhestätten" nennt. Das Totengedächtnis innerhalb des Kanon war im Osten und Westen von jeher hochgeschätzter Brauch. So sagt Augustin: „An diese Überlieferung von den Vätern her hält sich die ganze Kirche, daß nämlich für die in der Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi Verstorbenen gebetet wird, wenn ihrer beim Opfer selbst an gehöriger Stelle Erwähnung geschieht, und daß die Opferdarbringung für sie ausdrücklich erwähnt wird." Die Fürbitten gelten auch hier zunächst einzelnen Verstorbenen, deren Namen in den Diptychen eingelegt waren, besonders gottgeweihten Jungfrauen und Bischöfen, dann aber

liturgie.de

in einem Universalgedenken allen in Gott Ruhenden. Dieses Universalgedenken begründet Augustinus sehr schön: „Nicht sollen die Fürbitten für die Seelen der Dahingeschiedenen unterlassen werden; ihre Verrichtung hat die Kirche übernommen, indem sie für alle in der christkatholischen Gemeinschaft Verstorbenen auch ohne eigene Namensnennung betet in einer allgemeinen Kommemoration. Auf diese Weise sind solche, die weder Eltern noch Kinder noch Verwandte oder Freunde haben, welche für sie beten könnten, von der einen treuen gemeinsamen Mutter in ihr Gebetsgedenken eingeschlossen." Wer also weder durch Häresie noch durch Schisma oder Exkommunikation getrennt ist, wer auch kein „fictus" in der Kirche war, d. h. ihr nur zum Schein sich angeschlossen hatte, ist dieser Fürsorge der mütterlichen Kirche für seine einmal abgeschiedene Seele gewiß. Wir wissen aus Augustins großem Bekenntnisbuch, wie sehr seine Mutter diese Fürbitte schätzte. Sterbend gab sie ihren zwei Söhnen die Weisung: „Begrabet meinen Leib, wo ihr wollt; kümmert euch nicht viel um ihn; nur das bitte ich euch, daß ihr am Altare Gottes meiner gedenkt, wo ihr auch immer weilet." Hatte sie doch selbst das heilige Opfer keinen Tag versäumen wollen. Daß die Fürbitte der Kirche in so heiligem Augenblick ihre besondere Wirksamkeit hat, davon war jeder Christ überzeugt, wie uns Chrysostomus sagt: „Nicht umsonst ist von den Aposteln die Anordnung getroffen worden, daß bei der Feier der schauererregenden Geheimnisse der Abgeschiedenen gedacht werden soll. Sie wußten ja recht gut, daß denselben daraus großer Gewinn, großer Nutzen zufließe. Wenn nämlich das gesamte Volk und die gesamte Priesterschaft dasteht mit aufgehobenen Händen

liturgie.de

und das schauererregende Opfer auf dem Altare liegt, wie sollten wir dann nicht durch unsere Bitten das Herz Gottes erweichen?"

Von der leidenden Kirche wendet sich der Blick nunmehr über die streitende hin zur *triumphierenden*: „Nobis quoque peccatoribus", auch uns *Sündern* erbitten wir einen Anteil mit den *Heiligen* im Lichte. Die Heiligenreihe knüpft hier an diejenige des Communicantes an und ergänzt die Reihe von Aposteln mit den Namen Matthias und Barnabas; vielleicht ist auch mit „Johannes" der Evangelist und Lieblingsjünger ein zweites Mal genannt. Man darf ruhig annehmen, daß ursprünglich nur einmal die Nennung von Heiligennamen im Kanon stattfand und zwar an dieser Stelle. Von den Martyrern werden jetzt angeführt: Johannes, vermutlich der Täufer, der Erzmartyrer Stephanus, die vier Männer Ignatius, Alexander, Marcellinus und Petrus, die sieben Frauen Felicitas und Perpetua, Agatha, Lucia, Agnes, Cäcilia und Anastasia, deren Martyrium zu Rom stattfand oder in Rom besonders gefeiert wurde. Im Mittelalter erweiterte man auch diese ehrwürdige Reihe durch verschiedene National- und Lokalheilige, in Frankreich z. B. durch Genovefa, die Schutzfrau von Paris, in Deutschland durch Lioba, die Gehilfin des hl. Bonifatius, und durch Wiborada, die Klausnerin und geistliche Mutter des hl. Ulrich von Augsburg. Die Zulassung in ihre Gemeinschaft erbitten wir von Gott nicht als von dem „Wäger unseres Verdienstes", sondern als von dem „Spender der Verzeihung". Man sieht, wie weit die Kirche den Gedanken einer „Werkheiligkeit" von sich fernhält, dieses Schreckgespenst aller ernstlich frommen Nichtkatholiken, das freilich in einer liturgiefremden Fröm-

liturgie.de

migkeit bei uns zeitweilig geistert. Wie sollte es doch Katholiken wie Nichtkatholiken tief bewegen, daß die Kirche im Kanon uns selbst nur als „*Sünder*" auftreten läßt und noch dazu dem Priester befiehlt, dieses Bekenntnis mit deutlich vernehmbarer Stimme aus der heiligen Heimlichkeit des übrigen Kanon herauszuheben. Der geschichtliche Grund dafür dürfte allerdings darin liegen, daß die Altarassistenz ehedem in gebeugter Haltung stand, bis diese Worte das Aufrechtstehen wieder erlaubten. Als die stille Abbetung des Kanon üblich geworden war, mußte dieses Zeichen vernehmlich gegeben werden. Wir sehen, wie die Geschichte nicht nur den Text, sondern auch die Gebärdensprache bis ins letzte erklären könnte, wenn wir nur genügend Quellen hätten, um die Entwicklung lückenlos zu verfolgen. So aber bleiben manche Einzelheiten unerklärlich, wie etwa die Vorschrift, bei der Schlußformel dieses Gebetes „durch Christum unsern Herrn" das Haupt zu neigen. Eine solche Verneigung ist bei Nennung des Namens Jesus als des Eigennamens unseres Heilandes allgemein üblich, beim Amtsnamen Christus aber findet sie sich nur an dieser Stelle.

Wir stehen nunmehr vor dem gewaltigen *Abschluß des Kanon*, der wohl schon immer gleich oder ähnlich lautete. Die Schriften des Alten und Neuen Bundes, speziell die paulinischen Briefschlüsse, weisen vielfach einen hochfeierlichen Lobpreis Gottes auf, woraus sich wohl der ganze christliche Hymnenschatz herleiten dürfte. Seit alter Zeit nennt man einen solchen kurzen Lobspruch „Doxologie". Als große „Doxologie" wird das Gloria der heiligen Messe bezeichnet, weil es das Lob der Dreifaltigkeit mächtig entfaltet. Als „Kleine Doxologie" verwendet die Liturgie das „Ehre sei dem Vater, dem

liturgie.de

Sohne und dem Heiligen Geist". Die ehrwürdigste aller Doxologien aber steht hier. Sie lautet, anschließend an das eben erwähnte „durch Christum unsern Herrn": „Durch den du, o Herr, alle diese Güter immer schaffest, heiligest, belebest, segnest und uns schenkest. Durch ihn und mit ihm und in ihm ist dir, Gott, dem allmächtigen Vater, in Einheit des Heiligen Geistes alle Ehre und Verherrlichung." Der Priester bezeichnet dabei zuerst die Opfergaben mit drei Kreuzen. Sodann bildet er mit der heiligen Hostie fünf Kreuzzeichen über dem Kelch. Schließlich erhebt er den Kelch mit der Hostie ein wenig. Diese Erhebung war ehedem die einzige, die im Kanon stattfand; sie war mäßig hoch, weil sie den Geheimniscbarakter des Kanon vor den Gläubigen nicht aufheben, sondern nur eine bildhafte Lobpreisung Gottes darstellen sollte. Beachten wir auch hier eine Kleinigkeit: Der Priester bildet das letzte der Kreuzzeichen mit der hl. Hostie in der Hand über dem jetzt leeren Platz zwischen Kelch und Patene. Das erinnert wohl an eine ältere, längst verschwundene Anordnung der heiligen Opfergaben selbst, es erinnert aber auch an den alten, jetzt ebenfalls verschwundenen Brauch, daß vor dem Kanonschluß die verschiedensten Naturalgaben wie Feldfrüchte, Milch und Honig, Trauben und Wein oder Osterlämmer auf dem Altare ausgebreitet und *gesegnet* wurden, worin wohl auch die älteste Form eines Wettersegens zu erblicken ist. Das zeigte eindrucksvoll genug, wie die Kirche stets Leib und Seele „beisammenhielt", wie sie buchstäblich „alles" durch das Wort Gottes heiligt, Natur und Übernatur in ihrer gottgewollten Freundschaft immerdar verbunden sieht. Mit dem laut gesungenen Per omnia saecula saeculorum endet das heilige Mysterium,

liturgie.de

dem das Volk mit einem freudigen Amen seine dankbare Glaubenshuldigung zollt.

9. Das Vaterunser

(4. Fastensonntag)

In fast allen Liturgien hat das „*Gebet des Herrn*" zwischen Wandlung und Kommunion seine Stelle, teils vor, teils nach der Brotbrechung. In der römischen Liturgie ist es vor dem 3. Jahrhundert merkwürdigerweise nicht nachzuweisen. Seinen jetzigen Platz wies ihm erst Gregor der Große an, wogegen sich mancher Widerspruch erhob, weil man den Osten nicht gerne zum Vorbild haben wollte. Gregor aber berief sich darauf, daß er eine „apostolische Sitte" aufnehme, und daß das Gebet des Herrn doch einem Kommunion-Vorbereitungsgebet, das irgendeinen „Scholasticus", einen Gelehrten, zum Verfasser hätte, vorzuziehen sei. Daß er sich allzu eng an das Griechentum anschließe, widerlegte er mit dem Hinweis darauf, daß das Paternoster im Orient von allem Volke, nach seiner Anordnung aber allein vom *Priester* gebetet werde. Daß aber an dieser Stelle der Priester aus der Stille, der Abgeschiedenheit des Kanon wieder heraustritt, ist sehr sinnvoll, da doch Priester und Volk, beide sich anschicken, am Opfermahl teilzunehmen, das sie in der *vierten* Bitte erflehen: „Gib uns heute unser tägliches Brot!" Mögen die ersten drei Bitten als Bestätigung gefaßt werden, daß das Reich Gottes zu uns kam und so auf die Wandlung zurückweisen, so müssen wir doch im Sinne der Alten das Vaterunser als ausgesprochenes *Kommuniongebet* deuten. Haben doch die Väter bei der vierten Bitte fast mehr an das himmlische als an das irdische Brot gedacht, und das griechische

liturgie.de

Wort „epiousios", „für den Tag ausreichend", das merkwürdigerweise nur dies eine Mal in der Literatur vorkommt, umgedeutet in „hyperousios", d. h. „überwesentlich", „übernatürlich". Sollten wir aber immer noch unsicher sein, ob das Gebet hier mehr zurück oder mehr vorwärts weist, so müssen wir weiter hören, wie die Väter die fünfte und sechste Bitte verstanden. Augustin erklärt den Neugetauften: „Warum wird das Vaterunser gesprochen, ehe wir Leib und Brot des Herrn empfangen? Aus folgendem Grund: Wenn etwa, entsprechend der menschlichen Gebrechlichkeit, unser Denken etwas Ungehöriges aufnahm, wenn unsere Zunge etwas Unrechtes aussprach, wenn das Auge etwas Unschickliches ansah, wenn das Ohr etwas zu Unrecht Wohlgefälliges hörte, wenn man sich vielleicht durch die Verführungskunst der Welt und die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens derlei zuschulden kommen ließ, dann wird es durch das Gebet des Herrn abgewaschen bei der Bitte: ‚Vergib uns unsere Schulden', damit wir in Ruhe hinzutreten können und nicht das, was wir empfangen, uns zum Gerichte essen und trinken."
Nur wer zuinnerst der Gemeinschaft der Heiligen angehört, hat ja nach Cyprian das Recht auf das heilige Gastmahl: „Wir bitten, daß uns dieses Brot gegeben werde, damit nicht wir, die in Christus sind und seine Eucharistie täglich als Speise des Heiles empfangen, vom Leibe Christi durch das Dazwischenkommen einer schweren Schuld getrennt werden."
Die alte Kirche, die eine sogenannte Andachtsbeichte nicht kannte, sah in eben dieser Bitte das Mittel zur Tilgung der kleinen Sünden und zur Bewahrung vor künftigem Fall. Diese nahezu sakramentale Bedeutung des Vaterunsers er-

liturgie.de

klärt uns auch die Tatsache, daß viele ehrwürdige Liturgien ihm eine *Einleitung* voraussenden, die schon fast wörtlich bei Cyprian steht, um dem Beter Mut zu machen, daß er diese ehrwürdigsten aller Gebetsworte überhaupt zu sprechen sich getraut. Heute lautet diese Einleitung: „Laßt uns beten! Durch heilsame Vorschriften ermahnt und durch göttliche Unterweisung angeleitet, wagen wir zu sprechen: Vater unser . . ." Das „Gebet des Herrn" hat uns bekanntlich Lukas (11, 2—4) in einer kürzeren, Matthäus (6, 9—13) in einer längeren Fassung überliefert. Man mag schon hieraus schließen, daß das Vaterunser im liturgischen Brauch der Urkirche lebendig war, noch ehe es niedergeschrieben wurde. Aus nachapostolischer Zeit hören wir sofort, daß es dreimal täglich als Stundengebet verwendet wurde. Schon Tertullian kennt es als das „vorgeschriebene und ordentliche" Gebetsformular, ebenso Cyprian als „das öffentliche und allgemeine" Gebet. Ja, Tertullian bezeichnet es als „breviarium totius evangelii", als kurzen Abriß der ganzen Heilsbotschaft.

Es kann uns darum nicht wundern, wenn die meisten großen Väter eigene Bücher zu seiner Erklärung verfaßten, wenn auch Augustin in ihm Glauben, Hoffnung und Liebe, die acht Seligkeiten und die sieben Gaben des Hl. Geistes, besonders aber alle Vorbedingungen und Früchte der würdigen Kommunion enthalten sieht. Das Vaterunser ist ihm überhaupt der Inbegriff christlichen Betens: „Wenn wir auch irgendwelche andere Worte sprechen, wie sie die Andacht dem Beter zuvorkommend einflößt, damit er das Rechte treffe, oder über dem Beten zuströmen läßt, damit er sich noch höher schwinge, so sprechen wir doch nichts anderes aus, als was auch im Gebet des Herrn enthalten ist, voraus-

liturgie.de

gesetzt, daß wir richtig beten, wie es sich gehört . . . Und wenn du alle Ausdrücke und heiligen Gebetsformeln durchgehst, so wirst du, glaube ich, nichts finden, was nicht in diesem Gebet des Herrn enthalten und eingeschlossen wäre. Darum steht es frei, in immer anderen Worten das Gleiche im Gebete auszusprechen, es kann aber nicht freistehen, Anderes vorzubringen."

Nun verstehen wir auch, warum das Vaterunser in der Vorbereitungszeit auf die Taufe seinen wichtigen Ort hat. In der Fastenzeit, die der großen österlichen Taufnacht voraufging, wurde den Katechumenen zuerst das apostolische Glaubensbekenntnis mitgeteilt, erklärt und zum Auswendiglernen aufgegeben. Am Samstag „Sitientes" vor dem Passionssonntag mußte das Symbolum dann aufgesagt werden. Daran schloß sich die Vorlesung und Auslegung des Vaterunser, das ebenfalls acht Tage nach der „*Übergabe*" seine „*Wiedergabe*" durch auswendiges Abbeten vor der versammelten Gemeinde erfuhr. „Das ist die Ordnung eurer Auferbauung", sagte Augustin zu seinen Taufbewerbern, „daß ihr vorher lernt, was ihr glauben sollt, dann erst, um was ihr bitten sollt." Auch heute noch wird das Vaterunser zusammen mit dem Apostolischen Symbolum bei der Taufe der Kinder wie der Erwachsenen feierlich gebetet. Die zwei größten Sakramente, Taufe und Eucharistie, schließt es so gedanklich besonders enge zusammen. Der Zusammenhang mit dem Bußsakrament aber wurde ehedem dadurch verdeutlicht, daß alles Volk mit dem Priester bei der Bitte um Sündenvergebung reuig an die Brust klopfte: „Wir waschen durch diese Worte", so sagt Augustin, „unser Antlitz rein und treten so zum Altar. Mit einem durch diese Worte ge-

liturgie.de

waschenen Angesicht vereinigen wir uns mit dem Leib und Blut Christi." Bei der *siebenten* Bitte sodann fällt das Volk, dem Priester antwortend, ein: „Sondern erlöse uns von dem Übel!", worauf der Priester leise „Amen" spricht.

Wie allgemein bekannt sein dürfte, schließen die Protestanten das Vaterunser mit einer schönen Doxologie, die sich in Evangelienhandschriften jüngeren Datums findet. Dieser Zusatz ist ohne Zweifel nicht vom Herrn gesprochen, sondern von andächtigen Abschreibern des biblischen Textes, vielleicht auf Grund lokaler liturgischer Gewohnheiten angefügt worden. Auf gleichem Weg dürfte das Amen in die Abschriften des Matthäus-Evangeliums eingedrungen sein. Nachdem der Protestantismus den Kanon verwarf, mußte ihm das Paternoster zum Höhepunkt des Gottesdienstes werden. Mit Recht macht Fr. Heiler darauf aufmerksam, daß den frommen Protestanten die Vaterunser-Glocke soviel bedeutet wie uns Katholiken das Wandlungsläuten. Auch sie beklagen jedoch, daß ihre Agende das Vaterunser zu häufig vorschreibe und dadurch seines hochfeierlichen Ernstes entkleide. Wir Katholiken treiben sicherlich die Angst vor allzu großem Pathos zu weit, indem wir ein Vaterunser förmlich mit dem nächsten verjagen und so die besondere Wucht dieses Gebetes ignorieren, das uns Jesus selbst gelehrt hat: „So sollt ihr beten!" Man zeihe uns nicht der Kleinlichlichkeit, wenn wir allen Ernstes meinen: In gleicher Hochachtung des Vaterunser werden sich die getrennten Konfessionen am leichtesten wieder verstehen lernen. Nichts aber erweitert den Riß unter den eifrigen, ehrlich frommen Bekennern auf beiden Seiten so sehr, als wenn wir Katholiken auch nur von ferne einer Geringschätzung des Vaterunser

liturgie.de

verdächtig werden. Nie dürfen wir vergessen, daß die Liturgie jedes Vaterunser ein Wagnis nennt, daß sie es bei der Erwachsenentaufe heute noch als „das heilige Vaterunser" bezeichnet. Schon die Stelle, die ihm in der Meßliturgie zwischen Kanon und Kommunion seit alters zugewiesen ist, empfiehlt es uns eindringlich genug als „Licht, Speise und Arznei".

10. Die Vorbereitung zum Opfermahl

(Passionssonntag)

Das „Vaterunser" ist umrahmt von einer Einleitung, die bereits besprochen wurde, und von einem *Zusatz* (Embolismus), der die Gedanken der drei letzten Bitten weiter ausführt. In ihm bittet der Priester, Gott möge uns befreien „von allen Übeln, den vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen", er möge uns auf Fürsprache der Heiligen den zeitlichen Friedenszustand und jenen höheren Frieden, den allein die Freiheit von der Sünde verbürgt, schenken. Daß diese Wirkungen Früchte des auf dem Altar erneuerten Kreuzopfers Christi sind, deutet die Liturgie an, indem sie dem Priester befiehlt, mit der Patene das Kreuzzeichen über sich zu formen und dann die Patene zu küssen, die der Diakon im Hochamt von der Opferung an verhüllt getragen hat. Die Verhüllung galt ehedem als Zeichen der Geheimhaltung und Ehrfurcht nicht einer leeren Patene, sondern den sog. „*Sancta*", d. h. einer vom Papst oder Bischof konsekrierten Hostie, die vom Opferaltar der Bischofskirche weg an die übrigen Kirchen der Stadt als „fermentum", als „Würze" zu deren Meßfeier gesandt wurde. Wenn wir heute davon sprechen, daß das Wandlungsglöcklein um die ganze

liturgie.de

Erde wandert, daß in jedem Augenblick an irgendeinem Punkt der Erde das Sühneopfer dargebracht wird, so ist das nur ein sehr schwacher Nachhall eines altchristlichen Brauches, der die wesentliche Einheit eines jeden Meßopfers mit dem einen Kreuzopfer und die Zusammengehörigkeit aller Erlösten als „ein Brot, ein Leib" so eindringlich vor Augen stellte. „Soviel es auch heute Brote auf den Altären Christi über den ganzen Erdkreis hin gewesen sind, es ist *ein* Brot", so predigte Augustin am Ostertag (s. Guelferbyt. 7. 1). Seinen heutigen Wortlaut verdankt der Embolismus den drangvollsten Zeiten der Völkerwanderung. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir in ihm ein Lieblingsgebet des großen Gregorius erblicken, der jedenfalls die Bitte: „Gib gnädig Frieden in unseren Tagen" und auch den Namen des hl. Andreas, des Schutzheiligen seines Familienklosters, eingefügt hat. An manchen Wallfahrtsorten, wie auf dem heiligen Berg Andechs, werden heute noch heilige Hostien verehrt, die von Gregor dem Großen konsekriert sein sollen. So kräftig lebt die Erinnerung an die Versendung der Sancta aus seiner Hand im Volke fort. Während der Schlußworte des Embolismus findet im römischen Ritus die Brotbrechung statt.

Eine Zerteilung des konsekrierten Brotes und die Vermischung eines Teilchens mit dem heiligen Blut ist in allen Liturgien vorgeschrieben. Daß der Herr selbst das Brot gebrochen hat, melden uns alle biblischen Einsetzungsberichte und 71 der ältesten Quipridie-Texte. So kam es, daß schon in apostolischer Zeit die ganze eucharistische Feier kurz als „*Brotbrechung*" bezeichnet wurde. Zumal, wenn gesäuerte Brote zur Feier verwendet wurden, war es

liturgie.de

praktisch notwendig, diese vor der Austeilung beim Opfermahl in Stücklein zu zerteilen. Zur Einführung kleiner Hostien für die Laienkommunion kam es ja erst später. Auch sollte, wie schon erwähnt, ein Stücklein reserviert werden, um die Kontinuität des Opfers von einem Tag auf den anderen, von einer Kirche zur anderen, darzustellen. Ebenso war es praktisch notwendig, gesäuertes Brot vor dem Genuß im Weine weichzumachen, wie es heute noch im Orient der Brauch ist. Es kann uns darum nicht wundern, wenn die Brotbrechung in früher Zeit vielfach eine mehrteilige und recht komplizierte Handlung war. So kannte man in Rom eine dreimalige Brotbrechung und eine zweimalige Vermischung der Gestalten: Zuerst wurden die Sancta vom Tag vorher in den Kelch gesenkt. Hierauf wurde das Stück abgebrochen und auf den Altar gelegt, das am nächsten Tag als praesanctificata, als „Vorausgeweihtes", dienen sollte. Dann fand die Zerteilung der Gestalten für die Kommunion des Klerus und des Volkes statt, zum Schluß erst die Abbrechung eines Stückleins für die Kommunion des Zelebranten selber. Dogmatische Bedeutung hatte die Zeremonie nicht. Sie sollte nur auf die Lehre des 1. Korintherbriefes (10, 16) hinweisen: „Wir alle, die an einem Brote teilhaben, wir sind nur ein Brot." Erst später verband die fromme Meditation mit der Brechung und Vermischung manch tiefen Gedanken, wie den Hinweis darauf, daß der Opferleib Christi am Altar nur mystisch getrennt ist vom Blute Christi, während der Herr in Wirklichkeit seit seiner Auferstehung leidens- und sterbensunfähig ist, also eine reale Trennung von Leib und Blut nicht mehr erfahren kann. Die Zahl der Teilchen war sehr verschieden vorgeschrieben: Bei den

liturgie.de

Griechen sind es 4, im sog. mozarabischen Ritus sogar 9, im aethiopischen 5, im heutigen römischen Ritus nur 3 Teile. Der kleinste von den drei Teilen ist zur Einsenkung in den Kelch bestimmt; diese geschieht heute, nachdem der Priester mit der Partikel dreimal über dem Kelche das Kreuzzeichen machte und während er der Gemeinde den Friedensgruß bietet: „Der Friede des Herrn sei allezeit mit euch", was die gläubige Gemeinde beantwortet mit dem Gegenwunsch: „Und mit deinem Geiste". An dieser Stelle stand vielfach ein feierlicher *Segen* zur Vorbereitung auf die heilige Kommunion, damit „das Mysterium alles Segens in ein gesegnetes Gefäß eingehe". Als es nämlich außer Übung gekommen war, daß alle am Opfer Teilnehmenden auch zum Opfermahl gingen, sollte wenigstens ein eigenes Segenswort die Heilswirkungen der Kommunion auch den Nichtkommunizierenden anwünschen. „Wie ein Anwalt" sollte der Bischof die ihm Anvertrauten der allbarmherzigen Macht Gottes noch einmal vorstellen, ehe die Eilfertigsten das Gotteshaus verließen.

Mancherorts, besonders im Osten, wurde zum „confractorium", zur Brotzerteilung, eine eigene Antiphon gesungen. Dieser Brauch dürfte zur Einfügung des „*Agnus Dei*"-Gesanges in die römische Liturgie geführt haben. Papst Sergius I., ein Syrer, vermißte nämlich den heimischen Brauch und befahl, daß auch in Rom Klerus und Volk während der Brotbrechung das „Lamm Gottes" anrufen sollten. Im Morgenlande nannte man nämlich die heilige Hostie das „Lamm". Diese Anrufung wurde vermutlich so lange wiederholt, bis die Zeremonie am Altar beendet war. Heute ist die Zahl der Anrufungen auf drei beschränkt. Die beiden

liturgie.de

ersten lauten, wie schon im Gloria der Messe: „Erbarme dich unser", die letzte: „Schenk uns den Frieden". In den Totenmessen wird den Verstorbenen die ewige Ruhe erfleht. Mit der Bitte um den Frieden ist jetzt der Anschluß an das Pax Domini gefunden und die Überleitung zum Friedenskuß gegeben.

Ein *Friedenskuß* war von jeher beim hl. Opfer Brauch. Doch fand er zumeist am Beginn der Gläubigenmesse, ehe man die Gaben zum Altar brachte, statt. Aber schon St. Augustin berichtet uns, daß sich in seiner Heimat der Friedenskuß an das Vaterunser anschloß. Die Christen sollten im heiligen Sinnbild und in innerster Herzensgesinnung wahrmachen, was sie eben im Vaterunser beteuert haben: „wie auch wir vergeben unseren Schuldigern". Die Wiederherstellung der brüderlichen Eintracht wurde als die notwendigste Vorbedingung für das würdige Hinzutreten zur hl. Kommunion, diesem „Band der Eintracht und Liebe", angesehen. Im Friedenskuß sieht Augustin „ein großes Sakrament", das die Hindernisse eines würdigen Empfanges entfernt. „Grüßet einander in heiligem Kuß!" Diese paulinische Mahnung (Röm. 16, 16) erfüllte man in alter Zeit buchstäblich, indem, vom Bischof oder Archidiakon angefangen, ein jeder der Gläubigen den Nachbarn umarmte und küßte: „Was die Lippen zeigen, gehe im Inneren vor sich. Wie deine Lippen zu den Lippen deines Bruders hingehen, so gehe auch dein Herz nicht von ihm weg!" Vom Altar geht die heilige Kette der Verständigung aller Herzen aus. Darum nimmt der Priester selbst den Kuß vom Altar des versöhnenden Opfers. Später wurde der Kuß an die Laien mittels eines Bildtäfelchens, des sog. Pacificale, weitergegeben, bis auch diese schöne Übung verschwand.

liturgie.de

Heute betet der Priester vor dem Friedenskuß und auch in der Privatmesse, wo dieser ganz entfällt, ein stilles Gebet in gebeugter Haltung: „Herr Jesus Christus! Du hast zu deinen Aposteln gesprochen: Den Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Schaue nicht auf meine Sünden, sondern auf den Glauben deiner Kirche und gib ihr in Gnaden nach deinem Willen Frieden und Eintracht!" Die Einigkeit der Kirche war das größte Anliegen der Gläubigen in jenen Zeiten, in denen nach dem Aufhören äußerer Verfolgung die innere Entzweiung durch Häresie und Schisma immer wieder ihr Haupt erhob. Wir sollten auch heute noch die Sinnfülle des Friedenskusses verstehen, wie ihn eine alte Segensformel, die im deutschen Mittelalter üblich war, auslegt: „Haltet das Band der Liebe und des Friedens, damit ihr geeignet seid für die hochheiligen Geheimnisse!" Darauf antwortete das Volk: „Der Friede Christi und der Kirche sei immer überreich in unseren Herzen." Wollte doch auch heute jeder Gläubige, der sich zum Empfang der hl. Kommunion anschickt, seine Würdigkeit vor allem daraufhin prüfen, ob er die reine, aufrichtige Liebe, das wahre Wohlwollen gegen jeden Mitchristen, das innerste Interesse am Wohl und Wehe der ganzen Kirche lebendig in seinem Herzen trägt!

11. Das Opfermahl

(Palmsonntag)

Paternoster, Brotbrechung, Friedenskuß und Segen des Bischofs waren im Denken der alten Zeit vollgenügende *Vorbereitung* auf den Empfang der heiligen *Kommunion:* Bitte

liturgie.de

um das Himmelsbrot, Bitte um Sündenvergebung, Herstellung des Friedens unter den Brüdern und der Segen der kirchlichen Autorität, dies alles mußte vorausgegangen sein, ehe man zum heiligen Mahle hinzutrat. Um eine eigene Einstimmung des Gemütes kümmerte man sich jedoch nicht. Auch heute noch werden dem Priester nur einige kurze Formeln aus dem Psalmenbuch als Kommunionvorbereitung und -danksagung in den Mund gelegt, so daß der Laie sich wundern mag, daß zu persönlicher Herzensaussprache mit dem eucharistischen Herrn kaum einige Augenblicke freigegeben sind. Es ist aber auch heute noch nützlich, sich durch diese Praxis der Liturgie daran erinnern zu lassen, daß die objektive Wirkung des Sakramentes selbst wichtiger ist als die subjektive Stimmung und Anbetungsleistung des Empfangenden. Die Wiederaufnahme der alten Praxis öfterer und täglicher Kommunion hat ja ohnehin Vorbereitung und Danksagung auf ihr Maß und ihren Wert feinfühlig zurückgeführt, was ängstlichen oder gefühlsseligen Leuten immer wieder gepredigt werden muß. Die beiden Gebete Domine Jesu Christe und Perceptio, die heute auf das Friedensgebet folgen, verraten deutlich, daß sie erst später aus der Privatandacht in die Liturgie eindrangen, wobei dieselben Worte einmal vor, ein andermal nach der Kommunion eingereiht wurden. Lieb ist uns allen das dreimalige Domine non sum dignus geworden, das jene Gesinnung des Hauptmanns von Kapharnaum erwecken soll, die schon der Heiland „bewunderte“ (Matth. 8, 10).

Eine heilsame und kraftvolle Rückentwicklung zu einem Brauch, den man ruhig als „klassisches“ Liturgieverständnis ansprechen darf, liegt darin, daß seit dem Kommunion-

liturgie.de

dekrete Pius X. die Anteilnahme am Opfermahl wieder enge mit dem heiligen Opfer als ein Ganzes verbunden gesehen und geübt wird. In den heroischen Jahrhunderten war es nämlich ganz selbstverständlich, daß jeder Kleriker und jeder Laie, der überhaupt der eucharistischen Feier beiwohnte, den Leib und das Blut des Herrn empfing. Die Eucharistie ist ja das „reine Speiseopfer", das nach dem Propheten Malachias die alten Opfer verdrängen sollte. Mit Speiseopfern war aber auch im alttestamentlichen Gottesdienst regelmäßig der Genuß der Opferspeisen verbunden gewesen. Ideell ist freilich dieser Zusammenhang gerettet und die Integrität des eucharistischen Opfers gewahrt, wenn der opfernde Priester als Repräsentant der ganzen Gemeinde die heiligen Opfergaben genießt. Wie schon erwähnt, äußerte sich diese Auffassung im Mittelalter vielfach allzu deutlich, wenn nach dem Kommunionsegen des Priesters die Gläubigen in der Mehrzahl das Gotteshaus bereits verließen und bei der Kommunion des Priesters überhaupt nicht mehr zugegen waren. Die alte Übung lebte aber gleichzeitig wenigstens an den Sonntagen noch fort, bis das 4. Laterankonzil 1215 die Osterkommunion als Minimum vorschreiben mußte. Man würde jedoch fehlgehen, wollte man nur Lauheit für diesen Umschwung verantwortlich machen. Es war auch ein neuer Begriff von Ehrfurcht in die Herzen eingezogen, der gerade ernste Christen vor einer öfteren oder gar täglichen heiligen Kommunion zurückschrecken ließ. Schon der heilige Augustinus wußte, daß aus der gleichen Ehrfurcht manche nicht wagten, täglich zur heiligen Kommunion zu gehen, aus der andere nicht wagten, sie auch nur einen Tag zu unterlassen. Nicht nur die katholischen Laien, auch die

liturgie.de

Lehrer des aszetischen Lebens blieben in dieser zwiespältigen Haltung befangen, bis Pius X. im Januar 1907 ein für allemal die Fesseln allzu großer Scheu lockerte und uns wieder klar machte, daß die heilige Kommunion nicht eine Belohnung für besondere Tugend und Reinheit, sondern gerade ein Mittel zu reicherer Tugend und größerer Reinheit ist. Wir sind freilich noch immer weit davon entfernt, daß gerade die akademischen Schichten unseres Volkes schon in die scheinbar neue, in Wirklichkeit aber uranfängliche Auffassung zurückgefunden hätten, da auch die Ausspendung der Laienkommunion außerhalb des heiligen Opfers, vor oder nach demselben oder ganz losgelöst von ihm, ein weiteres dazu beitrug, daß der Zusammenhang von Opferdarbringung und Opfermahl nicht mehr in seiner heilig-strengen Logik begriffen wurde. Immerhin hat das Vierteljahrhundert seit Erlaß der Kommuniondekrete die Anschauungen schon mächtig umgepflügt, aller Unsicherheit der Lehre ein Ende gemacht und einen Frühling eucharistischen Lebens heraufgebracht, der diese Dekrete als den bedeutungsvollsten neuzeitlichen Beitrag zur inneren „instauratio in Christo" (Eph. 1, 10) erscheinen läßt.

Wenn wir freilich dieses Pauluswort in seiner Fülle und Tiefe verstehen wollen: „Allem sein Haupt wieder geben in Christus", müssen wir wünschen, daß vor allem die Gebildeten die Bedeutung des eucharistischen Leibes des Herrn für den Aufbau seines mystischen Leibes, der die Kirche ist, wieder ernster beachten. Es sollte uns wieder wenigstens *verständlich* sein, was der frühen Christenheit ganz *selbstverständlich* war, daß nämlich die hl. Eucharistie nicht nur die „communio", die Vereinigung, der einzelnen Seele mit dem verklärten,

liturgie.de

im Sakrament verborgenen Herrn verwirklicht, also irgendein Glied des mystischen Leibes mit dem lebenspendenden Haupte inniger verbindet, daß sie vielmehr auch die communio aller Glieder dieses Leibes, d. h. aller Gotteskinder, untereinander zugleich versinnbildet und in Wahrheit schafft und festigt. In den eucharistischen Katechesen, die Augustin den Neugetauften am Ostertag hielt, wird *diese* communio der Gläubigen untereinander mit einer auf den ersten Blick befremdenden, ja erschreckenden Ausschließlichkeit betont: „*Ihr* seid der Leib Christi und seine Glieder. Was ihr empfanget, das seid ihr selbst, dank der Gnade, durch die ihr erlöst seid. Dazu gebt ihr eure Unterschrift, wenn ihr antwortet: Amen." (Vgl. s. Quelferbyt. VII, 1; s. Denis VI, 3, 5; s. 272.) Die Einheit des mystischen Leibes ist also, nach Augustin, in diesem Sakrament ebenso gegenwärtig, wie Leib und Blut Christi in ihm wahrhaft, wirklich und wesentlich zugegen sind. Wie fremdartig käme uns Heutigen eine solche Kommunionkatechese vor, da wir doch zuallererst, wenn nicht ausschließlich, im hl. Mahle einen ganz vertraulich-persönlichen „Besuch" des Heilandes, die Gnaden- und Freudenquelle der einzelnen Seele begrüßen: „Wer kommt zu mir?" „Zu wem kommt er?" „Wie soll ich dich empfangen?" Über dieser gewiß überwältigenden Ehrung kommen wir in Gefahr, ganz und gar zu vergessen, daß wir die hl. Seelenspeise am Tisch der Abendmahlsgemeinde, im Kreise der gleichbegnadeten Brüder, im Schoß der ganzen, Himmel und Erde in sich fassenden, über Zeiten und Räume hinausreichenden „Communio sanctorum" empfangen. Erst wenn diese gewaltige Wahrheit wieder mehr gepredigt, verstanden und empfunden wird, wird uns der Zusammenhang

liturgie.de

der beiden österlichen Sakramente, derTaufe und der Eucharistie, der Zusammenhang von Messe und Kommunionempfang, die innere Natur aller kirchlichen und liturgischen Gemeinschaft wahrhaft verpflichtend und erhebend einleuchten. Erst dann wird uns auch der Sinn des liturgischen Jahres als der Entfaltung des Ostergeheimnisses wieder klar werden.

Der Ritus der *Laienkommunion* bestand in alter Zeit darin, daß der Priester dem an den Altarschranken stehenden Empfänger das konsekrierte Brot auf die (bei Frauen mit einem Tüchlein bedeckte) Hand legte unter den Worten: „Corpus Christi", oder mit einer anderen Formel wie „Nehmet hin und esset den Leib Christi", was der Empfänger mit einem lauten Amen bekräftigte und bedankte. Sodann reichte ein Diakon den großen Ausspendekelch zum Trinken mit den Worten: „Das Blut Christi", worauf wieder ein Amen antwortete. „Das Blut Christi hat auf Erden eine laute Stimme: Von allen wird nach seinem Empfang Amen geantwortet" (Aug., c. Faust. 12, 10). Viel später erst bürgerte sich die Sitte ein, die heilige Hostie dem Empfänger auf die Lippen zu legen und das heilige Blut mittels eines goldenen oder silbernen Röhrchens zu genießen. Von letztgenannter Änderung, die eine Verunehrung des heiligen Blutes verhüten sollte, war dann kein weiter Schritt mehr bis zur allgemeinen Beschränkung der Laienkommunion auf die Brotgestalt, wie diese schon immer bei der Kranken-, Gefangenen- oder bei einer häuslichen Kommunion üblich gewesen war. Aus Alexandrien und Jerusalem wird uns die Sitte berichtet, mit der heiligen Eucharistie vor dem Empfang die Augen zu berühren oder die Finger mit dem heiligen Blute anzu-

liturgie.de

feuchten und damit Auge und Ohr zu benetzen. Dieser Glaube an die physische Heilkraft des heiligsten Sakramentes erhielt sich noch lange in der mittelalterlichen Sitte, den Wein und das Wasser, womit der Kelch schließlich ausgespült wird, auf kranke Gliedmaßen zu streichen. Von den innigen Grußgebeten, die vielfach an das heilige Sakrament vor der Kommunion gerichtet wurden, ist uns in dem sog. Gebet des heiligen Ignatius: „Seele Christi, heilige mich" noch das eindrucksvollste Beispiel erhalten. Mit aller Sorgfalt achtete man jedenfalls darauf, daß kein Teilchen der heiligen Gestalten verloren ging. Schon Cyrill von Jerusalem warnt davor, weil sie unvergleichlich wertvoller seien als Gold und Edelsteine. Vielfach wurden an die Nichtkommunizierenden geweihte Brote ausgeteilt, die sog. *Eulogien*, die sich Christen gerne untereinander als Geschenke zusandten. Im Morgenlande kennt man heute noch diese Antidora, d. h. wörtlich „Ersatzgaben".

Während der Laienkommunion, die geraume Zeit in Anspruch nahm, sang das Volk, wie schon beim Einzug der Priester und beim Opfergang, einen Psalm mit einer *Antiphon*, die nach jedem Vers wiederholt wurde, bis der Zelebrant abwinkte. Vor allen anderen Psalmen war der 33. beliebt, der mit den Worten beginnt: „Ich will den Herrn preisen zu aller Zeit" und Verse enthält wie diesen: „Tretet hin zu ihm und ihr werdet erleuchtet und euer Angesicht wird nicht beschämt werden", und „Kostet und sehet, wie süß der Herr ist", „Die Reichen hungern und darben, die aber, so den Herrn suchen, entbehren keines Gutes". Als die Menge der Kommunikanten abnahm, entfiel schließlich der Psalm, und die Antiphon, zumeist dem treffenden Psalm

liturgie.de

entnommen und dem Tagesgedanken entsprechend, blieb übrig.

Die darauffolgende Oration, heute *Postcommunio*, früher auch das Gebet ad complendum, „zum Abschluß", genannt, verbindet den Dank für die Himmelsgabe mit der Bitte um die Gnadenwirkungen der heiligen Kommunion. Auch dieses Gebet wurde, wie die Tagesoration und die Sekret, früher improvisiert; schließlich wurden die besten, einer Aufzeichnung würdig befundenen Formeln in den Meßbüchern gesammelt. Irgendein Dankgebet erforderte das christliche Empfinden jedenfalls schon zu allen Zeiten. So sagt Augustinus: „Nachdem das große Sakrament empfangen ist, schließt Danksagung das Ganze" (ep. 149, 2, 16). Verschiedene Liturgien kennen auch an dieser Stelle ein *Segensgebet* „über das Volk", wie es heute noch in der römischen Fastenliturgie gebräuchlich ist. An den Werktagen der Fastenzeit ruft heute noch der Diakon: „Beuget eure Häupter vor Gott!", ehe das Gebet gesprochen wird, das die Messe mit der darauffolgenden Vesper gemeinsam hat. Sinngemäß fand nunmehr eine zweite *Entlassungsformel* ihren Platz. Schon im heidnischen und jüdischen Tempelgottesdienst waren die Zurufe hergebracht: „Ihr könnt nun gehen", „Lebet wohl", „Ex templo, hinaus aus dem Tempel!" Die liturgischen Entlassungsformeln lauteten verschieden: „Gehet in Frieden!" oder „Im Frieden lasset uns gehen im Namen Christi" oder auch nur: „Die Messe ist zu Ende, gehen wir im Frieden". Heute lautet sie kurz: „Ite missa est", „Gehet, ihr seid entlassen". Dem Herzen des Volkes entströmt darauf ein frohes: „Deo gratias". Daß die Entlassungsformel vom Diakon zumeist in einer weitausgesponnenen Melodie, die in der Regel

liturgie.de

das Motiv des Kyrie, wir möchten fast sagen, leitmotivisch aufnimmt, gesungen wird, hat seinen praktischen Grund darin, daß ein kurzer Ruf in großen Kirchenräumen überhört werden konnte. In den Messen, die kein Gloria haben, wird heute die Formel Benedicamus Domino gebraucht, deren Einführung sich wohl am besten daraus erklärt, daß bei den Privatmessen, wie sie allmählich aufkamen, nicht viel Volk zugegen war, dem man die Entlassung ankündigen mußte.

Das noch folgende stille Gebet des Priesters, welches die heiligste Dreifaltigkeit anruft, sich den heiligen Dienst des Priesters trotz seiner Unwürdigkeit wohlgefallen und dem Priester sowie dem ganzen christlichen Volke zur Versöhnung gereichen zu lassen, sodann der Schlußsegen und die Verlesung des Vorworts zum Johannesevangelium sind aus der Privatandacht in die Meßliturgie übergegangen. Wir gehen nicht fehl, wenn wir die Einführung des letzteren dem Umstande zuschreiben, daß es im Mittelalter als Wettersegen nach der hl. Messe gebraucht wurde, daß man ihm überhaupt eine besondere Macht zur Abwendung alles dämonischen Unheils zuschrieb und daß es den Zusammenhang des heiligsten Schatzes der Christenheit mit der Menschwerdung des Herrn nochmals eindringlich in das Gedächtnis rief. Hatte man doch vielfach schon nach der heiligen Kommunion den ehrwürdigsten Vers aus ihm gesprochen: „Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.“ Das Schlußevangelium wurde manchmal im Weggehen vollendet und ebenso der Segen beim Auszug der Geistlichkeit gespendet, wie auch heute noch der Bischof segnend das Gotteshaus verläßt.

liturgie.de

III.
OSTERFEIER UND KIRCHENJAHR

1. Die Große Woche

(Karwoche)

Die Freunde der Liturgie werden es nicht bedauern, daß die Erhebung des Karfreitags zum gesetzlichen Feiertag im Deutschen Reich vielen die Teilnahme an den ergreifenden Zeremonien ermöglicht. Mit aller Ruhe werden sie dennoch darauf hinweisen, daß der Karfreitag als Feiertag in der katholischen Kirche überhaupt keine und im deutschen Protestantismus nur eine kurze Tradition hat. Die Auffassung des christlichen Altertums ist ausgesprochen bei Ambrosius, der den Karfreitag einen „Tag der Bitterkeit, an dem wir fasten", nennt, bei Augustin, der ihn als „eine Zeit des Seufzens, des Weinens, der Selbstanklage und Abbitte", kennt, in den sog. Apostolischen Konstitutionen, wo wir lesen: „Dieser Tag ist ein Tag der Trauer, nicht ein Tag der Festesfreude; darum enthaltet euch von jeder Speise bis zum nächtlichen Hahnenschrei! Es sagt ja unser Herr von sich selber: Wenn der Bräutigam von ihnen genommen sein wird, dann werden sie fasten in jenen Tagen" (Matth. 9, 15). Der konservative Orient hält diesen Tag noch heute liturgiefrei. Das Abendland verbot an ihm die Spendung der Sakramente, den Notfall ausgenommen. Der Gottesdienst beschränkte sich allerorten auf Schriftlesung, Gebet und Predigt, ja, im Spanien des 7. Jahrhunderts blieben sogar die

liturgie.de

Kirchen geschlossen. Noch im 9. Jahrhundert fand zu Rom beim päpstlichen Gottesdienst keine Kommunionfeier statt, im Frankenreich auch keine Predigt. Man hatte eine ganz andere Art, die „große, heilige Woche" vor anderen auszuzeichnen: Durch Fasten, Nachtwachen, Verbot aller Lustbarkeiten, Schließung der öffentlichen Ämter, Einstellung der Gerichtsverhandlungen, Entlassung von Strafgefangenen, Almosenspendung und ähnliches, was gewiß Unzählige den Karfreitag als einen „guten Freitag" empfinden ließ, wie er heute noch im Englischen heißt. Die Auffassung des Todestages Christi als Hochfest ist auch im Protestantismus späten Datums. In Luthers Tagen wurde er als „Halber Feiertag" gehalten, in Brandenburg machte man ihn erst 1696, in Hessen 1771, anderwärts noch später zum gesetzlichen Ruhetag. Augenscheinlich zogen erst die sog. lutherische Orthodoxie und der Pietismus mit seiner Blut- und Wunden-Mystik aus Luthers Kreuzestheologie liturgische Folgerungen. Seither bedeutet allerdings die Karfreitagsfeier dem evangelischen Kirchenvolk um so Höheres, als die Idee des Kirchenjahres im Ganzen „in der evangelischen Gemeinde kaum lebendig ist" (M. Schian).

Der Freund katholischer Liturgie müßte von der Neuregelung nur eines befürchten, daß nämlich der Karfreitag auch im Empfinden des katholischen Volkes nunmehr isoliert, herausgelöst werde aus der „dreiteiligen Auferstehungsfeier", der „hochheiligen Dreitagefeier des Gekreuzigten, Begrabenen und Wiedererweckten", wie Augustin das Triduum: Karfreitag, Karsamstag und Ostertag zusammenschaut. Eine solche Herausnahme des Karfreitags müßte uns dem urchristlichen Verständnis des Ostertages als des „Festes aller

liturgie.de

Feste, der Feier aller Feiern" entfremden. Von jeher gab ja der Ostertag, das älteste, seit Apostelzeiten als höchstes angesprochene Fest, allen übrigen kirchlichen Gedenktagen ihren Glanz, ja sogar ihren Namen. Der Name „Pascha", wörtlich: „Vorübergang", ist nämlich vom jüdischen Hauptfest auf das christliche übergegangen und verlor bald seine spezielle Bedeutung in einem Maße, daß überhaupt jedes Hochfest als Pascha bezeichnet wurde. So sprach man von einem Pfingst-Pascha, von einem Epiphanie-Pascha, im Mittelalter sogar von diesem und jenem Pascha eines Heiligen. Anderweitig leitete man das Wort statt vom hebräischen „pesach" ab vom griechischen „paschein", das „Leiden" bedeutet. Meist unterschied man ein „pascha staurosimon", das Kreuzespascha, unseren Karfreitag, und ein „pascha anastasimon", das Auferstehungspascha, unseren Ostertag. Aber auch diese Unterscheidung wahrt in ihrer Weise noch den unlöslichen Zusammenhang von Kreuzestod und Verherrlichung des Heilandes und damit den Gleichklang des liturgischen Empfindens mit dem kirchlichen Dogma, in dessen Mitte von jeher die Auferstehung als Erweis der Gotteskraft des Erlösers steht und als Gewähr ewigen Lebens für jeden, der glaubt: „Ist Christus nicht auferstanden, so folgt daraus, daß unsere Predigt sinnlos ist und wertlos euer Glaube. Dann würden wir als falsche Zeugen Gottes erfunden, dann seid ihr noch in euren Sünden, dann sind auch die in Christo Entschlafenen verloren. Wenn wir aber nur in diesem Leben auf Christus hoffen, so sind wir elender daran als alle Menschen. Nun aber ist Christus auferstanden von den Toten als Erster von allen, die entschliefen" (15, 18—20). Diese Worte Pauli an die Korinther, die sozusagen alle Gel-

liturgie.de

tung seiner Predigt auf eine einzige Karte setzen, auf eine einzige Tatsache stellen, diese Worte sind der Kern alles Predigens der „Zeugen der Auferstehung", als welche sich die Apostel selbst verstehen und uns vorstellen.

Im Verlauf des Kirchenjahres, das übrigens erst spät als eine dem bürgerlichen oder astronomischen Jahr gegenüber selbständige Ordnung aufgefaßt wurde, begegnet uns heute ein Gedächtnis fast aller bedeutenden Daten des historischen Lebens Jesu, seiner Mutter und seiner Apostel. Dennoch wäre es naiv, den Grundgedanken, das Bauprinzip des heiligen Jahres der Kirche in einer symbolisch-dramatischen Darstellung des Lebens Jesu zu suchen. Das Kirchenjahr ist in Wahrheit nichts anderes als eine perennierende Osterfeier: Auf eine Anfrage, warum der Gedächtnistag des Leidens Jesu nicht alle Jahre am gleichen Tag wiederkehre, wie der Tag, der traditionell als sein Geburtstag gilt, antwortet Augustin: „Hier mußt du beachten, daß der Geburtstag des Herrn keine spezifisch heiligende Bedeutung hat, daß vielmehr nur die Tatsache der Geburt des Herrn durch ihn ins Gedächtnis gerufen wird. Deshalb genügt es, den jährlich wiederkehrenden Tag, an dem die Geburt vor sich ging, durch eine Feier auszuzeichnen. Eine *heiligende* Bedeutung aber hat eine Festfeier (sacramentum est autem in aliqua celebratione), wenn die Erinnerung an eine geschichtliche Tatsache verbunden ist mit dem klaren Hinweis auf etwas, was sich auf *unsere* Heiligung bezieht. Ostern feiern wir nämlich in der Weise, daß wir uns nicht bloß die geschichtlichen Tatsachen, das heißt den Tod und die Auferstehung Christi ins Gedächtnis rufen, sondern auch auf die heiligende Bedeutung der Dinge, die damit zusammenhängen, hin-

liturgie.de

weisen. Da nämlich Christus, wie der Apostel sagt, gestorben ist unserer Sünden wegen und auferstanden ist um unserer Rechtfertigung willen, so ist durch das Leiden und die Auferstehung des Herrn gerade der Übergang vom Tod zum Leben geheiligt worden . . . Diesem Übergang vom Tod zum Leben verdankt das Fest seinen hebräischen Namen; in der hebräischen Sprache bedeutet nämlich pascha nach Aussage der Sprachkenner: Übergang" (ep. 55, 1, 2). Deutlicher kann wohl nicht ausgesprochen werden, daß das kirchliche Jahr nicht geschichtliche Erinnerungen, sondern immer neu sich vollziehende Heiligungsvorgänge, das große Sakrament oder Mysterium des immerfort sich entwickelnden und weiter sich vollendenden Leibes Christi darstellt. Daraus werden die enge Verbindung des Todes- und des Auferstehungsgedächtnisses als Kern der Kirchenjahrentwicklung, der enge Zusammenhang der beiden spezifisch „österlichen" Sakramente, der Taufe und der Eucharistie, damit die Ausweitung des Festtages zur *Festzeit* und die Vorbereitung des Hochfestes durch lange Wochen unterrichtlicher und aszetischer Vorbereitung in einer Fastenzeit in ihrer zwingenden Logik und ihrer psychologischen Notwendigkeit leicht verstanden. Wie der Herr seiner Lehrtätigkeit, seiner Reichsgründung, seiner Heiligungsmission das letzte Siegel in der Sendung des Hl. Geistes aufdrückte, so bildet Pfingsten den Abschluß der gesamten Osterfeier, das „Vollostern". Später bildete sich der „*Weihnachtskreis*" mit mehrwöchentlicher Vorfeier, Vigil, Oktav und Nachfeier der „Geburt" und der „Erscheinung" des Herrn, die ebenso innig miteinander verbunden sind wie Todes- und Auferstehungsfeier, ganz offensichtlich in Analogie zum „Osterkreise" aus. Selbst nach Ausbildung

liturgie.de

des Weihnachtskreises sah man noch lange Zeit die Septuagesima, die „Siebzig-Tagefeier" vor Ostern, die mit dem bürgerlichen Neujahr zusammenfiel, als den Beginn auch des liturgischen Jahres an. Von einem eigenen „Pfingstkreis" zu sprechen, erlaubt weder die geschichtliche noch die ideelle Betrachtungsweise, so daß nur zu wünschen ist, daß die Bezeichnung aus dem Sprachgebrauch verschwinde.

Zweifellos verdankt die Liturgie der „*Großen Woche*", der sog. „Karwoche", ihre Ehrwürdigkeit und Großartigkeit der Tatsache, daß sie die frühen Stadien der Liturgieentwicklung besonders treu in unsere Tage herein erhalten hat. Deutlich unterscheiden wir in ihr die beiden Tendenzen einer Darstellung des historischen Geschehens und des Mysteriengeschehens. Die „Historienbilder", die „Spiel-"mäßigen Elemente ihrer Liturgie sind fast durchwegs von Lokalsitten in Jerusalem ausgegangen, so die Prozession des Palmsonntags und die Feier der Kreuzverehrung am Karfreitag. Wenn wir nun die Riten der „Großen Woche" mit dem Auge des Historikers zu beobachten suchen, habe niemand Angst um seine Andacht! Schließlich kann ja nicht erbaulich sein, was nicht richtig ist oder was nicht richtig verstanden wird.

2. Die Karfreitagsliturgie

(Karfreitag)

Der Volksmund spricht am Karfreitag von einer „verstörten Messe", weil das Volk mit einer „Messe" nichts anzufangen weiß, in der die Wandlung fehlt. Genau so könnte man überhaupt die ganze Karfreitagsfeier für „verstört" halten, als wären hier lauter „Zeremonien" aneinandergereiht, deren

liturgie.de

jede zum Charakter eines Trauertages paßt, von denen aber keine notwendig aus der anderen hervorgeht. Gegen eine solche Auffassung läßt sich von der Idee her nichts Schlüssiges sagen. Den Karfreitagsritus haben tatsächlich geschichtliche Zufälle in seine heutige Form gebracht. Diese zeigt drei Teile: Einen *Wortgottesdienst* frühchristlichen Gepräges, dann einen Ritus der *Kreuzesverehrung*, der von der Verehrung des wahren Kreuzes in Jerusalem seinen Ausgang nahm, schließlich eine *Kommunionfeier* mit der tags vorher konsekrierten Hostie, die aus dem griechischen und syrischen Orient übernommene Fastenliturgie der „Praesanktifikaten". Ehrwürdigsten Alters sind demnach die Riten des ersten Teils: Die Priesterschaft wirft sich vor dem Altar zu Boden, was ursprünglich wohl zu Beginn jeder Messe geschah, heute aber eben durch die Einmaligkeit am Gedenktag des Golgotha-Opfers besonders an die Seele greift. Währenddessen wird der Altar mit einem Linnentuch bedeckt, was ebenfalls in der Frühzeit alle Tage so gehalten wurde. Am Altar brennen keine Kerzen, weil ursprünglich auf dem Altar selbst nie Kerzenleuchter standen. Der Gottesdienst beginnt mit Lesung und Gesang aus den Propheten und mit Gebet, worauf eine zweite Lesung und Gesang von Psalmversen folgt. Als Evangelium wird sodann die Leidensgeschichte nach Johannes gesungen. In alter Zeit dürfte die Passion nach Matthäus an dieser Stelle gestanden haben. Augustin berichtet uns jedenfalls, daß sein Versuch, alljährlich einem anderen der vier Evangelisten das Wort zu geben, am Widerstand der Leute scheiterte, die das Altgewohnte hören wollten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß schon früher die Worte des Herrn, die in den Handschriften wenigstens der Matthäus-

liturgie.de

passion besonders bezeichnet waren, von einem anderen Sänger vorgetragen wurden, als der erzählende Text. Die Aufteilung auf drei „Rollen", auf drei verschiedene Stimmcharaktere, ist uns geläufig. Von hier ist nur ein Schritt zur weiteren Dramatisierung des Berichtes in volkstümlichen „Passionsspielen", aber auch zu der großartigen Oratorienform, in die H. Schütz und J. S. Bach die alte Sitte aus der Mutterkirche beim protestantischen Gottesdienst emporführten. Seit dem Mittelalter rechtfertigte man die Wahl des Johannestextes damit, daß der Augenzeuge der Karfreitagsgeschehnisse am heiligen Erinnerungstage selbst gehört werden solle. Falls nicht eine Predigt an den Passionsgesang anschließt, wie es alten Traditionen entspricht, folgen unmittelbar die „Allgemeinen Fürbitten", ein typisches Beispiel jener Oratio fidelium, die ehedem täglich verrichtet wurde. Es kann uns darum nicht wundernehmen, wenn eine nähere Beziehung zum Karfreitagsgedanken darin fehlt. Auch hier wirkt die jetzige Einmaligkeit im Ablauf des Kirchenjahres wunderbar eindringlich.

Die nun folgende Enthüllung und Verehrung des heiligen *Kreuzes* führt unsere Gedanken zurück ins vierte Jahrhundert, hinüber in die heilige Stadt Jerusalem, wo wir mit der aquitanischen Pilgerin Egeria den Ehrentag des wahren Kreuzholzes erleben. Um 385 fand dort schon um 8 Uhr morgens auf Golgotha die Ausstellung und Verehrung der kostbarsten Reliquie statt unter Beten und Singen und Weinen des ganzen Volkes, das, zum Kuß des Holzes zugelassen, in glühender Begeisterung sogar kleine Splitter mit den Zähnen zu entführen suchte. Bald kamen Teile und Teilchen des Kreuzes Christi in die verschiedensten Kirchen des Erd-

liturgie.de

kreises. Zu Rom wurde die Partikel in der Kirche „Zum heiligen Kreuz in Jerusalem" aufbewahrt und am heutigen Tage enthüllt und ausgestellt. Wo ein echter Kreuzesanteil fehlte, erwies man einer „crux gemmata", einem mit Edelsteinen besetzten Kleinod, dessen Ehren. Erst spät wanderte der Gedanke vom verklärten Siegeszeichen, wie es der Glaube sieht, zurück zur geschichtlichen Kreuzesarmut und Todesnot des Herrn. Die heutige Form der Kreuzesverehrung bekam naturalistische Züge. Dazu wird später noch einiges bemerkt werden.

Statt des unblutigen Opfers wird am Karfreitag nur ein Weihrauchopfer dargebracht, sodann das Vaterunser als Kommunionbitte gesungen. Schließlich genießt der Priester allein die vom Vortag her aufbewahrte, die „vorgeweihte" heilige Hostie und verläßt den Altar, der wieder abgerüstet wird. Zur Einführung der griechischen *Präsanktifikatenliturgie* in den römischen Ritus führte wohl der Wunsch, auch am Gedenktag des blutigen Opfers Christi, der eine heilige Messe ausschloß, wenigstens die heilige Kommunion empfangen zu können. Eine Kommunionausteilung an das Volk erhielt sich in Deutschland bis ins 16. Jahrhundert. Die im Speisekelch übrigbleibenden heiligen Gestalten brachte erstmals der heilige *Ulrich von Augsburg* (gest. 973) in ein „Heiliges Grab", das außerhalb des Domes in der alten Ambrosiuskirche angeordnet wurde. Anderwärts legte man nicht die Eucharistie, sondern das Kreuzbild feierlich zu Grabe. Die Aussetzung des Allerheiligsten über einer Nachbildung des Grabes Christi verdanken wir erst den gegenreformatorischen Bestrebungen der Jesuiten, die in der Michaelskirche zu München 1577 das Beispiel gaben, das anfänglich nur zögernde Nachahmung fand, dem Gemüt des deutschen Volkes aber

liturgie.de

so liebvertraut wurde, daß die römische Ritenkongregation sich 1896 sogar das Zugeständnis abrang, das Heilige Grab mit Wächterfiguren und ähnlichem zieren zu lassen. Mag sich darum auch der Freund strenger hieratischer Form des heimatlichen Eigenbrauches und Eigengutes kindlich freuen!

Man sieht: Die Karfreitagsliturgie ist kein „Rock ohne Naht". Die Kirche ließ die erfinderische Liebe der Gläubigen gewähren. Sie gewährt lieber, als daß sie abwehrt. Zu verbieten sah sie sich ohnehin immer wieder genötigt. Leise dramatische Anklänge in der Sequenz der Ostermesse z. B. hatten ganze Osterspiele in den Gotteshäusern veranlaßt, aus der in Gesangrollen aufgeteilten Leidensgeschichte wurden bäuerliche Passionsspiele. Beiderlei Spiele wurden mit burlesken Zügen ausgestattet, bis schließlich die Würde des Heiligtums in Gefahr kam. Die Pfarrer würzten ihre Osterpredigten mit lustigen „Ostermärlein"; diese öffneten die Schleusen des sog. risus paschalis, des Ostergelächters, das den Fastenernst entspannen sollte, aber auch zur Unbändigkeit, zur kecken Ausgelassenheit verführte. Das derb Anschauliche machte sich immer von neuem breit, bis schließlich die Aufklärungszeit in eine Art Aufklärungswut, ins schulmeisterliche Korrigieren verfiel und die Liturgie nur mehr als Unterrichtsbehelf gelten ließ. Da verloren sich die Gebildeten ins Allegorisieren. Den Ungebildeten aber fielen Dogma und Historie, Glaube und Geschichte gänzlich auseinander. Die fromme Naivität verfiel selbst auf den baren Unsinn. So, wenn ein pfarrherrliches Original am Karfreitag nicht mehr die Zeremonien vollzog, sondern ein Requiem für den verstorbenen Heiland abhielt. Was trennte nun Liturgie und Volksempfinden in den letzten Jahrhun-

liturgie.de

derten und trennt sie auch heute noch? Was macht die Liturgiefreunde so leicht ungerecht gegen alle populären Andachtsformen, was macht das Volk vielfach scheu und stumpf angesichts der strengen, hohen Liturgie?

Die Liturgie gibt *Sinnbilder*, wo das Volk *Schaubilder* verlangt. Die Liturgie spricht und handelt in Symbolen, das heißt in zeitlichen Gestalten, die das Ewige andeuten, bedeuten, die den Augen etwas Bildhaftes, Sichtbares vorhalten, um den Geist auf etwas Geistiges, Unsichtbares hinzuweisen. Jedes ihrer „*Bilder*" hat einen unvergleichlich größeren, tieferen, einen ganz jenseitigen *Sinn*. Das Volk hingegen liebt das *Schaubild*, das Abbild, das bleibende Erinnerungsbild an das einmal in Raum und Zeit Gewesene und Geschehene, je „ähnlicher", je naturalistischer, desto besser. Die heutige Form der Karwochenliturgie zieht vielfach die Schaubilder auch in ihr Bereich. Was ist z. B. aus der alten Kreuzesverehrung am Karfreitag geworden? Immer noch erinnern an ihren sinnbildlichen Charakter das dabei gesungene griechische „Heiliger, starker, unsterblicher Gott!", der Vers: „Dein Kreuz, o Herr, verehren wir, preisen und verherrlichen deine Auferstehung; denn siehe, durch das Holz kam Freude über die ganze Welt", dazu der Hymnus:

„Des Königs Fahne weht empor,
Im Glanze geht das Kreuz hervor,
Daran der Herr des Lebens starb
Und Leben uns im Tod erwarb.
. . . O schöner Baum, es glänzt an dir
Des Purpurs königliche Zier,
Vor allen auserwählter Stamm,
Der trägt das heilige Gotteslamm!"

liturgie.de

Längst aber hat man an das Kreuz ein todbleiches Körperbild geheftet, und die dreistufige Enthüllung und Erhebung ist so zu einer kleinen Passionsspielszene geworden, zu einem naturgetreuen Historienbild, das unser Mitleid mit Christi Blut und Wunden erregt. Die *Heilsbedeutung* des Kreuzestodes wird in diesem Schaubild nicht mehr mitgesehen. Wir *sehen* sie nicht in der Liturgie, wir *wissen* nur um sie aus dem Katechismus und aus der Predigt.

Sollen wir es nun bejammern oder begrüßen, wenn auch in der Liturgie das Sinnbild vom Schaubild verdrängt wurde, wenn auch in ihr nicht mehr der Goldgrund der Ewigkeit, sondern ein Bühnenhintergrund mit dem finstern Himmel über den bleichen Häusern von Jerusalem sichtbar wird? Würde heute die kirchliche Autorität in fanatischem Stilgefühl alles Schaubildliche, alles, nennen wir es mutig so, alles Theatralische, aus der Liturgie entfernen, so würde sie die Kluft zwischen Volksfrömmigkeit und offiziellem Kult so unbarmherzig vertiefen, daß das Volk sich nur noch mehr in seine naturalistischen Liebhabereien flüchten und die Liturgie nur mehr im Gehorsam, ohne Herzensbeteiligung, aus Pflichtgefühl und wider das eigene Bedürfnis mitmachen würde. Dann würde nicht nur das Wort, sondern auch noch das Bild in ihr zur Fremdsprache, zu einem Sonderbesitz derer, die im Latein, im Altertum und in dem — allzuoft nur scheinheiligen — Bezirk des Ästhetischen ganz zuhause sind. Das darf nie und nimmermehr geschehen! Die Aufgabe, Volk und Liturgie wieder einander nahezubringen, bleibt aber vordringlich. Der rechte Weg, sie zu lösen, ist, das sei nochmals betont, eine weise, schrittweise liturgische Erziehung und Belehrung. Welch ein Segen müßte diese für die

liturgie.de

modernen Menschen sein, die im buchstäblichen Sinn „oberflächlich" geworden sind, die sich allenthalben mit dem Schaubild begnügen und nach der Sinn-Bedeutung nicht fragen. Ihnen liefert das Kino eine Lebensanschauung, die „Illustrierte" ist ihr Lesebuch, sie *sehen* viel mehr als frühere Generationen und *beschauen* gar nichts mehr. Auch der Glaube des Gläubigen und die Andacht der Andächtigen wird da oberflächlich, sucht sich nicht mehr Gründe und Hintergründe. Wohl wissen sie, daß Christus der ewige Gottessohn ist, aber ihr Auge und Herz sucht den wohlgescheitelten Allzusanften, die persongewordene Süßigkeit, das mitleidheischende Erbärmdebild, wie sie den wohlig spürbaren Trost in der Beicht, die süße Wonne in der Kommunion, das Glück im Winkel beim großen Gemeinschaftsopfer der heiligen Messe suchen. Daß wir „mit Christus ans Kreuz geheftet sind", daß wir „aus seiner Fülle empfangen haben", daß wir „mit Christus auferstanden sind" zu einem neuen Leben, daß wir an „göttlicher Natur teilhaben", daß wir Glieder sind an einem Leib, dessen Haupt Christus ist, das alles haben wir wohl gelernt und behalten, aber wir *sehen* es nicht mehr durch „Sinnbilder" hindurch. Liturgie ist uns etwas, was uns der Priester vorführt, nicht etwas, was wir selber „tun", nicht mehr unser ureigenes Herzenswort und Lebensopfer an den Dreimalheiligen. So ist uns „die Erste Wirklichkeit" eine Art Welt hinter der Welt geworden, statt daß uns die diesseitige Wirklichkeit überall zum wunderbar zarten Schleier vor dem Allerheiligsten würde, durchsichtig in ihren Herrlichkeiten, wie in ihren Furchtbarkeiten! Nicht bloß die Sakramente, nicht bloß die liturgischen Texte und Formen, alle irdische Erscheinung

liturgie.de

sollte uns Christen nicht nur „Schaubild" sein, sondern von neuem wohlverstandenes, andächtig verehrtes, tieftröstendes und beglückendes „Sinnbild" werden!

3. Die große Osternacht

(Hl. Osterfest)

Wer unseren Darlegungen bisher aufmerksam folgte, wird bei Betrachtung der Karsamstagliturgie von einem freudigen Wiedererkennen zum anderen fortschreiten. Ursprünglich war der Tag der Grabesruhe des Herrn ein völlig liturgiefreier Tag. Die Gläubigen versammelten sich erst bei Einbruch der Nacht, um diese mit Gebeten, Gesängen und Anhörung biblischer Lesestücke zu durchwachen, bis zur frühen Auferstehungsstunde des Herrn die Eucharistie gefeiert wurde. Schon um die Jahrtausendwende rückte man diesen Gottesdienst auf den Nachmittag vor, bis der Fastenbrauch, die Vesper schon am Vormittag zu beten, eine weitere Vorverlegung auf den Morgen des Karsamstags empfahl. Dadurch verloren natürlich viele Gebete und Gesänge ihre wörtliche Geltung, und es stellten sich die zahlreichen chronologischen Unstimmigkeiten ein, die einem streng geschichtlichen ebenso wie einem streng liturgischen Denken heute auffallen müssen, zumal in unseren Gegenden nach dem ersten österlichen Alleluja nochmals eine Aussetzung des Allerheiligsten im Heiligen Grab stattfindet und abends — immer noch verfrüht — eine volkstümliche Auferstehungsfeier gehalten wird. Wer die rührende Schönheit der Andacht zur Grabesruhe des Herrn erfaßt, wem etwa Walther von der Vogelweide diese ins Herz gesungen hat, wer selbst an

liturgie.de

den heiligen Stätten Jerusalems weilen durfte oder nur in der Eichstätter Kapuzinerkirche und anderswo die heimischen Nachbildungen des Grabes Christi auf sich wirken ließ, der wird gewiß für die echt deutsche Sitte der „Heiligen Gräber" Verständnis und eine schier kindische Vorliebe haben. Trotzdem wird auch er mit jedem Liturgiefreund die Sehnsucht nach einer Wiedereinführung der alten großen *Ostervigil* empfinden, eine Sehnsucht, die sicherlich auch Rom zur geschichtlichen Stunde verstehen wird. Man darf wohl annehmen, daß eine Ostervigil die gleiche äußere und innere Teilnahme des Volkes finden würde, wie die Weihnachtsvigil, die nie außer Übung kam. Tief bedauerlich ist es jedenfalls, daß nur die allerwenigsten Gläubigen die gewaltigste Feier des ganzen Kirchenjahres miterleben, wenn sie sich am Karsamstagmorgen in fast leerer Kirche vollzieht. Vigilien, d. h. Nachtwachen, waren in altchristlicher Zeit eine häufige Gottesdienstübung. Die größte unter ihnen, unsere Ostervigil, zerfällt in zwei ungleiche Teile, in eine lange Liturgie der letzten *Taufvorbereitung* und in eine kurze *Eucharistische Feier*. Der frühchristliche Dichter Laktantius sagt von der Osternacht: „Haec est nox, dies ist die Nacht, die von uns wegen der Ankunft unseres Königs und Gottes durch Wachbleiben gefeiert wird. Einen doppelten Sinn hat diese Nacht: damals, als sich sein Leiden begab, hat er in ihr sein Leben wieder an sich genommen, dereinst wird er in ihr die Herrschaft über den ganzen Erdkreis antreten." Man erwartete also die endliche Wiederkunft Christi zum Antritt seiner universalen Herrschaft in eben dieser Nacht, die seine Auferstehung vom Tode gesehen hatte. „Haec nox est", „Dies ist die Nacht". Immer wieder erklingt das Wort

liturgie.de

in der heutigen Liturgie. Die Kirche wird nicht müde, die Mysterien dieser „Nacht voller Licht" zu preisen. Wenn bei jeder Vigil eine Beleuchtung notwendig war, so wurde diese Nacht aus symbolischen Gründen in eine wahre Flut von Licht getaucht: der Kirchenraum, das ganze Gebäude, ja sogar die Straßen und Plätze der Stadt, alles sollte das Psalmwort wahrmachen: „Die Nacht wird hell werden wie der Tag" und „die Nacht ist mir Lichtglanz in meinen Wonnen" (138, 11 und 12). Und so herrlich diese Nacht ist, so herrlich ist dann auch „haec aula", die mächtige Kirchenhalle, in Rom die Mutterkirche aller Kirchen des Erdkreises, die Papstkirche zum heiligen Johannes dem Täufer beim Lateran, bis auf den letzten Platz gefüllt von den Scharen der Gläubigen und der Taufbewerber, hochgeborener wie einfachster Menschen, die vielfach bis von der Erde Grenzen dahin gepilgert waren. Wir verstehen, daß in der Hochstimmung dieser Stunde sogar die „glückselige Schuld", die Sünde Adams, „die wahrhaftig kommen mußte", die Schuld, „die einen Erlöser verdiente so groß und so erhaben" einen Lobpreis erfuhr, vor dessen Kühnheit spätere nüchterne Zeiten erschraken, die ihre Theologie nur mehr dachten, aber nicht mehr beteten und sangen und lebten.

Im Taufgottesdienst dieser Vigil gehören zunächst die *Feuer-* und die *Osterkerzenweihe* enge zusammen. Das Feuer wird aus dem Stein geschlagen, es entzündet die Kohlen, das Feuer wird geweiht, dazu fünf Weihrauchkörner, das Licht wandert aus dem Kohlenfeuer auf die drei Kerzen eines Triangels, von da zur Osterkerze, von dieser auf alle Leuchter in der ganzen Kirche. Hier versetzt die Liturgie auch den neuzeitlichen Menschen zurück in eine vortechnische Zeit,

liturgie.de

und den Deutschen versetzt sie überdies in die schönen Morgenstunden *seines* Christusglaubens. Die römische Kirche hatte ja ursprünglich nur am Gründonnerstag drei Lampen entzündet, damit sie den Freitag, den Tag ohne Meßopfer, und den Samstag, den Tag ohne alle Liturgie, notdürftig erhellen sollten. Die Sitte aber, am Karsamstag neues Feuer zu schlagen und zum Schutz „gegen die feurigen Pfeile des bösen Feindes" zu weihen, entstammt fränkisch-germanischem Gebiet. Ohne Zweifel hatte sie uralte Fruchtbarkeitsriten zu verdrängen und die gesunden Elemente alten Volksglaubens zur Höhe christlichen Verständnisses hinaufzuläutern. Auf die dreimalige Begrüßung des „Lichtes Christi" folgt das „*Exsultet*" zur Weihe der Osterkerze, das im Gedanken- und Melodieflug die Krone aller liturgischen Gesänge darstellen dürfte. Die Osterkerze versinnbildet jene Feuersäule, die nachts das Volk Israel durch das Rote Meer und durch die Wüste geleitete und selber ein Vorbild Christi war, dessen Blut uns Christen in der Taufe zum Heile werden sollte. Seit dem 4. Jahrhundert schon sind uns Lobgesänge auf die Osterkerze erhalten, in denen die fromme Phantasie der Sänger schier überreich sich ausgab, so, wenn sie, lange vor dem Symbolisten des fin de siècle, Maeterlinck, das Leben und Werk der Bienen besang. Ein feierlicher Prolog, der Engel und Weltall, die ganze Kirche und alle Mitbrüder zur Freude aufruft und zur Fürbitte für den wortführenden Diakon, steht an der Spitze. Daran schließt sich eine Art Eucharistisches Gebet, das die Großtaten des Erlösers in dieser wunderbaren Nacht ohnegleichen preist und im Glanze der Lichtsäule, die Christum darstellt, getrost das Aufgehen des Morgensterns erwartet, der keinen Untergang kennt, der

liturgie.de

„aus dem Totenreiche wiederkehrend dem menschlichen Geschlechte holdstrahlend erscheint". Das Ganze schließt mit der Bitte um friedliche Zeiten und mit Fürbitten für Klerus und Volk, namentlich für Papst und Bischof, für den Kaiser des heiligen römischen Reiches und für gekrönte Landesherren. Mancherorts tat die Kirche noch ein Übriges, um die Gläubigen zu österlichem Jubel hinzureißen, indem die Schriftrolle, die der österliche Herold beim Singen abwickelte, in bunten Bildern den Augen vorwies, was das Ohr vernahm.

In allen Vigilien war es Brauch, biblische *Lesungen* vortragen und durch sinnverwandte *Wechselgesänge* des Chores die Vorlesung beleben zu lassen. Das Volk bekundete jedesmal mit kurzen Zurufen sein Verständnis und Einverständnis, worauf der Liturge aus den Gedanken des Lesestückes ein freies *Gebet* formte. In der Osternacht wurde die Auswahl der alttestamentlichen Lesungen bestimmt durch den Zweck, den Katechumenen eine letzte Einführung zu bieten. Alle 12 Prophetien haben darum ihre tiefsinnige Beziehung auf das Taufsakrament. Darauf folgte die *Weihe* des *Taufwassers*, zu der man in langer Prozession Täufer und Täuflinge unter dem Gesange: „Wie der Hirsch lechzt nach Wasserquellen" (Ps. 41, 2) hinausbegleitete in die neben jeder großen Basilika stehende Taufkirche, in das sogenannte Baptisterium. Im Wasserweiheformular begegnet uns wieder die Fülle sinnreichster Anspielungen auf die Reinigung und Heiligung aller Natur durch den schöpferischen Geist Gottes, damit sie Trägerin übernatürlichen Lebens werde, damit das Wasser werde zum heilbringenden Bade, ein makelloser Mutterschoß für ein himmlisches Geschlecht, das zu einer

liturgie.de

neuen Schöpfung wiedergeboren wird. Zum Schluß wurden auch die bei der Taufe zu verwendenden Öle geweiht und zum Teil mit dem Taufwasser vermischt, worauf die eigentliche *Taufhandlung* folgte und gelegentlich, wenn auch nur sehr selten, auch heute noch folgt.

Nach Spendung des Sakramentes zog alles, voran die Neugetauften in weißen Kleidern, Lichter in Händen tragend, durch die duftenden Frühlingsgärten unter den letzten Sternen der hinschwindenden Nacht, Anrufungen singend, in die Kirche zurück. Der Kern dieser Anrufungen war die sogenannte „*Litanei*", das Kyrie eleison", das sich schließlich zur heutigen Form der Allerheiligenlitanei erweiterte. Schon die griechische Sprachform des Kyrie zeigt das würdige Alter dieser festlichen Einzüge, an die heute in der täglichen Messe nur mehr ihre „Urzelle" erinnert, wie auch nur mehr der Karsamstag die ehedem dabei geübte prostratio aufweist, die antike Proskynesis (wörtlich: wie ein Hündlein sich vor dem Herrn zu Boden werfen).

Sobald alles in die Kirche zurückgekehrt und die Litanei beendet war, begann die *Eucharistische Feier* mit dem Gloria und dem Gebete für die Neugetauften, die nunmehr volle Bürger des Heiligtums geworden sind und darum sogleich in der Epistel vom Apostel ermahnt werden, ein neues in Christo verborgenes Leben zu führen und das zu suchen, was droben ist. Nach einer bangen Pause von vielen Wochen erscholl sodann wieder das Alleluja, der Jubelruf, von dem man zu Beginn der Fastenzeit wie von einem lieben Freunde kindlich zärtlichen Abschied genommen hatte, das man nun, als von der Reise zurückgekehrt, mit heller Freude begrüßte. Noch heute wird es dem Bischof eigens angemeldet: „Hoch-

liturgie.de

würdigster Vater, ich verkündige euch eine große Freude, das Alleluja ist da!" Darauf folgte der österliche Psalm 117, von dem gegenwärtig nur ein Vers übrig blieb, und der kürzeste aller Psalmen, der hundertsechzehnte. Zum Evangelium werden keine Kerzen getragen, da die Überfülle des Lichtes am aufscheinenden Morgen solche überflüssig machte. Der Evangeliumtext läßt den Auferstehungsengel zu uns sprechen: „Er ist auferstanden, wie er es gesagt hat" (Matth. 28, 6). Offertorium, Credo, Agnus Dei und Kommunionvers entfallen. Das hat seinen Grund darin, daß man die Liturgie der Osternacht mit besonderer Pietät vor späteren Zutaten bewahrte. Vielleicht war auch ein Opfergang bei der Überfüllung des Gotteshauses praktisch unmöglich, wie auch kein allgemeiner Friedenskuß und keine allgemeine Kommunion der Gläubigen stattfand. Nur die Neugetauften empfingen nach einer letzten Einführungspredigt des Bischofs, die ihnen das bisher sorgsam gehütete heiligste Geheimnis erschloß, die heilige Opferspeise und hernach einen Mischtrank von Milch und Honig, der das Glück der endlichen Ankunft im gelobten Neuland versinnbildete. Natürlich gedenkt ein eigenes Communicantes und Hanc igitur der soeben aus dem Wasser und dem Heiligen Geist Wiedergeborenen und von aller Sünde Befreiten.

Am hohen Vormittag fand sich dann alles zum Hochamt des *Ostertages* zusammen, zu Rom in den gewaltigen Hallen der nahen Kirche Maria Maggiore, Groß-St.-Marien. Der freudigen Hochstimmung der Neugetauften und des ganzen Volkes waren schließlich volle acht Tage gewidmet. So beging die Kirche seit alters die solemnitas solemnitatum, das Fest aller Feste, so begeht sie es noch heute. Die höchste

liturgie.de

und reinste aller Freuden des Christenlebens ist und bleibt eben das gaudium paschale, das Osterglück. Das Maß, in dem wir uns von dieser Freude erfassen lassen, ist heute noch das zuverlässige Maß auch unseres Osterglaubens.

liturgie.de

IV.
DIE HEILIGEN SAKRAMENTE

1. Das Sakrament der Wiedergeburt

(Weißer Sonntag)

Wenn nach Karl Adam „Heroismus und Enthusiasmus die erstgeborenen Kinder des Glaubens" sind, dann müssen wir uns ernstlich fragen, warum uns Katholiken von heute zwar derselbe Glaube zu eigen ist wie den Christen der ersten Jahrhunderte, aber nicht derselbe Glanz und dieselbe Glut der Gläubigkeit. Wo einer „von draußen her" zu uns stößt, ein Ungetaufter oder Konvertit, da staunt er über die sehr gemäßigte Temperatur, die er im Kirchenvolk vorfindet. Vielleicht erginge es einem Martyrer oder Bekenner aus der Frühzeit ebenso, wenn er aus seinem Altargrab zu uns Lebenden herausträte. Was eben dem „Bekehrten" das größte Erlebnis, Zeitenwende, ja Weltenscheide in seinem inneren Leben, das ist uns Alteingesessenen allzu selbstverständliches Erbe. Wir sind als Neugeborene ahnungslos in die Kirche hereingetauft worden, während sich jene durch die Nacht des Irrtums und die Qual des Lebenskampfes hindurchringen mußten, ehe das Bad der Wiedergeburt mit der Vollbürgerschaft in der wahren Kirche Christi sie begnadete und beglückte. Nun wissen wir freilich, daß es darauf ankommt, die Gnade zu besitzen, nicht darauf, sie zu verspüren. Dennoch wäre es nützlich, wenn uns die Bedeutung der Taufe fleißiger gepredigt würde. Zum rechten Verständnis des ersten Sakramentes kann aber nichts sicherer verhelfen als eine geschichtliche Einführung in die Taufpraxis

liturgie.de

der alten Kirche, die eine gedankliche Durchdringung der gegenwärtigen Taufliturgie sehr leicht macht. Gott verhüte, daß es auch bei uns Katholiken soweit komme, daß das fundamentale Ereignis im Gnadenleben des Christen zum bloßen bürgerlichen Familienfest, zum bloßen gesellschaftlichen Herkommen herabsinkt. Kein Tag des Kirchenjahres könnte zu dieser Rückbesinnung dringender einladen als der „Weiße Sonntag", an dem die Täuflinge alter Zeit aus dem morgenschönen Bezirk ihrer Vorbereitung und Danksagung heraustraten in den heißen Alltag aller vollberechtigten Bürger des Gottesreiches.

In den ersten Jahrhunderten waren es zumeist Erwachsene, welche die Taufe begehrten, sobald sie glaubenswillig waren. Doch wurden auch damals schon die Kinder aus christlichen Familien „kraft apostolischer Überlieferung", wie Origenes um 245 sagt, vor Ablauf der ersten Lebenswoche getauft, wobei die Eltern stellvertretend das Glaubensbekenntnis aussprachen. Für die Erwachsenen wurde die Institution eines mehrjährigen *Katechumenates* geschaffen, da bei jedem Taufbewerber eine Prüfung seiner Gesinnung und Ordnung seiner Lebensverhältnisse geboten war. Sklaven mußten sich die Erlaubnis zur Taufe verschaffen, unerlaubte Verhältnisse, anstößige Berufe mußten aufgegeben werden. Dann erhielt der zugelassene Bewerber eingehenden Unterricht, durfte dem lehrhaften Teil der Messe beiwohnen, hatte aber auch mehrere Prüfungen und strenge aszetische Übungen zu bestehen, ehe er zu Ostern oder auch zu Pfingsten „neues Leben, neues Licht" empfing im Sakramente der „Erleuchtung", der „Wiedergeburt", der „Siegelung". Daß man sich nicht einmal in den Zeiten der Verfolgung darauf

liturgie.de

verließ, daß ein Kandidat, der Leib und Leben durch seinen Beitritt riskierte, die notwendigste seelische Bereitschaft zu einem neuen Leben in Christo mitbringe, zeigt jedenfalls, wie sehr man das Heilige heilig hielt. Ein strenges Aufnahme- und Einführungsverfahren war erst recht nötig, seit der Staat christlich geworden war und der Eintritt in die von ihm geförderte Kirche gefahrlos und vorteilversprechend wurde. Auch jetzt noch forderte man einen Bürgen für jeden, der sich zum Katechumenenunterricht meldete. Durfte man seinem Ernst und seiner Aufrichtigkeit trauen, so hielt man ihm die ersten Katechesen und weihte ihn zur ersten Etappe seines Christenweges durch *Anhauchung* und feierliche Bezeichnung mit dem *Kreuzzeichen* auf der Stirne. Nunmehr durfte er sich „Christ" nennen. Gar mancher begnügte sich damit und verschob die Anmeldung zur Taufe auf ein höheres Alter, das die Treue zum einmal Gelobten leichter machen würde. Eine allererste Heiligung erfuhren diese Katechumenen, indem man ihnen das „Sakrament des *Salzes*" reichte. Manche ließen es dabei auch aus Tugendstolz beruhen, als bedürften sie der Taufe nicht mehr. Die meisten aber unterzogen sich willig als „*Hörende*" dem Unterricht, dessen Dauer sich nach der geistigen, sittlichen und religiösen Qualität des einzelnen richtete.

Zu Beginn einer vorösterlichen Fastenzeit ließen dann die Neulinge ihre Namen in die Liste der „competentes", der um die Taufe *Bittenden*, eintragen. Nun übernahm der Bischof selbst den Unterricht im Glaubensbekenntnis und in der Sittenlehre. Die folgenden Fastenwochen stellten keine geringen Anforderungen an die Taufbewerber. Es galt durch *Beschwörungen* und Bußübungen den bösen Feind zu

liturgie.de

bannen und den „alten Sauerteig" auszufegen. Die Meßformulare verschiedener Werktage in der Fastenzeit bezeugen heute noch die markanten Abschnitte der Vorbereitung. Am Samstag vor unserem Sonntag Lätare machte der Bischof seine Zuhörer mit dem bis dahin treugehüteten, nirgends schriftlich niedergelegten Wortlaut des *Glaubensbekenntnisses* bekannt. Dann ließ er ihnen acht Tage Zeit, in unermüdlicher Wiederholung den Text sich einzuprägen. Am Samstag vor dem jetzigen Passionssonntag mußte jeder einzelne das „in sein Herz eingeschriebene" Symbolum vor versammelter Gemeinde aufsagen. Erst dann vertraute man ihm auch den Wortlaut des *Vaterunsers* an, das wiederum nach Ablauf einer Woche überhört wurde. Vielfach kannte man eine öftere „Wiedergabe" dieser heiligen Formeln, wie man es auch mit der Verteilung der Termine nach Gegenden verschieden hielt. Eine besondere Bedeutung kam vielfach auch dem „Scrutinium" (wörtlich: Prüfung) des Mittwochs nach Lätare zu, bei dem die Neulinge in das Verständnis der vier *Evangelien* eingeführt wurden, indem man ihnen die vier „lebenden Wesen" des Propheten Ezechiel: Mensch, Stier, Löwe und Adler als Symbole der vier Evangelien auslegte, wobei der Grund der Zuteilung bekanntlich ein rein äußerer ist, daß nämlich Matthäus im 1. Kapitel von der menschlichen Abstammung Christi, Lukas vom Opfer, Markus vom Rufenden in der Wüste, Johannes aber sofort von der höchsten Sonnenhöhe der Gottheit redet. Dieser tiefsinnige Brauch, zumeist die „Aufschließung der Ohren" genannt, verdrängte später die übrigen Skrutinien und wirkte lange nach: In Bamberg, das ja Grenzbistum gegen die Heiden war, feierte man ihn noch im 12. Jahrhundert, dort beging

liturgie.de

man bis ins 16. Jahrhundert den Tag mit Absingung der vier Evangelienanfänge und ebenso des lateinischen wie des griechischen Credo.

Zum letzten Mal versammelte der Bischof die Kompetenten vor Beginn der großen Osternacht zu einer letzten Beschwörung des Satans, zur *Absage* an ihn, zum biblischen Ritus des „*Ephpheta*" („Tue dich auf"), wobei Ohren und Zunge, später statt dieser die Nase, mit Speichel berührt wurden, und zu ähnlichen Zeremonien, die eine letzte Reinigung bezweckten und versinnbildeten. Damit trat der Neuling endgültig aus der Schlachtreihe Satans in den Kriegsdienst Christi. Bei unseren Altvorderen fand diese Widersagung in der deutschen Sprache statt, damit der Austritt aus dem Heidenglauben ganz unzweideutig in seiner Bedeutung erfaßt werde. Vielerorts wurde die Absage nach Westen zu gesprochen, wohin der Naturmensch das Reich der Finsternis verlegt, die Hingabe aber zum Sonnenaufgang hin, da „das Licht aus dem Orient kommt". Gleich jedem Gotteshause wurde so auch die Seele des Germanen, der sich den „Gauleuten des Gottessohnes" zugesellte, „geostet" und nicht genordet.

Die große *Taufnacht* kam, in der „die mütterliche Gnade" alle nach Rasse, Stand, Alter, Geschlecht Geschiedenen „zu *einer* Kindheit" gebar, alle „heilig und sündelos" machte im „heilbringenden Bad". Wir haben sie bereits geschildert. Die Art der Taufspendung war nach Ort und Zeit sehr mannigfaltig. Daß die Taufe in den ersten Jahrhunderten stets durch völliges Untertauchen vollzogen worden wäre, wie manche Sekten lehren, ist sehr unwahrscheinlich, da die uns erhaltenen Taufbrunnen in den alten Taufkirchen eine

liturgie.de

sehr geringe Tiefe haben, wovon sich der Augsburger auf seinem Domplatz seit einigen Jahren mit eigenen Augen überzeugen kann. Vielfach begnügte man sich mit Übergießung des Hauptes, wie sie heute allgemein üblich ist. Schon Tertullian sagt: „Es macht keinen Unterschied, ob einer im Meer oder in einem Teich, im Fluß oder in der Quelle, in einem See oder in einer Schüssel reingewaschen wurde." Die Regel war jedoch, daß der Taufakt in einer eigenen Taufkirche bei der Bischofskathedrale vollzogen wurde, bis das Privileg immer weiter auf einzelne Pfarrkirchen — daher der Ortsname Taufkirchen —, schließlich auf alle Pfarrkirchen ausgedehnt wurde. Noch das hohe Mittelalter erlaubte sog. Haustaufen nur für Kinder „der Könige und hoher Fürsten". Sicherlich bildet das dreimalige Untertauchen am vollkommensten den Gnadenvorgang in der Seele nach, daß wir nach dem Römerbrief Pauli (6, 3—4) auf den Tod Christi getauft werden: „Denn wir sind mitbegraben mit ihm durch die Taufe auf den Tod, damit, wie Christus auferstanden ist von den Toten durch die Herrlichkeit des Vaters, so auch wir in Neuheit des Lebens wandeln." Die Neuheit des Lebens besteht aber darin, daß nunmehr Christus in uns lebt, daß wir alle nach Augustin „Christusse heißen wegen des geheimnisvollen Chrisma" (De civ. Dei 20, 10). Auf den Taufakt folgte darum sogleich eine *Salbung* mit dem auch heute noch vom Bischof am Gründonnerstag zu weihenden Chrisamöl, die jedoch von der in alter Zeit unmittelbar an die Taufe anschließenden Firmung stets ebenso unterschieden wurde wie von der unmittelbar vor der Taufe vollzogenen Katechumenensalbung. Entsprechend dem Taufbefehl des Herrn (Matth. 28, 18) wurde bei der drei-

liturgie.de

maligen Untertauchung bzw. Übergießung die Heiligste Dreifaltigkeit angerufen, weshalb man die Taufe auch kurzweg „das Sakrament des Glaubens, das Sakrament der Dreifaltigkeit" nannte. Aus der kurzen Taufformel entwickelte sich das ganze Taufbekenntnis, das wir als „Apostolisches Glaubensbekenntnis" kennen. Dieses ist unsere Antwort auf das in der Epistel des Weißen Sonntags genannte dreieinige „Zeugnis des Geistes und des Wassers und des Blutes" (1. Joh. 5, 8), d. h. der Bezeugung Christi durch die Stimme des Vaters und durch das Herabsteigen des Hl. Geistes bei der Taufe im Jordan sowie durch die blutige Erfüllung aller Prophetenworte am Kreuz.

In der heutigen Erwachsenen- und Kindertaufe begegnen uns alle Elemente der alten Katechumenen-, Kompetenten- und Taufpraxis in einem einzigen, kurzen Ritus zusammengefaßt.

2. Das Sakrament der Vollendung

(2. Sonntag nach Ostern)

Mit seinem feinen Gespür für alles Organische erkannte Goethe, daß auch „die großen Angelegenheiten der Religion mit Folge und Zusammenhang behandelt werden müssen", daß nur ein Gottesdienst mit „Fülle und Konsequenz" „die Gemeinde zusammenhalten könnte". Daher findet er in „Dichtung und Wahrheit" (2. Teil, 7. Buch) verstehende Worte auch für ein Sakrament, in dem das Kind „als wirklicher (der Katholik würde hier sagen: als vollberechtigter) Bürger, als wahrhaft und freiwilliger Bekenner in den Schoß der Kirche aufgenommen" wird, der nun erst entschieden ein Christ, die „Vorteile, jedoch auch die Pflichten" kennt.

liturgie.de

Dieselbe Analogie zum natürlichen Leben betont auch Thomas von Aquin in seiner Summa, da er von der *Firmung* spricht. Mit der Taufe steht nach Thomas die Firmung im gleichen Zusammenhang, wie das Wachstum mit der Erzeugung. Durch sie erwächst der Getaufte zum „Vollalter des geistlichen Lebens", zu einer vollkommenen Altersstufe, der vollkommene Tätigkeiten entsprechen müssen, zu einem „vollkommenen Sein". Das Kindische muß er, wie Paulus sagt, abtun (1. Kor. 13, 11) und in der Gemeinschaft zum Vollalter Christi heranreifen (Eph. 4, 13). Der „geistlich Erwachsene" erhält darum nach Christi Willen „Mehrung und Stärkung der Gerechtigkeit" in einem eigenen Sakrament, das die Taufe vollendet, so daß er den Hl. Geist in Fülle hat und so „Christo gleichförmig wird", dem derselbe Geist über dem Jordan erscheinend bezeugte, daß er von Anfang an „voll der Gnade und Wahrheit" (Joh. 1, 14) gewesen ist. Freilich ist mit alledem die Firmung nicht als eine Art „Jugendweihe" charakterisiert, die nur an der Schwelle zum physischen und geistigen Reifealter sinnvoll vorgenommen werden könnte. Denn die Gnadenreife geht nicht im Bewußtsein, sondern in der Tiefe des Seins vor sich. Deshalb kann dieses Sakrament Kindern ebenso wie Erwachsenen gespendet werden. Der konservative Orient spendet es heute noch unmittelbar nach der Taufe, nachdem doch diese längst regelmäßig dem unmündigen Kind zuteil wird.

Im Orient firmt darum auch in der Regel der Priester, der eben taufte. Das Firmöl jedoch, das sogenannte Myron, muß vom Bischof geweiht sein. Im Abendland blieb der *Bischof* bis heute der ordentliche Spender des Sakramentes, nachdem er sich bei der Taufe seit langem regelmäßig vom Prie-

liturgie.de

ster vertreten läßt. Damit wird augenfällig den Berichten der Apostelgeschichte entsprochen, die uns von der ersten Firmreise des Petrus und Johannes zu den samaritanischen Täuflingen des Philippus (Apg. 8, 14—17) und vom Firmakt des Paulus an den ephesinischen Täuflingen (Apg. 19, 1—6) erzählen. Thomas findet es tiefen Sinnes voll, wenn das Sakrament der Vollendung dem Bischof, „der in der Kirche Christi Person vertritt", vorbehalten bleibt, der sich freilich auch in unseren Gegenden mit besonderer Genehmigung des Apostolischen Stuhles (cfr.Can.782 § 2 C. J.C.) von einem nichtbischöflichen Würdenträger vertreten lassen kann. Es wird jedoch jeder Bischof mit größtem Ernste darnach trachten, in diesem Sakrament jedem einzelnen Schäflein seiner großen Herde nahezukommen und so in eines jeden Seelengeschichte einmal im Leben seelsorglich zu wirken. Sein Ring erinnert ihn daran, daß er seiner Diözese wie einer Braut verbunden ist, wie Christus der Herr der ganzen Kirche. Hier muß einem jeden Katholiken klar werden, daß sein Bischof nicht nur Chef einer Verwaltungseinheit, nicht nur Obrigkeit in einem Jurisdiktionsbezirk ist, daß er vielmehr allen Diözesanen Einigungszentrum und Träger der Verantwortung dafür, daß er keines der ihm anvertrauten Schäflein verliere, ist, daß also Hirt und Herde eine enge Lebens- und Schicksalsgemeinschaft darstellen. An diesem Punkte müßte auch jedem Nichtkatholiken klar werden, daß jeder Angriff auf Freiheit und Ehre eines Bischofs der liebend ergebenen Herde Wunden schlägt, die sich nicht leicht schließen, weil nicht eine bloß organisatorisch geschaffene, sondern eine mystisch bestehende Einheit angetastet wird.

Wenn die abendländische Kirche den Empfang der Firmung

liturgie.de

in die Jahre der Unterscheidung verlegt, wird sie damit einer ganz speziellen Bestimmung des Sakramentes gerecht. Wenn die Taufe Wiedergeburt zum Leben bedeutet, so bedeutet die Firmung die Stärkung zum *Kampf*. In der Jugend lebt jeder Mensch als einzelner sich selbst, wenn er aber zum Vollalter gelangt ist, beginnt er auf andere einzuwirken. Mit rechtem Tun segnet er die Gemeinschaft, mit unrechtem schädigt er die Gemeinschaft. Nunmehr ist er es der Gemeinschaft „quasi ex officio", geradezu von Amts wegen, schuldig, seinen Glauben öffentlich bekennen, ihn auch den Feinden des christlichen Glaubens gegenüber tapfer zu vertreten. Er soll nicht gleich den Aposteln vor dem Pfingsttag im Inneren des Saales verborgen bleiben, er muß gleich ihnen nach der Geistessendung vor die Welt treten, frei von Furcht und falscher Scham, die vor blankem Bekennen zurückhalten könnten. Nicht jeder ist als Apostel zur lehrhaften Verbreitung des Glaubens berufen, jeder aber muß die „vielerlei Dinge" wirken, die der Erbauung aller Mitchristen dienen. Darin besteht das Apostolat des Laien, darin besteht das, was wir heute „Katholische Aktion" nennen, die Aktivierung jedes Katholiken für den Ausbau des Gottesreiches auf Erden. So ist er in den Kampf gegen alle Geister, die nicht aus Gott sind, hineingestellt, so ist er in die Stammrollen der Miliz Christi eingeschrieben, deren Führer die Bischöfe sind. Ohne Zweifel wird eine kampferfüllte Zeit das Verständnis für die Bedeutung des Firmsakramentes erneuern, das vielfach in einer satten und platten Weise verbürgerlicht erschien.

Nach den biblischen Berichten haben die Apostel den Hl. Geist durch Handauflegung und Gebet verliehen. Mit Auflegung der

liturgie.de

Hand wurde auch eine *Salbung* vorgenommen, anfangs wohl an zahlreichen Körperstellen, jetzt nur mehr an der Stirne. Es wirkten mancherlei antike und orientalische Vorstellungen zusammen, diese Salbung mit einer Mischung von Olivenöl und Balsam symbolisch zu machen: Zurüstung zum athletischen Kampf, Hinweis auf die Unsterblichkeit, Erinnerung an jene Christenpflicht, die der 2. Brief an die Korinther (2, 15) nennt, „Christi feinen Duft" in der Welt darzustellen.

Das *Kreuzzeichen* auf der Stirne hat die Bedeutung einer Kokarde, die stolz und freimütig getragen wird als Zeichen des Führers und damit auch seiner Truppe: „Wie beim Kampf der Leiber die Soldaten mit den Insignien ihrer Führer bezeichnet werden", sagt Thomas, „so erhält sie der Firmling mit dem Kreuz geschmückt, an dem unser König triumphierte." Die heilige Handlung wurde deshalb auch kurz „consignatio", Abstempelung, genannt. Sie wird vollführt im Namen der Heiligsten Dreifaltigkeit, aus der die Fülle der geistlichen Kraft dem einzelnen zuströmt. Der *Pate* hat dabei die Aufgabe, den Neuling als Bürge dem Bischof vorzustellen und zu empfehlen und als Zuchtmeister", „Führer und Mahner" seine künftige gute Lebensführung und Kampfleistung zu garantieren. Wohin ist heutzutage das Verständnis für einen solchen Beruf geraten? Erleben wir nicht alle Tage, daß die Erwachsenen den heldischen Schwung der Jugend nur dämpfen oder gar belächeln, während hier das Frühchristentum in reinster und edelster Form den antiken Brauch übte, daß Mann und Jüngling eine untrennbare Kampfeinheit bildeten! Es wäre überhaupt an der Zeit, die heilige Ordnung der Sakramente wieder „organischer" zu verstehen, wie sie etwa Cyrill von Alexandrien

liturgie.de

darstellte: „Geschenkt ist uns wie in einem Regen das lebendige Wasser der heiligen Taufe, wie im Weizen das Brot des Lebens und wie im Wein das Blut. Es kam aber noch hinzu die Anwendung des Öles, wodurch die bereits in Christo durch die heilige Taufe Gerechtfertigten zur Vollendung gebracht werden."

3. Das Sakrament der Aussöhnung

(3. Sonntag nach Ostern)

Eine Darstellung des Bußsakramentes ist für den Liturgiker eine undankbare Aufgabe. Es liegt in der Natur der Sache, daß die heutige Form der Beichte, die sog. Privat- oder Ohrenbeichte, nicht auf Entfaltung eines reicheren Ritus angelegt ist. Es will nicht einmal recht gelingen, die bei allen Sakramenten üblich gewordene Unterscheidung von Materie oder Element und Form oder Wort hier anzuwenden. Man bezeichnet deshalb die Akte des Beichtenden: Reue, Bekenntnis und Genugtuung als „Quasimaterie" des Bußsakramentes. Und von diesen Akten ist der erste und wichtigste, allein unersetzliche, eine durchaus innerliche Leistung: die Metanoia, die *Sinnesänderung*, welche als Rückkehr zu Gott und Abkehr von der Kreatur die Sünde aufhebt, die in der Abwendung vom Schöpfer und in der Hinkehr zum Geschöpflichen bestand. Auch für das Bekenntnis der Sünden und für die Ableistung der Genugtuung bestehen keine strengverbindlichen rituellen Vorschriften. Die „Form" des Sakramentes besteht im richterlichen Wort der *Lossprechung* durch den von der kirchlichen Autorität beauftragten, mit der Binde- und Lösegewalt von Christus her begabten Priester.

liturgie.de

Öffentlicher *Ausschluß* eines schweren Sünders aus der kirchlichen Gemeinschaft und öffentliche *Wiederaufnahme* in dieselbe sind heutzutage seltene, außerordentliche Vorgänge, während sie in der alten Kirche eine ordentliche und häufige Übung vorstellten. Um eine Darstellung des Bußwesens in alter Zeit bräuchten wir uns darum nicht zu bemühen, wenn uns nicht gerade an diesem Punkt die Heilandsgesinnung der Kirche besonders eindrucksvoll erschiene. Was heute ein bloß „integrierendes Moment", ein allzu harmlos gewordener Annex der Beichte ist, nämlich die Verrichtung der aufgegebenen *Buße*, das war ehedem das Augenfälligste, Schwerste und Langwierigste in der gesamten Bußpraxis. Die Kirchengeschichte weist hier alle Stufen vom Rigorismus bis zum Laxismus auf.

Einem allzu eifrigen Volksmissionär hat man folgende Predigteinleitung angedichtet: „Wir feiern heute das Fest des hl. Joseph. Der hl. Joseph war Zimmermann. Deshalb hat er sicher auch Beichtstühle gezimmert. Wir wollen also von der Osterbeichte sprechen!" Das wäre allzu naiver Glaube, da der Beichtstuhl in seiner heutigen Gestalt erst seit dem hl. Karl Borromäus im Abendland allgemein eingeführt ist, während der Beichtvater im Orient heute noch die Beichte vor dem Altar, auf einem Stuhle sitzend, abnimmt. Es ist aber noch viel naiverer Unglaube, wenn antikirchliche Agitatoren behaupten, die Ohrenbeicht sei erst auf dem 4. Laterankonzil 1215 erfunden worden, weil dieses die jährlich einmalige Beicht jedem Christen vorschrieb. Die heutige Beichtpraxis stellt nur eine gewaltige Erleichterung gegenüber der frühkirchlichen dar, in der die Ableistung der Buße viel schwerer fiel als die Ablegung des Sün-

liturgie.de

denbekenntnisses, die heutzutage allein noch als „harte Buße" empfunden wird. Eine Buße ohne Beicht aber hat es niemals in der Kirchengeschichte gegeben, wie jeder nichtkatholische Forscher mit Karl Müller u. a. zugestehen wird. In den ersten Jahrhunderten, in Einzelfällen noch bis ins Mittelalter herein, gab es jedoch neben dem *geheimen* Bekenntnis geheimer Sünden ein *öffentliches* Bekenntnis für Sünden, die öffentliches Ärgernis erregt hatten. Daß jede schwere Sünde gebeichtet werden muß, war dabei dem Altertum so unzweifelhaft, wie es der Gegenwart selbstverständlich ist. Denn „im Bekenntnis wird der im Innern verborgene Krankheitsstoff ausgeschieden", sagt schon Origenes. „Drei Silben sind es nur: Peccavi (ich habe gesündigt). Aber aus diesen drei Silben steigt die Flamme des Herzensopfers zum Himmel auf", lehrt Augustin.

Dabei war in alter Zeit das Sündenbekenntnis vor dem Bischof oder einem eigens aufgestellten Bußpriester nur der erste und kürzeste, nicht der beschwerlichste Akt des gesamten Bußverfahrens. Auf die — öffentliche oder geheime — *Bußrüge* folgte die *Bußweihe*, bei der jeder Sünder durch Handauflegung des Bischofs in die Büßerklasse aufgenommen wurde, die zwar zur liturgischen Gemeinschaft zählte, aber vom Opfergang und vom Empfang der Eucharistie ausgeschlossen blieb. Mancherorts gab es mehrere *Büßerklassen:* die „Weinenden", die im Vorhof der Kirche bleiben mußten, die „Hörenden", die nur dem Katechumenengottesdienst beiwohnen durften, die „Niederfallenden", die zwar dem ganzen Gottesdienst anwohnten, aber eine Handauflegung erbitten mußten, schließlich die „Stehenden", die nur der hl. Kommunion fernblieben. In der Kirche war den Büßern

liturgie.de

ein eigener *Platz* angewiesen, der allen Blicken ausgesetzt war, aber merkwürdigerweise von den Büßern nach langer Gewöhnung ungern wieder aufgegeben wurde. Die *Bußzeit* wurde vom Bischof bestimmt. Für manche Sünden, wie Kindsabtreibung, kannte man bis ins 6. Jahrhundert eine lebenslängliche Buße, für Götzendienst, Unzucht und Mord jedenfalls nur einmalige Zulassung zur Bußleistung, die deshalb vielfach weit hinausgeschoben, bis zu lebenbedrohender Krankheit, ja bis ans Sterbebett vertagt wurde. Doch galt schon die Wartezeit als bittere Prüfung. Schließlich rechnete man als normale Bußdauer die Tage vom Aschermittwoch bis zum Gründonnerstag, in denen der Sünder beten, fasten und Almosen geben, der Ehe und des Kriegsdienstes sich enthalten mußte, wobei ihn das Fürbittgebet der Priester und ihre Handauflegung tröstete und stärkte. Am Gründonnerstag vollzog dann der Bischof den *Aussöhnungsritus*, indem er den in eigenen Bußkleidern vor ihm Knienden ein letztesmal die Hand auflegte und die Lossprechung erteilte. Damit war der Friede mit Gott und mit der Kirche wieder hergestellt.

Für das Verfahren stehe hier ein praktischer Einzelfall: Bei Augustin (vgl. En. in ps. 61, 23) hatte sich ein Astrolog zur Kirchenbuße angemeldet. Nach längerer Wartezeit wurde er der Gemeinde vorgeführt und öffentlich gerügt: „Verführt vom bösen Feind trieb er, als er schon gläubig war, lange die Zahlenkunde, ein verführter Verführer, ein betrogener Betrüger. Er übte Verlockung, er übte Trug, viele gottwidrige Lügen brachte er vor . . . Dieser Mann, er behauptete, daß nicht eigener Wille den Ehebruch ins Werk setzte, sondern Venus, daß nicht eigener Wille den Mord beging, sondern Mars, und daß das Rechte nicht Gott tat,

liturgie.de

sondern Jupiter. Wie vielen Christen hat er wohl Geld abgejagt! Er ist bußfertig, nichts sucht er als euere Barmherzigkeit. Er sei also euren Augen und Herzen empfohlen! Er wird einmal vor dem Osterfest bei der Kirche anklopfen. Er hat ja auch vor Ostern von der Kirche das Heilmittel Christi erbeten. Betet für ihn durch Christus! Vorzüglich das heutige Gebet bringt dem Herrn unserem Gott für ihn dar! Denn wir wissen und sind gewiß, daß euer Gebet all seine Gottlosigkeiten tilgt. Der Herr sei mit euch." So schonungslos und ungeschminkt sprach damals der gütige Seelenfreund Augustin! Und solche Rüge nahm ein Büßer damals willig hin!

Wenn geheime Sünden nur geheim gebeichtet und gerügt wurden, blieb der Büßende unauffällig von der Eucharistie weg, ebenso, wenn ein Christ kleinere Sünden freiwillig der Bußdisziplin unterworfen hatte. Man sieht, die Buße war in jenen Zeiten wahrhaft eine „*mühselige Taufe*", wie sie Tertullian nannte. Dabei hatte die Autorität immer noch den Rigoristen zu widerstehen, die eine Wiederaufnahme in gewissen Fällen auch auf dem Sterbebett versagt wissen wollten. Sie verweigerte keinem Reuigen die „Rettungsplanke nach dem Schiffbruch" (Hieronymus). Seit dem 7. Jahrhundert setzte man die „Buße" gleich mit der Beicht vor dem Priester und sprach sofort nach dieser, nicht erst nach der Bußleistung, die Absolution aus. Damit ging das alte Institut zu Ende.

Die Bahn war völlig frei für die von jeher bekannte *Privatbeicht*, die in den Mönchen ihre Hauptförderer hatte und, speziell in Irland und England, fleißig geübt, von irischen und angelsächsischen Missionären auf dem Festland rasch eingebürgert wurde. Einige Stationen auf dem Entwick-

liturgie.de

lungsweg von der öffentlichen Buße zur privaten Beichte treten auf deutschem Boden besonders markant hervor. Der Abt Otmar von St. Gallen (gest. 759) schrieb die erste Anweisung für Beichtende. Ein deutsches Konzil vom Jahre 742 verlangt die Aufstellung von Armeegeistlichen, eine bayerische Synode fordert bereits um 740 die viermalige Beicht und Kommunion im Jahreslauf. Im fränkischen Reich erscheinen zahlreiche Bußbücher für den Gebrauch des Beichtvaters, in denen die Bußen, die für einzelne Sünden zu verhängen sind, genau aufgezeichnet sind, in denen aber auch sogleich angegeben wird, welche Ersatzleistungen von ihrer wirklichen Verrichtung „loskaufen" können. Immer deutlicher verlagert sich in der Bußpraxis das Gewicht von der Buße ins Bekenntnis. Dieses bedeutet dem Empfinden des frühen Mittelalters so viel, daß sogar die Beicht vor *Laien* „mit dem Verlangen nach einem Priester" üblich wird, wenn ein Priester unerreichbar ist. Schließlich wendete man auch der alten „*Bußrüge*" neue Hochschätzung zu. Dem öfteren und regelmäßigen Bekenntnis auch kleinerer, alltäglicher Sünden, ja, der leisesten Seelenregungen in der sog. „Andachtsbeichte" antwortete bald der individuell gefaßte *Beichtzuspruch*. Aus der Straf- und Heilinstitution wurde so eine erziehliche Einrichtung, eine Schule der Selbstbeobachtung und des geistlichen Fortschrittes, ein Mittel der Seelenführung, das häufig in Anspruch genommen, dessen Empfang auch möglichst leicht gemacht wird. Diese Entwicklung ist heute auf einem gewissen Höhepunkt angelangt, so daß zuweilen der ursprüngliche Ernst der Bußleistung über der frohen Erfahrung reichlicher Hilfe und wahren Trostes fast allzuweit zurücktritt. Auch hier

liturgie.de

kann die Rückbesinnung auf die Geschichte heilsam wirken. Weder die Leistung des Beichtenden noch die Leistung des Beichtvaters ist und bleibt das Größte im Bußsakrament, sondern die Leistung des verzeihenden Herrn, die mit dem Kreuzzeichen zum Wort der Lossprechung ihren so bezeichnend schlichten rituellen Ausdruck findet.

4. Das Sakrament der Krankenölung

(4. Sonntag nach Ostern)

Weil der Jakobusbrief den Glauben ohne die Werke „tot" nennt, schätzte ihn Luther den Paulusbriefen gegenüber als eine „recht stroherne Epistel" ein. Damit war ihm auch der Rat entwertet, der im 5. Kapitel ebendieses Briefes steht: „Ist jemand krank unter euch, so rufe er die Priester der Kirche zu sich, und diese sollen über ihn beten und ihn mit Öl salben im Namen des Herrn. Und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken zum Heile sein, und der Herr wird ihn aufrichten, und wenn er Sünden auf sich hat, so werden sie ihm vergeben werden." So verzichtete Luther auf „eine gute Gabe und ein vollkommenes Geschenk", wie sie vom Vater der Lichter nach demselben Jakobus herabkommen (1, 17). Der heutige Protestantismus beurteilt freilich die Echtheit kanonischer Schriften nach andern Gesichtspunkten, als es Luther tat. Er stößt sich an der spärlichen Bezeugung einer sakramentalen Krankenölung in der frühesten Kirche. L. Fendt meint, ursprünglich seien Wunderheilungen nur als Beweis für das Herannahen der Endzeit angesehen worden; erst als das Weltende ausblieb, habe man sich Sorge um eine rituelle Vorbereitung auf das Lebensende gemacht.

liturgie.de

Nun ist zuzugeben, daß die Jakobusstelle allein kaum ausreicht, den Sakramentscharakter der darin geschilderten Handlung zu erhärten, und daß auch die Zeugnisse älterer Kirchenschriftsteller nicht eindeutig dafür sprechen. Erst ein Brief Papst Innozenz I. an den Bischof Dezentius von Gubbio von Jahre 416 ist als liturgisches Zeugnis für Glauben und Praxis der Kirche hochzuwerten. Großes Gewicht hat die Tatsache, daß die morgenländischen Kirchen die ständige Tradition einer „Gebetsölung" ganz unproblematisch festhielten. Daß aber das Konzil von Trient mit der Dogmatisierung des Sakramentes der „*Letzten Ölung*" die alte Übung richtig interpretiert, dafür gewinnen wir volles Verständnis erst, wenn wir seine Erklärung beachten, die letzte Ölung sei „der Abschluß der Buße und auch des ganzen christlichen Lebens, das eine beständige Buße sein soll". Hier erschließt sich uns die innere Logik, Harmonie und Pragmatik der katholischen Sakramentenlehre. In der Schrift werden „Heil", „Aufrichtung" und „Sündenvergebung" als Wirkungen der Krankenölung genannt. Es handelt sich also nicht um eine magische oder suggestive oder gar medizinelle Heilpraxis, die hier durch Gebet und Salbung einer körperlichen Genesung dienen will, auch nicht um Heilungswunder, wie sie nach Markus 6, 13 die Jünger des Herrn durch Krankenölung zustande brachten. Die körperliche Heilung wird vielmehr hier nur zu erwarten sein, wo sie dem Heil der Seele, der geistlichen Gesundheit dient, zumal dann, wenn sich die Krankheit zur Sünde verhält wie die Folge zur Ursache, wie es bei jenem Manne der Fall war, den Jesus von 38jähriger Krankheit heilte und dann ermahnte: „Siehe, du bist gesund geworden, sündige nun nicht mehr, damit dir

liturgie.de

nicht Schlimmeres widerfahre!" Erster Zweck ist die Heilung der Sündenkrankheit, die „vollkommene *geistliche* Gesundung", wie Thomas von Aquin sagt (vgl. Suppl. 9, 29-33), „die Heilung der inneren Wunden durch die Einwirkung der Medizin auf die verschiedenen *Wurzeln* dieser Wunden", buchstäblich also eine Radikalkur, keine Symptomkurierererei. Da der schwere Sünder nicht als krank, sondern als geistlich tot zu betrachten ist, setzt dieses Sakrament voraus, daß der schwere Sünder in der Buße das Leben bereits wiedergewonnen hat, oder, falls er es nicht in der Beichte wieder suchen kann, daß er wenigstens innerlich bußfertig ist. Nur beim Bußfertigen ersetzt die Krankenölung die Bußleistung, zu der er nicht fähig ist. Diesen engen Zusammenhang der beiden Sakramente sieht Augustin in der Anwendung des Öles ausgedrückt: „Das Öl", sagt er (Quaest. ev. 2, 19), „gibt den Trost guter Hoffnung, weil es Verzeihung bringt zur Wiederaufnahme in den Frieden (mit der Kirche und dadurch mit Gott)". Derselbe Zusammenhang wird auch in andern rituellen Eigentümlichkeiten deutlich gemacht, so wenn im Mittelalter die letzte Ölung stets vor Empfang der Wegzehrung gespendet wurde als Ergänzung der Beichtabsolution, wenn dabei Gebete gesprochen wurden, die im Ritus der *Wiederaufnahme* der Büßer am Gründonnerstag standen, wenn die sieben Bußpsalmen rezitiert wurden und eine entsühnende Handauflegung der Salbung vorausging, wenn der Kranke vielfach ein Bußkleid trug, mit Asche bestreut wurde oder auf Asche gebettet wurde, wenn er auch das Vaterunser sprechen mußte, wenn schließlich nur vom Bischof geweihtes Öl verwendet werden darf. Der Zusammenhang mit dem Wiederversöhnungsverfahren erklärt auch

liturgie.de

die befremdliche Feierlichkeit und Öffentlichkeit, mit der ehedem das Sakrament gespendet wurde. Vielfach brachte man den Kranken in die Kirche, man wiederholte die Salbung an sieben aufeinanderfolgenden Tagen, man zog eine möglichst große Anzahl von Priestern bei, die sich in die Gebete und Zeremonien teilten. „Es ziemt sich", sagt Thomas, „daß viele Priester dabei zugegen sind, und daß das Gebet der ganzen Kirche zur Wirkung dieses Sakramentes beiträgt, weil es die vollendete Heilung bewirken soll und in ihm eine Fülle der Gnade erforderlich ist." Diese Beiziehung vieler Priester, die dann Stolgebühren erhoben, brachte das Sakrament im Mittelalter in den Verruf eines „Sakramentes der Reichen", das denn auch die Waldenser, welche für apostolische Einfachheit eiferten, heftig angriffen. Auch begnügten sich viele Kranke damit, sich selbst zu salben oder durch Laien salben zu lassen, was zwar nicht sakramental war, aber doch nicht unkatholisch. Die geweihten Öle standen ja den Gläubigen verfügbar, das Chrisma allein ausgenommen. Und eine solche Ölung bewahrte auch vor abergläubischen Kuren. Schon Cyrill von Alexandrien hatte seine Gläubigen an die Jakobusstelle erinnert, um sie daran zu hindern, daß sie zu Zauberern ihre Zuflucht nahmen.

Wie Taufe, Bußsakrament und letzte Ölung sich in ihren Wirkungen ergänzen, zeigt Thomas, indem er die Taufe als „Geistliche Wiedergeburt", die Buße als „Geistliche Wiederbelebung", die Ölung als „Geistliche Genesung" auffaßt. Letztere soll die Seele, die vom Körper scheidet, unmittelbar für die Verherrlichung vorbereiten, indem sie die sog. „reliquiae" der Sünde, die Sündenstrafen, die Sündennarben sozusagen, die Entkräftung, die Empfänglichkeit für neue

liturgie.de

Attacken des alten Übels hinwegnimmt. Zu diesem Prozeß der Ausheilung, der sich im Gnadenleben vollzieht, treten noch die psychologisch wahrnehmbaren Wirkungen, die Jakobus verheißt: „Der Herr wird den Kranken aufrichten". Wer viel an Kranken- und Sterbebetten stand, der weiß, daß katholisch gut sterben ist. So sinnlos, so gewissenlos die Angst der Angehörigen eines Schwerkranken ist, die womöglich die Bewußtlosigkeit der Agonie abwarten, ehe sie den Priester holen, so wunderbar ist fast immer die Angstlosigkeit, die stille Gelassenheit, mit der die Kranken selbst die hl. Ölung annehmen, die Kindlichkeit, mit der sie ihren Herrn bei sich begrüßen, so fraglos die Ehrfurcht, mit der sie den Sterbesegen des Vaters der Christenheit empfangen, mochten sie auch vielleicht jahrelang die Kirche in weitem Bogen umgangen haben. Wer diese „Euthanasie", diese „Sterbehilfe" am Sterbelager seiner Lieben, seiner Hilfebefohlenen immer wieder andächtig bewundern durfte, dem ist es gewiß, daß wir Christo dem Herrn ein wahres Sakrament in der hl. Ölung verdanken.

5. Der priesterliche Stand

(5. Sonntag nach Ostern)

In Goethes herrlicher Lobrede auf die sieben heiligen Sakramente finden sich ganz erstaunliche Einsichten. So die Erkenntnis, daß das Abendmahl nur dann geschätzt werden kann, wenn der „symbolische oder sakramentliche Sinn" im Gläubigen durch die Pflege des organischen Zusammenhanges aller Sakramente genährt ist: „Er muß gewohnt sein, die innere Religion des Herzens und die der äußeren Kirche als vollkommen *eins* anzusehen, als das große allgemeine

liturgie.de

Sakrament, das sich wieder in soviel andere zergliedert und diesen Teilen seine Heiligkeit, Unzerstörbarkeit und Ewigkeit mitteilt." Hier haben wir die schärfste Absage gegen die Deutschtümelei einer „Religion der Innerlichkeit", für die man gegenwärtig wieder den guten Meister Eckhart allzu ungeniert bemüht. Hier haben wir ein tiefkatholisches Verständnis des Gottesreiches, das „in uns ist", aber doch der Stadt auf dem Berge gleicht. Dieses Gottesreich, diesseitig und jenseitig, gegenwärtig und zukünftig, von Anfang an fertig und bis zum Weltende unfertig, sichtbar und unsichtbar, göttlich und menschlich, kann nicht treffender bezeichnet werden als mit diesem goetheischen Kernwort: „*Das große, allgemeine Sakrament*". In dem Augenblick, da das Reich Gottes auf Erden aufhören würde, sichtbares Zeichen der unsichtbaren Gnade zu sein, menschlicher Dienst am göttlichen Wort und göttlichen Leben, in dem Augenblick wäre es nicht mehr dem Gottmenschen Jesus Christus nachgestaltet, dürfte es nicht mehr als der Leib dieses himmlischen Hauptes angesprochen werden. Ebenso genial, ja geradezu begnadet erscheint Goethes Folgerung aus der Erkenntnis, daß die geistigen Wunder nicht aus dem natürlichen Boden entsprießen, die Folgerung nämlich, daß Gnadengüter durch „*geistige Erbschaft auf Erden*" erhalten bleiben, indem ein „Berechtigter" sie auf den anderen überträgt: „Ja, in der Weihe des Priesters ist alles zusammengefaßt, was nötig ist, um diejenigen heiligen Handlungen wirksam zu begehen, wodurch die Menge begünstigt (ist gleich: begnadet) wird, ohne daß sie irgendeine andere Tätigkeit dabei nötig hätte als die des Glaubens und des unbedingten Zutrauens. Und so tritt der Priester in der

liturgie.de

Reihe seiner Vorfahren und Nachfolger, in dem Kreise seiner Mitgesalbten, den höchsten Segnenden darstellend, um so herrlicher auf, als nicht er es ist, den wir verehren, sondern sein Amt, nicht sein Wink, vor dem wir die Knie beugen, sondern der Segen, den er erteilt, und der um desto heiliger, unmittelbarer vom Himmel zu kommen scheint, weil ihn das irdische Werkzeug nicht einmal durch sündhaftes, ja lasterhaftes Wesen schwächen oder gar entkräften könnte" (Dichtung und Wahrheit II, 7, Sämtliche Werke, Jub.-Ausg. 23. Bd., S. 89—94).

Wie weit rückt hier Goethe vom protestantischen Denken ab, das ein Priestertum durch Weihe in ununterbrochener Nachfolge von den Aposteln her nicht kennt! Man vergleiche etwa, wie Karl Barth in seiner Broschüre „Theologische Existenz heute" in konsequentem Durchdenken der Grundanschauungen reformatorischer — nicht nur „reformierter" — Kirchen ein Bischofsamt, das amtliche Jurisdiktion verleiht, „baren Unsinn" nennt. Dabei ist noch nicht einmal von einer inneren Qualifikation durch einen neuen „Charakter" die Rede, der göttliche Vollmachten, wie die Wandlungsgewalt und die Sündenvergebungsgewalt einem Menschen mitteilt, damit er als „Diener Christi und Verwalter der Geheimnisse Gottes" (1. Kor. 4, 1) andere in Lebensverbindung mit Gott bringe und darin erhalte. Goethe hat auch ganz richtig erfaßt, daß Christus, der Herr der Sakramente und der alleinige Grund ihrer Heilsbedeutung, die Wirksamkeit der Sakramente, die ein Priester spendet, wesentlich unabhängig machte von des Priesters eigenem Gnadenstand und auch von seinen zufälligen geistigen und sittlichen Qualitäten.

liturgie.de

Diese Tatsache allein kann einem sterblichen, hinfälligen Mann den Mut geben, sich mit Heilandskräften beladen zu lassen; diese Tatsache heißt ihn dulden, daß Mitchristen, Miterlöste, Gleichstrebende vor ihm knien und seine geweihte Hand ehrfürchtig küssen, wo er lieber selbst die Wunder Gottes in mancher Seele kniend verehren möchte, die seine kleine, eigene Tugend vielleicht tief beschämt. Nun erkennen wir, wie weit Franziskus von Assisi von einem sakramentlosen, kirchenfreien Blümlein- und Vöglein-Christentum entfernt war, wenn er seine Brüder anwies, auch des unwürdigsten Priesters Fußspur zu verehren. Nun verstehen wir jenen heiligen Kirchenfürsten, der nach vergeblichem heißem Bemühen, einen verirrten Priester zu reuiger Einkehr zu bewegen, ihn leise bat, ob er nicht seine, des Bischofs, Beichte hören wolle. Es bleibt bei dem, was Ambrosius aussprach: „Nicht Petrus, nicht Paulus, noch Damasus (der Papst) oder Hieronymus (der Gelehrte) oder Ambrosius haben die Welt erlöst. Unser Wirken ist nur Dienen. Von Christus kommen die Gnaden." Es bleibt bei dem, was Thomas lehrt: „Der Priester spendet nicht die Gnade, sondern die Sakramente (die heiligen, wirksamen Zeichen) der Gnade." Wir verstehen nun auch, daß der Ehrentitel: sacerdos, obwohl dem Judentum und Heidentum wohlvertraut, ins Christentum nur langsam eindrang, weil er zwar die Heiligkeit des Amtes volltönend ausspricht, aber nur zu leicht als Heiligsprechung des Amtsträgers aufgefaßt werden konnte. Der Titel „Geistlicher" wurde vollends erst im Mittelalter üblich, weil auch er eine überragende Stufe persönlicher Geistesfülle vorauszusetzen schien. Das christliche Altertum betonte viel lieber, daß ein jeder nur Priester wird „propter homines", um an-

liturgie.de

derer Menschen willen, um ihr Hirte (pastor), Diener (minister), Ältester (presbyter), Hüter (episcopus) zu sein.
Nie jedoch duldete die katholische Kirche den geringsten Zweifel, daß es um Christi willen in ihr einen priesterlichen *Stand* gibt, der eigene geistliche Gewalten und seine eigene Gnadenhilfe zu ihrer rechten Ausübung besitzt und dadurch vom Laienstand streng unterschieden ist. Ebenso wie die Ehe ein Sakrament ist in dem Akte, der das Eheband begründet, und ein Sakrament bleibt, solange das Band nicht durch den Tod gelöst wird, ebenso ist die „*Ordination*" des Priesters ein Sakrament, wenn sie in hochfeierlicher Liturgie vollzogen wird, ebenso bleibt der priesterliche „*Ordo*" ein Sakrament, das den ihm Eingereihten für immer vom Laien trennt und selbst dann unauslöschlich zeichnet, wenn er aus der Schlachtreihe der Brüder geflohen oder ausgestoßen worden wäre. „Ordo" oder, wie die Griechen sagen: „taxis", bedeutet ja ursprünglich die militärische Formation, die Kampfordnung, die Schützenlinie. Dieser Ordo ist wiederum siebenfach abgestuft in die Träger der vier niederen und der drei höheren Weihen. Ein sakramentaler Charakter kommt allerdings nur dem Diakonat und Presbyterat und Episkopat zu. Die Unterscheidung der einzelnen Ordines trifft der hl. Thomas von Aquin (vgl. Suppl. 9, 34—40) nach ihrer Beziehung zum zentralen Sakrament des Lebensbrotes, der Eucharistie, indem er dem Priester die Aufgabe und Vollmacht der Konsekration zuweist, dem Diakon die Ausspendung an die Gläubigen, dem Subdiakon die Herbeibringung der Opfergaben und der hl. Gefäße, dem Akolythen die Zurichtung der Gaben. Das Amt, die Empfänger der hl. Kommunion zu rechter Reinheit vorzubereiten, haben sodann die Ostiarier

liturgie.de

oder Türhüter, welche alle Ungläubigen fernhalten, die Lektoren oder Vorleser, welche die Katechumenen unterrichten, schließlich die Exorzisten, welche zwar gläubige und wohlunterrichtete, aber noch unter dem bösen Geist stehende Neulinge von dessen Gewalt befreien. Schon diese Aufzählung zeigt an, daß wir eine Überfülle liturgischer Beobachtungen zu machen haben, wenn wir nunmehr nicht den priesterlichen Stand, den ordo, sondern die Priesterweihe, die ordinatio, zu betrachten uns anschicken.

6. Die niederen Weihen

(Sonntag nach Christi Himmelfahrt)

Wie im Alten Bund der Stamm Levi einen eigenen Gebietsanteil nicht zugewiesen erhielt, weil die Leviten das Opfer des ganzen Volkes an den Herrn darstellten, so hat Christus eine vom gesamten neuen Volk Gottes ausgesonderte *Hierarchie* begründet, indem er seinen Aposteln besondere Aufträge und Vollmachten gab. Die Gesamtheit der Amtsträger wurde von Anfang an als ein eigener Stand anerkannt, der dem Herrn „zum Anteil" (kleros) gegeben war und dieses „Los" als höchste Auserwählung empfand. Bis heute scheidet darum das katholische Denken den *Klerus* vom *Laienstand* (laos = Volk). Den Klerus durch besondere *Kennzeichen* aus den Laien herauszuheben, wurde erst allmählich üblich. Anfangs bestanden diese nur darin, daß das Tragen vielfarbiger Kleider, langer Haare u. a. dem Klerus nicht anzustehen schien. Erst vom 5. Jahrhundert an kam die sog. *Tonsur* in Übung, die bislang als Mönchsgewohnheit galt und eine religionsgeschichtliche Tradition ehrwürdigsten Al-

liturgie.de

ters für sich hatte. Die älteste Form bestand im Abscheren des gesamten Haupthaares. Sie wurde Paulustonsur genannt. Später ließ man eine Haarkrone stehen, so daß nur ein weiter Kreis um den Scheitel gezogen war. Diese Kranzform, heute noch bei den Söhnen des hl. Franz gebräuchlich, heißt Petrustonsur. Eine absonderliche Art hatten die irischen und britischen Mönche in der tonsura S. Joannis oder auch Simonis magi, die, von Ohr zu Ohr gehend, das Vorderhaupt entblößte. Aus einer fortgesetzten Schrumpfung der Petrustonsur entstand schließlich die heute im Weltklerus vorgeschriebene Form einer kleinen Rasur in der Scheitelmitte.
Als *Standestracht* bildete sich im Mittelalter der lange schwarze Rock heraus, Sutane genannt, der in unsern Gegenden zur Sutanelle verkürzt als Alltagskleid getragen wird. Für gottesdienstliche Verrichtungen ist aber auch bei uns die Sutane befohlen.
Allmählich bildete sich ein eigener Ritus für die *Aufnahme* in den *Klerikalstand* in Nachahmung der Aufnahme in den Ordensstand, in die alten Mönchsgemeinden des Morgen- und Abendlandes, heraus. Das älteste, uns bekannte Formular stammt von Alkuin, dem Hoftheologen Karls des Großen. Es enthält bereits die Bekleidung mit einem „habitus sanctae religionis" (religio heißt bekanntlich ursprünglich: Ordensstand) und darauffolgend die Tonsurierung. Gebete und Gesänge aus diesem Formular sind bis heute im Gebrauch. Heute wird jedoch zuerst an fünf Stellen vom Bischof oder einem bevollmächtigten Würdenträger das Haar beschnitten, während der Psalm 15 mit der Antiphon: „Du bist es, o Herr, der mir meinen Erbteil wiedergibt", gesungen wird. Nach Absingung des 23. Psalmes, der vom

liturgie.de

„Geschlechte derer, die den Herrn suchen", spricht, legt der Bischof dem Kandidaten, der bereits in Sutane erschien, den weißleinenen Chorrock an. Daß auch dieser Chorrock mancherorts dauernd getragen wurde, ist bis heute aus der Sitte der sog. Augustiner-Chorherren ersichtlich, ein weißes Schnurgehänge um den Hals zu tragen. Zum Schluß erinnert der Bischof die Neuaufgenommenen daran, daß sie nunmehr der kirchlichen Gerichtsbarkeit unterstehen und der klerikalen Privilegien teilhaftig geworden sind, die sie zu einem ehrbaren Wandel verpflichten.

Von der Geschichte der vier sog. „*Niederen Weihen*" war bereits kurz die Rede. Schon zu Augustins Zeiten durfte in der Regel in einen höheren Grad nur derjenige vorrücken, der sich in dem nächst niedrigeren als brauchbar erwiesen hatte. Ausnahmen, Ordinationen „per saltum", d. h. mit Überspringung einer oder mehrerer Weihestufen, „sine interstitiis", ohne zeitlichen Zwischenraum, waren jedoch nicht selten. Augustin selbst war aus dem Laienstand ohne weiteres zum Priestertum befördert worden. Ein jugendlicher Lektor bestieg einen neuerrichteten Bischofstuhl, der Diakon Quodvultdeus den Sitz von Karthago. Sorgfältig sah man jedoch darauf, daß der Kandidat nie in der Büßerklasse gewesen war, daß er besten Ruf genoß und außer gediegener Tugend auch gute Schriftkenntnis besaß, zudem nicht unter 25 Jahren alt war. Die Tonsur konnte allerdings später schon an Siebenjährige erteilt werden. Die niederen Weihen begründen heute nicht mehr wie ehedem einen bleibenden Stand. Sie werden nur als Vorstufen zum Priestertum erteilt. Die Bestimmungen des neuen Kodex des kanonischen Rechtes betonen jedoch die Vorschrift zeitlichen Abstandes zwi-

liturgie.de

schen den einzelnen Weihen wieder kräftiger und bewahren so die Erinnerung daran, daß ehedem jede Weihe eine Standesstufe und einen Pflichtenkreis begründete, über die mancher nicht hinauskam und auch nicht hinausstrebte. Bekanntlich ist gegenwärtig eine Rückkehr des Minoristen in den Laienstand ohne eigene Dispensation möglich.

Von den niederen Weihen scheint zuerst das *Lektorat* Weihecharakter gehabt zu haben, während die den anderen Minoristen heute zugewiesenen Dienste anfänglich Laien anvertraut waren. Der erste in der heutigen Abfolge der Ordines minores, das *Ostiariat* (Türhüteramt), scheint sich vom Subdiakonat abgezweigt zu haben. In der Frühkirche hatte dieses Amt große Wichtigkeit, da Ungetaufte und feindselige Eindringlinge aus dem Kirchenraum ferngehalten werden mußten. Der Türhüter kannte wohl jedes Gemeindeglied von Angesicht, Neuankömmlinge durch ihre Bürgen, Fremde durch Kennwort oder Kennzeichen. Später kamen die Obliegenheiten des Türhüters wieder an Laien, die als mansionarii die Sorge für das Kirchengebäude übernahmen. Der Weiheritus enthält eine Standeslehre, die Überreichung der Kirchenschlüssel durch den Bischof und des Glockenseiles durch den Archidiakon sowie ein Segensgebet. Im Mittelalter kam die fromme Meinung auf, Christus selbst habe jeden einzelnen Ordo ausgeübt. Beim Ostiariat erinnerte man sich, wie der Herr den Eifer für das Haus Gottes in der Austreibung der Händler bewährte.

Eine Funktion Jesu im nächstfolgenden Ordo des *Lektorates* (Vorleseramtes) sah man darin, daß er in der Synagoge seiner Vaterstadt den großen messianischen Isaiastext vorlas und auslegte. Zum Vorlesen aus den Buchrollen der Synagoge

liturgie.de

war jedes schriftkundige Gemeindeglied berechtigt gewesen. Darum verblieb auch in der Urkirche jedem hinreichend Gebildeten oder mit einer eigenen Geistesgabe von oben beschenkten Laien das Vorleserecht. Naturgemäß wurde dieses hochgeschätzt. Es führte darum schon im 3. und 4. Jahrhundert zur Ausbildung eines geweihten Standes, für den viele von Kindheit an eigens geschult und erzogen wurden, aus dem auch mit Vorliebe die Priesteramtskandidaten genommen wurden. Man erteilte dann die Lektoratsweihe schon an Minderjährige, was wiederum zur Folge hatte, daß ihren Dienst im Heiligtum zunehmend die Träger höherer Weihen übernahmen. So verlor das Amt seine praktische Bedeutung, die nur mehr durch den Ritus der Übertragung in der Erinnerung festgehalten wird. In der Standeslehre werden hier die Kandidaten beauftragt, „das zu lesen, worüber gepredigt werden soll, die liturgischen Lesungen zu singen und neue Früchte zu segnen". Daß sie in der Kirche an erhöhtem Orte stehen, verpflichtet sie zu einer höheren Stufe der Tugend. Sodann wird das Lectionarium, das Buch, das die vorzulesenden Texte enthält, dem Vorleser überreicht. Ein Segensgebet beschließt auch diese Weihehandlung, deren einzelne Momente sehr alt und teils römischen, teils gallikanischen Ursprunges sind. Gerade die Amtsübertragung durch Überreichung von Instrumenten der Amtsübung entspricht trefflich dem dinglichen Denken des deutschen Rechtes. Ein Sakrament ist keine der „niederen Weihen". Dennoch wirkt jede auch eine Art Geistesbegabung aus der Kraft des Gebetes der Kirche, so daß sich auch jetzt das Petruswort (4, 10 und 11) erfüllen läßt: „Wenn jemand lehrt, so lehre er nach Gottes Wort, wenn jemand ein Amt hat, so diene er

liturgie.de

wie aus der Kraft, die Gott gibt, damit in allen Dingen Gott gepriesen werde durch Jesum Christum, unseren Herrn."

7. Die niederen Weihen

(Pfingstfest)

Der Pfingstgeist wirkte in der ersten Christenheit Gaben, die den ersten Vorsturm des neuen Lebens in die weite Welt beschwingen sollten, die sog. *Charismen*, deren wunderbarste, die Gabe der Sprachen, am Pfingstmorgen selbst schon die Tausende in fassungsloses Erstaunen versetzte. Diese außerordentlichen Geisteswirkungen traten bereits im Verlauf der ersten Jahrhunderte zurück, so daß die „Pneumatiker" oder Charismatiker, Männer und Frauen, als eigene standesähnliche Gruppe innerhalb der christlichen Gemeinden nicht lange in der Kirchengeschichte erscheinen. Die Charismen der Wunderheilungen, des Weissagens, der Unterscheidung der Geister, der Sprachen, der Auslegung waren vom Herrn nicht als bleibende Ordnungsprinzipien eingesetzt, wie es beim Apostelamt und bei den Sakramenten der Fall war. Im Leben der Heiligen, im Bereich der christlichen Mystik, werden sie jedoch zu allen Zeiten wiederkehren. Unter den Charismen begegnet häufig die Gabe des *Exorzismus*, d. h. der Vertreibung böser Geister aus besessenen Menschen. Es kann nicht wundernehmen, wenn der „Fürst dieser Welt" im Endkampf mit Christus dem Herrn sozusagen alle seine Kräfte aufbot. Darum begegnet uns das schreckliche Phänomen der sog. „Besessenheit" so häufig in den Evangelien, während es heute nur mehr sehr selten auftritt. Der Rationalismus jeder Spielart konnte mit den biblischen Berichten nie etwas anfangen, und suchte sie mit medizinischen Er-

liturgie.de

klärungsversuchen wegzuerklären. Solange wir aber historische Berichte überhaupt ernst nehmen, reichen auch die höchstentwickelte „Parapsychologie", Psychiatrie und Psychanalyse nicht hin, die scharfumschriebene Eigenart des Phänomens in irgendeine Kategorie krafthafter Entartung des Seelenlebens einzuzwängen. Denn es sind mehr Dinge auch zwischen Hölle und Erde, als die Schulweisheit sich träumen läßt.

Hand in Hand mit dem Schwinden der Besessenheit und der charismatischen Heilgabe geht die Ausbildung eines hierarchischen, also einer Rechtsordnung angehörigen Exorzistenstandes, der durch eine eigene Exorzistenweihe, nicht durch freies Geisteswalten begründet wird. Ordo und Ordination der *Exorzisten* begegnen uns schon um die Mitte des 3. Jahrhunderts. Die Exorzisten hatten zwei Aufgaben: die sog. Energumenen dem bösen Geist zu entreißen und die Taufbewerber von seinen Einflüssen zu befreien. Als Energumenen betrachtete man Geisteskranke oder Geistesschwache aller Art, die man zum Empfang der Eucharistie nicht leicht zuzulassen wagte, aber in der Nähe der Kirche internierte und durch Exorzisten betreuen ließ. Die Formen dieser Fürsorge mögen uns vielfach absonderlich, zuweilen auch hart anmuten. Es bleibt aber fraglich, ob die Methodensuche der wissenschaftlichen Psychiatrie stets den gleichen Geist der natürlichen Hochschätzung des Wertes jeder Seele — von der übernatürlichen Wertung ganz abgesehen — zu wahren wußte und ob sie in ihren Abwehr- und Heilungspraktiken sehr viel menschlicher vorging. Wie weit es sich bei den Energumenen tatsächlich um Besessene handelte, läßt sich heute nicht mehr bestimmen. Unabhängig von

liturgie.de

allen Zeitanschauungen ist aber die dogmatische Überzeugung der Kirche, daß jeder Ungetaufte den verschiedensten Einwirkungen des Feindes von Anbeginn ausgesetzt ist, die sich körperlich nicht zu äußern und innerseelisch auch nicht als solche vermutet, empfunden oder erkannt zu werden brauchen. Die Riesenzahl der Taufbewerber ließ eine Entlastung des Bischofs und der Priester bei diesem Werk geboten erscheinen, zumal die Beschwörungen häufig in einigem zeitlichen Abstand wiederholt wurden. Heute sind bei der Taufe eines Erwachsenen elf Exorzismen nacheinander vorgeschrieben, die allerdings von der Feierlichkeit und sinnreichen Förmlichkeit der alten Bräuche nur einen schwachen Schimmer bewahrt haben. Der ordo des Exorzistates wird gegenwärtig nicht mehr praktisch ausgeübt. Für eigentliche Beschwörungen ist eigene schriftliche Vollmacht beim Bischof zu erholen, was jeden abergläubischen Mißbrauch und jede leichtgläubige Anwendung sicherlich verhindert.

Der *Ritus* der Exorzistenweihe hat seit dem Jahre 500 nur unwesentliche Erweiterung erfahren. In der Mahnrede werden die Kandidaten beauftragt, die bösen Geister auszutreiben, aus der Kirche auszuweisen, wer nicht zur Kommunion berechtigt ist, und Weihwasser bereitzustellen. Sie werden daran erinnert, daß sie den Teufeln in anderen nur gebieten können, wenn sie zuerst in sich selbst deren vielfache Bosheit überwunden haben. Dann wird ihnen ein Buch überreicht, das Beschwörungsformeln enthält. Im Weihegebet werden sie sodann als „geistliche Gebieter" bestellt, als Ärzte in der Kirche. Im ganzen Ritus findet sich nichts Kleinliches oder gar Läppisches, im Gegenteil eine große Erhabenheit des Gedankens und des Ausdruckes. Es

liturgie.de

wäre wahrhaftig gut um alle körperlich oder seelisch Erkrankten in der Welt bestellt, wüßte der ärztliche Beruf wieder um seine Heilandsnähe, würde er etwas wie eine Ärzteweihe von der Kirche erbitten! Gerechtigkeit und Freude lassen uns hier freilich anmerken, daß auch die profanste Medizinerschaft der Gegenwart aus dem naiven Materialismus herausstrebt und von der Technik zur Kunst, von der Wissenschaft zur Weisheit zurückstrebt. Die von Schulfeinden wie Much oder Schleich gebrandmarkte, aber auch von Schulgründern wie Bier oder Bumke ernstlich überwundene Prinzipienwut der Schulhäupter von gestern entbehrte gerade der Ehrfurcht vor der Wirklichkeit des Lebens. Sie wußte nichts vom Teufel, weil sie nichts von Gott wissen wollte.

Die nächste Weihestufe, das *Akoluthenamt*, führt uns in einen vertrauteren Bezirk des Heiligtumes. Der griechische Name Akoluth bedeutet „Gefolgsmann", hier des mit Amtsgeschäften überhäuften Diakons oder Subdiakons. Da der Orient das Amt nicht kennt, dürfte sein Ursprung in dem sich noch griechischer Umgangssprache bedienenden Rom des 3. Jahrhunderts zu suchen sein. Zu den Dienstpflichten der Akoluthen gehörten die Besorgung der Leuchter und Lichter im Gotteshaus, die Beischaffung des Weines und des sog. fermentum, der konsekrierten Partikel aus der Papstmesse zur Meßfeier in den übrigen Kirchen. Bei der Brechung der heiligen Gestalten vor der Kommunionspendung nahmen sie die Partikeln in Säckchen auf. Gelegentlich wurden sie auch zu anderen Dienstleistungen verwendet, u. a. als Kuriere für bischöfliche Amtsschreiben. Längst sind die Funktionen der Akoluthen an Laien übergegangen. Der

liturgie.de

höchst unansehnliche Ersatz des ordinierten Amtsträgers bei den Altardiensten ist heute der Meßdiener, der ja bei der Privatmesse auch die Gesamtgemeinde in seinen Antworten nicht eben eindrucksvoll vertritt. Eine Erinnerung an alte Voraussetzungen der „Minister"-Stellung bildet noch die Vorschrift, daß Frauen, auch Ordensfrauen, nur vom Kirchenstuhl aus respondieren, den Altar selbst jedoch nicht zu Handreichungen betreten dürfen. Die *Akoluthenweihe* aber hat auch heute noch eine gewisse, vor den übrigen niedrigen Weihen sie auszeichnende, feierliche Umständlichkeit. Einer Ermahnung, als wahre „Kinder des Lichtes" das Licht beim hl. Opfer dem Priester voranzutragen, folgt die Übergabe eines Leuchters mit unentzündeter Kerze und eines leeren Kännchens für Wein und Wasser. Sehr gedankenreich ist das abschließende Weihegebet, das an Christus als an „das wahre Licht" zur Erleuchtung der Welt erinnert und den neuen Amtsträgern Erleuchtung des Geistes durch das Licht der Wissenschaft erfleht. Die Überreichung der Instrumente ist südgallischer Herkunft. Auch hier dürfte gelten, was Abt J. Herwegen einmal bemerkt: „Die Germanen verliehen ihre Rechtsbefugnisse im öffentlichen wie im privaten Recht durch Übergabe der zur Ausübung des Rechtes oder Amtes benötigten Werkzeuge, der instrumenta. In deren Übergabe bestand die Verleihung der Gewalt. Benehmung der Instrumente war gleich Degradation." Der Akoluth empfängt nach Thomas Gewalt über das leere Kännchen, der Subdiakon über dessen Inhalt, der Diakon empfängt Gewalt über den leeren Kelch, der Priester aber über des Kelches Inhalt. Die entferntere oder nähere Beziehung zur Konsekration der Eucharistie bestimmt also den „ordinatissimus ordinis

liturgie.de

progressus", die höchst geordnete Abfolge im gesamten Weihesakrament. Derselbe Pfingstgeist aber ist es, der höchste bleibende Ordnung schafft, wie er in freien Gaben weht, wo er will.

8. Subdiakonats- und Diakonatsweihe

(Dreifaltigkeitssonntag)

Wenn heute ein junger Mann die Niederen Weihen empfängt, so bedeuten sie für sein Empfinden kaum mehr als ein Aufenthalt auf freier Strecke für den Reisenden im Schnellzug, der sich nach dem noch fernen Ziel sehnt. Erst die *Subdiakonatsweihe* schneidet wie eine notwendige Station, wie ein Knotenpunkt all seiner Lebenslinien in die Jahre der Vorbereitung auf das Priestertum ein. Sakrament ist auch diese Stufe noch nicht, doch wird sie seit dem 12. Jahrhundert als „Höhere Weihe" bezeichnet und vom Tridentinum als solche bleibend charakterisiert. Wie schon der Name es anzeigt, entstand dieser Ordo dadurch, daß die Diakone Helfer brauchten. Ihre Obliegenheiten waren zahlreich, ihre Zahl aber blieb nach dem Vorbild der ersten Christengemeinde zu Jerusalem zumeist auf sieben Männer in einer Stadt oder an einer Bischofskirche beschränkt. Harnack meint auch, sie seien sich für niedere Dienstleistungen allmählich zu „vornehm" geworden. Jedenfalls finden wir schon im 3. Jahrhundert in Rom neben dem Bischof, den 46 Priestern und 7 Diakonen auch 7 Subdiakone vor etwa 100 Minoristen rangierend. Sie nehmen den Diakonen den Wächterdienst an der Frauenseite ab, unterstützen sie in der Besorgung der heiligen Gefäße und in der Entgegennahme der Opfergaben. Dazu kommt die Fürsorge für die

liturgie.de

nach der Kommunionspendung übrigbleibenden eucharistischen Gestalten, für die Altarwäsche, später noch die Lesung der Epistel. Auch hatten sie die Präfationsresponsorien und das Sanktus zu singen. Mancher dieser Dienste ist auch heute noch dem Subdiakon vorbehalten, doch kann sein Levitendienst beim Hochamt von einem Minoristen versehen werden, der freilich das besondere Abzeichen des amtierenden Subdiakons, den Manipel am linken Vorderarm, nicht tragen darf.

Drei Dinge markieren auch heute die bleibende Bedeutung dieser Weihe: Die Zuweisung eines sog. „Titels" sowie die Verpflichtung zum Zölibat und zum Breviergebet. Beim *Namensaufruf*, der jede Weihehandlung einleitet, wird der *Weihetitel* jedes Kandidaten genannt. Ursprünglich wurde jeder für eine bestimmte Kirche geweiht, aus deren Stiftungsmitteln auch sein Lebensunterhalt bestritten wurde. Diese Kirche hieß titulus, entweder titulus maior, wenn sich die Kirche der pfarrlichen Rechte erfreute, oder titulus minor, wenn sie zwar von einer Pfarrkirche abhängig, aber doch regelmäßigem öffentlichem Gottesdienst bestimmt war. Mehrere Kirchen konnten einer bevorrechteten Kirche unterstellt werden, die dann titulus cardinalis hieß. Der erste Priester an solchen Kardinaltitelkirchen in Rom hatte das Privileg, beim Papstgottesdienste in den päpstlichen Hauptkirchen mitzuwirken. Daraus bildete sich der höchste Senat der Weltkirche, auf dessen Ursprung heute noch die Übung hinweist, jedem neuernannten Kardinal eine alte römische Kirche als Titelkirche zuzuweisen. So ist z. B. Kardinal Faulhaber der Inhaber der alten byzantinischen Hofkirche am Fuß des Palatin, St. Anastasia. Diese Kirche trägt sein

liturgie.de

Bild und Wappenschild. Sonst bezeichnet gegenwärtig der Weihetitel nur mehr den Rechtsgrund für den materiellen Unterhalt eines Klerikers, der sichergestellt sein muß, ehe die Weihe gespendet wird. Als solche Titel gelten die Übernahme in den Diözesandienst, in die Missionsarbeit, Übertragung eines bestimmten Benefiziums, hinreichendes Eigenvermögen oder Zugehörigkeit zu einer Ordensfamilie. Letztere wird etwas paradox als „Besitztitel der Armut" bezeichnet.

Mit schwerem Ernst werden die Kandidaten des Subdiakonates in der einleitenden *Mahnrede* auf ihre Verpflichtung zu treuem Verbleiben im geistlichen Stand und zu vollkommener Keuschheit aufmerksam gemacht. Der „Zölibat", diese ebensoviel gepriesene wie gelästerte Einrichtung der Kirche, kann in seinem letzten Sinngehalt nur von dem verstanden werden, der das „Mysterium", das zentrale Opfer, das innerste Heiligtum der Kirche versteht. Vom Naturalismus oder auch von der „Kirchenpolitik" her kann er ebensowenig begriffen oder begründet werden wie vom sozialkaritativen Nützlichkeitsstandpunkte aus. Er stammt nicht aus Christi und der Apostel Gebot, wohl aber aus ihrem Beispiel und Rat. Er bedeutet weder eine Abwertung der Ehe noch des Frauenwesens. Sein sittlicher Wert kommt im Gegenteil gerade aus christlicher Hochschätzung der Ehe und der Frau. Wer der Diener „aller" (1. Kor. 9, 19) sein soll, wer „ungeteilt" (1. Kor. 7, 32 und 33) dem Herrn leben soll, müßte, wenn wir der Natur ihre Schwerkraft lassen, wie sie ihr der Schöpfer gegeben hat, sowohl der Ehe wie dem Frauenwesen etwas schuldig bleiben, vielleicht nicht viel, aber gerade das Entscheidende, das, was Seele von Seele

liturgie.de

begehrt. Auch wäre eine Verbürgerlichung des priesterlichen Standes nicht nur psychologisch wahrscheinlich, sondern institutionell notwendig. Das wird auch von den morgenländischen Kirchen anerkannt, die keinen als Bischof einer Kirche „antrauen", der durch die Ehe gebunden ist. Auch die Orientalen denken eben im religiösen Bereich noch institutionell, objektiv, sakramental, während dem abendländischen Liberalismus nur „heilig" gilt, was als heilig empfunden und erstrebt wird. Wo immer ein merkwürdiger, aber konsequenter „Kantianismus" nicht mehr Gott, sondern den Menschen als jenes Prinzip betrachtet, das irgendein Heiliges eben als „heilig" konstituiert, kann auch die Ehelosigkeit und Enthaltsamkeit des katholischen Priestertums nicht mehr „gründlich", d. h. aus ihrem letzten, innersten Grund verstanden werden.

Ähnlich steht es mit der Verpflichtung des Majoristen zum *Breviergebet.* Nach den seelischen Bedingungen der „Aufmerksamkeit" dürfte es ganz ausgeschlossen sein, daß der brevierbetende Kleriker jedes Wort der Psalmen, Lesungen und der sonstigen Texte „versteht", daß er jeden dieser fremden Texte in fremder Sprache und nicht tadelloser Textgestalt aus eigener Seele heraus nachformen, mit stets gleich rein schwingender Andacht ausfüllen kann. Das verlangt auch die Kirche nicht. Man könnte nun freilich fragen: Hat es Sinn, wenn sie dann die äußerlich korrekte „Persolvierung" eines „Officium", einer kirchenrechtlich genau umschriebenen Pflicht, verlangt? Stellt sie damit nicht das Lippengebet über das Gebet des Herzens, das Quantum über die Qualität, die Formel über den freiwehenden Geist? Verständnis für solch ein pflichtmäßiges, amtliches Gebet ist

liturgie.de

dem religiösen Individualismus nicht abzuringen. Wo aber die Gemeinschaft vor Gott als das Primäre gegenüber dem einzelnen Frommen erfaßt wurde, wie schon im alttestamentlichen Tempel, wie in der Urgemeinde zu Jerusalem, dort findet sich auch das Stundengebet„wie aus einem Munde".

Der Erteilung höherer Weihen geht jeweils eine feierliche Anrufung aller Glieder des geheimnisvollen Leibes Christi voraus, daß sie für den Erwählten beim Herrn eintreten: die Allerheiligenlitanei, bei welcher der Altardienst kniet, die Ordinanden aber am Boden liegen. Gegen das Ende der Litanei hin wird Gott angerufen, diese seine Erwählten zu segnen, zu heiligen und sich zuzueignen. Wiederum wird die große paulinische Lehre von der Kirche bei der Dienstanweisung an die Subdiakone angezogen: Der Altar ist Christus selbst, die Altartücher aber bedeuten die Glieder Christi, nämlich die mit Herrlichkeit bekleideten Heiligen Gottes. Sodann wird ein leerer Kelch mit leerer Patene darauf zur Berührung dargeboten, außerdem ein Teller mit Wein- und Wasserkännchen und Handtuch. Der Neugeweihte wird mit Schultertuch, Manipel und Levitenrock bekleidet, worauf er das Epistelbuch berührt, aus dem er im Fortgang der Weihemesse die Epistel erstmals zu verlesen hat. Heutzutage ist es ganz ungewöhnlich, wenn ein Subdiakon auf seinem Weihegrade verbleibt, wie es etwa bei dem berühmten Altmeister der Beuroner Kunstschule, Pater Desiderius Lenz, der Fall war.

Bis in unsere Tage kam es dagegen nicht allzu selten vor, daß die Inhaber von Kardinaldiakonien auch tatsächlich *Diakone* blieben, so der Staatssekretär Pius des Neunten, Antonelli. Das Diakonat ist apostolischen Ursprungs und

liturgie.de

sakramentalen Charakters. Zur Entlastung der Apostel wurden in der Urgemeinde sieben Männer besten Namens durch Handauflegung für den Dienst „an den Tischen" (Apg. 6, 2) geweiht, für Armenpflege, Besorgung der Liebesmahle, Austeilung der Eucharistie, Handreichungen am Altar, Predigten und Taufen. So vielgestaltig waren ihre Aufgaben, daß sie noch im 5. Jahrhundert „Auge, Ohr, Mund und Hand, Herz und Seele des Bischofs" genannt werden konnten. Einzelne Männer aus diesem Stand werden in der Kirche nie vergessen werden, St. Stephanus und St. Laurentius vor allen. Mit feinem Takt wird die Feierlichkeit der Ordination von Stufe zu Stufe erhöht. Der Bischof vergewissert sich nunmehr durch eine Frage an den Archidiakon, der die Kandidaten vorstellt, ob diese „würdig" sind der Bürde des neuen Amtes, worauf er die Dienste der „Mitarbeiter" und „Mitausspender des Leibes und Blutes des Herrn" erklärt. Nach der Litanei fordert er Klerus und Volk zum Mitbeten auf. Tief greift jetzt die Kirche in den Schatz ihrer gewaltigsten Betweisen. Innerhalb einer erhabenen Präfation erfolgt die Auflegung der rechten Hand auf das Haupt jedes Kandidaten. Anschließend empfängt dieser die Stola als Abzeichen des Amtes „aus der Hand Gottes", die Dalmatika als „Gewand des Heiles und der Freude" und als „Panzer der Gerechtigkeit", zuletzt das Evangelienbuch, aus dem er nach einem Fürbittgebet, das ihm den Erzmartyrer Stephanus zum Vorbild gibt, das Evangelium der Tagesmesse liest. Die meisten dieser Texte sind ehrwürdigsten Alters, die Riten etwas jünger. Wie der Subdiakon Diener des Diakons, so ist dieser selbst Diener des Priesters. Im heutigen Hochamt vereinigen sie sich zur mystischen Dreizahl.

liturgie.de

9. Die Priesterweihe

(Fronleichnams-Sonntag)

Daß Friedrich Heiler, aus katholischer Tradition herkommend, in seinem Frühwerke: „Das Gebet" den Satz schreiben konnte: „Das Opfer ist immer eine Niveausenkung der Religion", war gänzlich unfaßbar. Dem katholischen Volksempfinden bedeuten ja „Priester" und „Opfer" eine untrennbare Korrelation seiner heiligsten Begriffe. Das katholische Volk empfindet es als die zugleich erschütternde und beglükkende Höchstleistung *seiner* Hingabe an Gott, wenn es aus seiner Mitte dem Allerhöchsten einen *Priester* stellt, wenn ihm dann dieser, von der Kirche angenommen und, neugeweiht, gewissermaßen vom Himmel zurückgeschenkt wird, damit er nun, „um der Menschen willen" Priester geworden, seinem Volk sich selbst verschwendend diene und die Fülle des himmlischen und irdischen Segens ihm vermittle. Wenn sich je einmal Blut im Blute, Geist im Geiste freudig wiedererkennt, dann ist es dort der Fall, wo gläubiges Volk zu einer Priesterweihe und zum Erstlingsopfer der Neugeweihten zusammenströmt, „ein heiliges Volk Gottes" (1. Petr. 2, 9). Man darf wohl sagen, daß keine liturgische Feier tieferen Eindruck auf den Beschauer macht als die *Ordination* neuer *Priester*.

Das Konzil von Trient lehrt gegen die Reformatoren, die in dem „presbyter", wörtlich: dem Ältesten, einen in der Gemeinde hochgeschätzten Laien oder Charismatiker ohne Amtsgewalt sahen: „Es gibt im Neuen Bunde ein sichtbares, äußeres Priestertum mit der Gewalt, den wahren Leib und das Blut des Herrn zu konsekrieren und aufzuopfern sowie Sünden zu vergeben und zu behalten" (s. 23, can. 1).

liturgie.de

Die früheste *Geschichte* des Presbyterates ist freilich nicht leicht darzustellen, da in der nachapostolischen Zeit die Presbyter zumeist nicht selbständig handelnd auftreten, sondern als kollegialer Beirat des Ortsbischofs amtieren. Auch die Landgeistlichen werden den Stadtbischöfen als „Landbischöfe", sog. „Chorbischöfe" gegenübergestellt. Erst im Verlauf des 3. Jahrhunderts begegnen uns Priester als Leiter von Gemeinden, die auch allein das hl. Opfer darbringen. Noch in den neubekehrten Ländern diesseits der Alpen erhielt sich Amt und Name der Chorbischöfe. Da aber die Reformatoren auch das hierarchische Bischofsamt entgegen zahlreichen Zeugnissen der Schrift und der Väter leugneten, hatte die Tatsache, daß anfangs der Unterschied zwischen Bischofs- und Priesterfunktion nicht scharf kenntlich ist, keine sonderliche Bedeutung für die Abwehr ihres Radikalismus, der aus dogmatischen Vorurteilen, nicht aus historischen Urteilen stammte.

Der *Ritus* der Bischofsweihe und der Priesterweihe haben heute noch einheitlichen Aufbau: Den Weiheakt eröffnet eine feierliche Einladung zum Gebet für die Weihekandidaten, das in Form einer *Litanei* verrichtet wird. Wesentlich für das Sakrament ist sodann die *Handauflegung* des Bischofs, verbunden mit einem zweifachen Gebet: einer *Kollekte* und einer *Präfation*. Die folgenden *Salbungen* sind gallikanischen, die Überreichung der *Instrumente* germanischen Ursprungs. Die sog. „*Konzelebration*" des Neugeweihten mit dem weihenden Bischof ist jüngerer Brauch, wenngleich sie die uralte Übung einer „kollegialen" Feier der Eucharistie wieder aufgreift. So bildete sich im Laufe der Zeit ein sinnvolles Ganzes heraus, das mit einer Fülle sym-

liturgie.de

bolischer Handlungen die Fülle der priesterlichen Gewalten anschaulich macht.

Eingeleitet wird die Priesterweihe durch eine *Volksbefragung* um die Würdigkeit der Kandidaten, die heute eine praktische Bedeutung kaum mehr gewinnt oder auch nur beansprucht. Ehedem wurden jedoch die Kandidaten entweder vom Volk selbst vorgeschlagen oder durch Akklamation als würdig anerkannt. Als sich Augustin alt fühlte, versammelte er Klerus und Volk von Hippo am 26. September 426 in der Bischofskirche, um ihnen den Priester Eraklius für seine Nachfolge zu empfehlen. Das Volk gab laut seine Zustimmung, mußte diese jedoch fünfundzwanzigmal wiederholen, bis sich Augustin zufrieden gab. Im Protokoll ließ er den Wortlaut und die Zahl der Zustimmungsrufe genau festhalten. Dieser Brauch, die Kandidaten dem Volke öffentlich vorzustellen, erhielt sich bis ins hohe Mittelalter. Gelegentlich mag tatsächlich Einspruch erfolgt sein.

Heute wird die Würdigkeit der Kandidaten auf Grund tridentinischer Vorschriften geprüft, so daß dieser Rest frühchristlicher Demokratie, diese Spezialform der Anerkennung des „allgemeinen Priestertums" nur mehr ideell bedeutungsvoll ist. Die Ansprache an das Volk beginnt mit den Worten: „Der Lenker eines Schiffes und dessen Insassen haben das Interesse an ihrer Sicherheit und die Furcht um sie gemeinsam. Darum müssen ihre Überzeugungen sich treffen, wie ihre Sache dieselbe ist." Sie stellt ferner fest, „daß man einem Geweihten lieber Gehorsam leistet, wenn man selbst seine Weihe zuvor gebilligt hat" und daß man „das Gutachten vieler" einholen muß, damit die Zu- oder Abneigung einzelner nicht verhängnisvoll werde. Nachdem pro forma

liturgie.de

eine Pause eingelegt wurde, wendet sich der Bischof an die Ordinanden, um sie über die priesterlichen Pflichten: Opfern, Segnen, Vorstehen, Predigen und Taufen zu *unterrichten*, wobei er die 70 Ältesten des Volkes Israel und die 72 Jünger des Herrn als Vorbilder heranzieht. Er vergißt über der äußeren Pflichtenanweisung nicht die Mahnung: „Bildet selber nach, was ihr verrichtet, indem ihr nicht bloß das Todesgeheimnis des Herrn feiert, sondern auch mit allem Fleiß eure Glieder abtötet für die Laster und bösen Begierden!"

Mit der langen Albe bekleidet, strecken sich während der *Litanei* die Kandidaten auf dem Boden aus. Hernach knien sie zu zweien vor den Bischof hin, der stillschweigend einem jeden *beide Hände aufs Haupt legt.* Sodann tritt jeder der anwesenden Priester ebenfalls herzu, um dem Kandidaten seine Hände aufzulegen. Schließlich bildet die ganze Priesterschaft einen Kreis, wobei jeder den rechten Arm ausgestreckt hält. Hat nun der Bischof sein Werk vollendet, so breitet er über die Gesamtheit der Ordinanden beide Arme aus und spricht das *Weihegebet:* „Erhöre uns, wir bitten dich, unser Herr und Gott, und gieße auf diese deine Diener den Segen des Heiligen Geistes und die Kraft der priesterlichen Gnade aus, damit du ihnen, die wir dem Auge deiner Huld zur Weihe vorstellen, immerdar mit der Fülle deiner Schenkung nahebleibest!" Dann weitet sich die Fürbitte zur Form eines „Eucharistischen Gebetes", eines *Präfationsgesanges* an den „Urheber aller Ehrenämter und Austeiler aller Würden", der die Gnadenordnung ebenso wie die Naturordnung weise abgestuft hat. Handauflegung und Gebet zusammen sind der in den Pastoralbriefen des hl. Paulus (1. Tim. 4, 14;

liturgie.de

5, 22; 2. Tim. 1, 6) bezeugte Vollzug der Weihe, Materie und Form des Sakramentes. Alles folgende hat nur integrierenden Charakter. So die *Bekleidung* mit der Stola, die über der Brust des Priesters gekreuzt wird, während sie der Diakon wie eine Adjutantenschärpe, der Bischof aber zum Zeichen des Vollbesitzes geistlicher Gewalt gerade herunterhängend trägt. So auch die *Salbung* der beiden Hände erst in Kreuzesform, dann über die ganzen inneren Handflächen hin, wozu Katechumenöl verwendet wird, „damit alles, was sie segnen werden, gesegnet sei, und alles, was sie weihen werden, geweiht und geheiligt sei im Namen unseres Herrn Jesu Christi". So auch — entgegen der Lehrmeinung des Mittelalters — die *Darreichung* der Werkzeuge, eines Kelches mit Wein und Wasser und einer Patene mit daraufliegender Hostie, die von den Worten begleitet ist: „Empfange die Gewalt, Gott das Opfer darzubringen und Messen zu feiern sowohl für die Lebendigen wie für die Verstorbenen im Namen des Herrn!"

Sodann wird die Meßfeier fortgesetzt. Nach Lesung des Opferungsverses nimmt der Bischof, vor der Mitte des Altares sitzend, aus den Händen der Neugeweihten deren *Oblation*, eine brennende Kerze, entgegen. Nunmehr *lesen* alle Neugeweihten im Einklang mit der Stimme des Bischofs die Meßtexte, auch die Worte des Kanons und der Wandlung, *laut mit*, um nach der Kommunion des Bischofs den Leib des Herrn als die Frucht ihres Mitopfers zu empfangen. Nach der *Kommunion* wird ihnen ein *Trunk* nichtgeweihten *Weines* gereicht. Tief dringt in die Seelen, was nunmehr der Heiland durch den Mund des Bischofs versichert: „Von jetzt ab nenne ich euch nicht mehr meine Diener, sondern

liturgie.de

meine Freunde. Ihr habt ja alles erkannt, was ich in eurer Mitte gewirkt habe."

Der Abbetung des *Apostolischen Glaubensbekenntnisses*, in dem alle priesterliche Predigt zusammengefaßt ist, folgt eine symbolische Übertragung der *Sündenvergebungsgewalt*, indem der Bischof nochmals jedem Neugeweihten beide Hände aufs Haupt legt mit den Worten: „Empfange den Heiligen Geist; denen du die Sünden nachlassen wirst, denen werden sie nachgelassen, und denen du sie behalten wirst, denen sind sie behalten." Zum Zeichen, daß nunmehr all ihre Vollmachten zu Ausdruck und Übergabe gelangt sind, *entfaltet* der Bischof das *Meßgewand* des Neupriesters, dessen Rückenteil bis dahin eingeschlagen war. Schließlich legt jeder Ordinierte gleich einem Lehensvasallen seine gefalteten Hände in die Hände des Bischofs, um ihm und seinen Nachfolgern Ehrerbietung und Gehorsam zu *versprechen*, worauf er den *Friedenskuß* der Aufnahme in die Gefolgschaft empfängt. Das Ende der ganzen Feier bilden eine *Ermahnung*, die Riten der Meßfeier von wohlunterrichteten Priestern genau zu erlernen, ehe der Neugeweihte selbst zur Darbringung des hl. Opfers schreitet, weiterhin ein feierlicher *Segen*, ein letztes *Fürbittgebet* und in einer *Schlußermahnung* die Verpflichtung zur Lesung dreier hl. Messen, einer vom Heiligen Geiste, einer zu Ehren der seligsten Jungfrau und einer dritten für die Verstorbenen, wobei jedesmal des Bischofs gedacht werden soll.

Vom Weihealtar weggetreten, tragen die Neupriester gleich den vom Herrn ausgesandten Jüngern ihren *Segen* in alle Häuser und Herzen (Lk. 10, 5). Das christliche Volk läuft sich auch heute noch „ein Paar neue Stiefel durch" um diesen

liturgie.de

Segen, eins in Glauben, Liebe und Verehrung mit dem großen Ambrosius, der einmal sagte: „Wo sollen wir Christum suchen? Im Herzen des verständigen Priesters!"

10. Die Bischofsweihe

(3. Sonntag nach Pfingsten)

Die großartige Liturgie der Bischofsweihe entspricht derjenigen der Diakons- und der Priesterweihe. Gleich diesen besteht er aus römischen, gallikanischen und germanischen Bauelementen sehr verschiedenen Alters. Apostolischen Ursprungs und wesentlich für das Sakrament ist auch hier die *Handauflegung*. Schon das erste Allgemeine Konzil zu Nicäa 325 bestimmt, daß diese durch *drei Bischöfe* vorgenommen werden soll. Damit kommt zum Ausdruck, daß die Gesamtkirche am Gedeihen der Einzelgemeinden interessiert ist, und daß ein hierarchisches, nicht ein demokratisches Prinzip die Einheit der Kirche konstituiert. Doch war ein gesundes Teil Demokratie und „Dezentralisation" ebenso deutlich gewahrt, wenn Klerus und Volk des Einzelsprengels bei der *Wahl* des neuen Bischofs zusammenwirkten: „Niemand darf geweiht werden, wenn er nicht durch die Prüfung und das Zeugnis des Volkes bewährt ist", verlangt Kanon 20 einer Synode von Hippo (393). Wie es bei einer solchen Wahl zugehen konnte, zeigt uns die Geschichte der Designation des Ambrosius, den eine Kinderstimme vorschlug. Zumeist dürfte der *Vorschlag* vom Bischof der Gemeinde oder vom Metropoliten ausgegangen sein. Über die Wahl wurde ein Protokoll (Decretum) verfaßt, das dem Bischof vorgelegt werden mußte, den man um Vornahme der Weihe bat. Später

liturgie.de

entwickelten sich staatliche Vorschlagsrechte und Wahlrechte der Domkapitel. In neuester Zeit hat der Heilige Stuhl diesen und auch den periodisch von jedem Bischof einzureichenden Vorschlagslisten gegenüber weitgehende Freiheit. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß das geltende Recht alle menschlich erreichbare Gewißheit über die Fähigkeit und Würdigkeit der Kandidaten sichert. Ein *Examen* über Glauben und Sitten ging allzeit der Konsekration voraus. Ein solches fand ehedem zu Rom am Vorabend statt, in Gallien am Morgen des Weihetages selbst, vielfach auch ein zweifaches, am Vorabend und am Morgen. Im heutigen Ritus ist nur das letztere beibehalten. In alter Zeit mußte der Erwählte *schwören*, daß er keines der vier „enormen Verbrechen" begangen habe, qualifizierte Unzuchtssünden. Ein ähnlicher Eid hat auch im gegenwärtigen „Informationsprozeß" seine Stelle. Gefragt wurde weiter nach dem Bestand der Heiligen Schriften, der vom Erwählten seiner Lehrverkündigung zugrundegelegt wird, außerdem nach seiner Kenntnis der kirchenrechtlichen Canones. Aus den Paulusbriefen an Titus und Timotheus wird ihm der Sittenspiegel vorgehalten.

Noch im 9. Jahrhundert war der römische *Ritus* der Bischofsweihe sehr einfach. Nach dem Evangelium der Papstmesse wurde der Erwählte eingeführt mit der Formel: „Unsere Bürger haben sich diesen als Hirten erwählt. Lasset uns daher für diesen Mann beten, daß ihm der allmächtige Gott die Gnade seines Geistes eingieße, und daß er würdig erfunden wurde zur Leitung der bischöflichen Cathedra." Darauf sangen die Kantoren die Litanei. „Hierauf tritt der Erwählte mit gesenktem Haupt an den Altar heran. Der

liturgie.de

Papst aber legt die Hand auf sein Haupt und spricht eine Oration nach der Weise der Kollekte, eine zweite in der Singweise der Präfation, dabei sitzt der Papst auf einem Stuhl. Er aber küßt dessen Fuß und wird zum Friedenskuß zugelassen, und damit ist seine Konsekration beendet."

Gegenwärtig steht am Beginn der heiligen Handlung die Verlesung des „Mandatum apostolicum", eines speziellen päpstlichen *Auftrages* an den konsekrierenden Bischof, die Weihe vorzunehmen, sodann die Leistung des *Treueides* und das *Examen*. Die eigentliche Weihe eröffnen eine Erinnerung an die bischöflichen Pflichten, eine Einladung an die Anwesenden, für den Erwählten zu beten und die Allerheiligenlitanei. Hierauf folgt der eigenartige, aber altehrwürdige Brauch, dem Erwählten das geöffnete *Evangelienbuch* auf Nacken und Schultern zu legen zum Zeichen, daß er sich dem göttlichen Wort zu beugen und die Last seiner Verkündigung zu tragen habe. Das Buch symbolisiert dabei die Gegenwart des Herrn selbst. Nun *legen* die drei Bischöfe ihm gleichzeitig *die Hände aufs Haupt* mit den Worten: „Empfange den Heiligen Geist!", worauf der Konsekrator die *Weihekollekte* spricht und die *Weihepräfation* singt, in der mit der „Vollendung im Dienste" und dem „Schmuck der ganzen Herrlichkeit" die Heiligung durch den „Tau der himmlischen Salbung" auf den neuen Bischof herabgefleht wird.

An dieser Stelle wird die *Salbung* des mit einer Stirnbinde umwundenen Hauptes eingeschaltet. Sie soll den Bischof als „Haupt" nach dem Vorbild Christi charakterisieren, der in der Synagoge seiner Heimatstadt das Isaiaswort (61, 1; Lk. 4, 18) auf sich bezog: „Der Geist des Herrn ist über mir, darum hat er mich gesalbt". Diese Handlung begleitet tief-

liturgie.de

sinnig der Gesang des „Veni Creator Spiritus". Die wieder aufgenommene Präfation wünscht, daß diese Salbung des Hauptes dem ganzen Leib zufließen solle, wie von Christus her die Gnade in alle Glieder des mystischen Leibes ausströmt. Im Dienst an der Wahrheit und der Wiederversöhnung solle dies geschehen. Seine Macht aber sei dem Bischof zum Aufbau, nicht zur Zerstörung verliehen, und Gott selbst solle seine Kraft sein. Daher stammt die Berechtigung zu dem furchtbaren Wort: „Wer ihm flucht, der sei verflucht; wer ihn segnet, werde überreich gesegnet!" Das Herabsteigen der Salbung wird nun sinnfällig dargestellt in einer *Salbung* der *Hände* mit dem heiligsten der Öle, dem Chrysam; dazu wird es wörtlich ausgedeutet in dem innigen Psalm 132: „Siehe, wie gut es ist und wie köstlich, wenn Brüder in Eintracht zusammenwohnen, so wie die Salbe auf dem Haupte herabfließt in den Bart, den Bart Aarons, und weiterfließt bis auf den Saum seines Kleides, so wie der Tau des Hermon niederfällt auf den Sionsberg, auf den ja der Herr Segen sendet und Leben bis in ewige Zeiten." E. Eichmann nimmt an, daß diese Salbung des Bischofs der schon im 7. Jahrhundert in Spanien üblichen Salbung der Könige nachgebildet wurde.

Germanischen Ursprungs ist die nun folgende Übergabe des *Stabes* als Zeichen der Hirtenpflicht, des *Ringes* als Zeichen der Treue und des *Evangelienbuches* an den Neugeweihten, der dem Konsekrator *konzelebriert* und bei der Opferung seine *Naturaloblation* darbringt. Diese besteht aus zwei Kerzen, zwei Broten und zwei Fäßchen Weines, deren eines vergoldet, deren anderes versilbert, jedes aber mit den Wappen des Weihenden und des Geweihten verziert ist. Zum Ende der

liturgie.de

Messe werden die *Mitra* und die *Handschuhe* überreicht, worauf die *Inthronisation* auf die bischöfliche Cathedra erfolgt. Während des Tedeum-Gesanges schreitet der Neugeweihte, begleitet von den drei älteren Amtsbrüdern, *segnend* durch die Kirche. Den Abschluß der Zeremonien bildet die „*Akklamation*", bei welcher er dem Konsekrator, dreimal niederkniend, in immer höherem Ton „Ad multos annos" zusingt. Diese Akklamation ist ein Beispiel für die vielen, ehedem in Staat und Kirche üblich gewesenen sog. „Polychronien", ein sympathischer Nachglanz byzantinischer Herrlichkeiten.

11. Die Eheschließung

(4. Sonntag nach Pfingsten)

Alle Völker der Erde umgeben den Abschluß der Ehe mit irgendeinem, zuweilen sehr reichen Zeremoniell. Dieser Brauch liegt schon in der Bedeutung des neuen Lebensbundes für das Menschenpaar wie für die ganze Volksgemeinschaft begründet, noch tiefer aber in dem ebenso erschreckenden wie beglückenden Geheimnischarakter des Geschlechterbundes. Dieser wird von jedem unverbildeten und unverdorbenen Gemüt als „heilig" empfunden, wie ja die Ehe als Teilnahme am Schöpferwirken Gottes in Wahrheit grundheilig ist. Seit nun Christus der Herr die Ehe zur paradiesischen Einheit und Reinheit zurückgeführt hat, seit Paulus ihr großes „Mysterium" darin aufwies, daß sie ein sakramentales Abbild, eine reale „Repräsentation", d. h. Gegenwärtigsetzung des Bundes Christi mit seiner Kirche ist, seitdem wurde der Abschluß des Vertrages, in dem die Ehe wesentlich besteht, erst recht mit religiöser Weihe umgeben.

liturgie.de

Freilich hat erst das Tridentinum die Gültigkeit des Ehevertrages davon abhängig gemacht, daß er vor dem zuständigen Pfarrer und zwei Zeugen geschlossen wird. Bis dahin konnte die christliche Ehe auch ohne Mitwirkung der kirchlichen Autorität rechtskräftig eingegangen werden. Doch galt es schon in der frühen Christenheit als Verstoß gegen kirchliche Zucht und religiöses Empfinden, so formlos in das Heiligtum einzutreten. In der Regel wurde jedes Ehevorhaben dem Bischof anvertraut und seiner Billigung unterstellt. Vielfach wurden dabei „Ehetafeln" abgefaßt, die mit dem namentlichen Vertrag einen kurzen Pflichtenspiegel verbanden. Diese Tafeln wurden vom Bischof unterzeichnet und öffentlich verlesen. Auf diesen Verlobungspakt folgte eine längere Wartezeit, um dem Mann die künftige Gattin heißbegehrt und darum besonders schätzenswert zu machen. Die Eheschließung erfolgte sodann während des Gemeindegottesdienstes. Ein Brautführer stellte das junge Paar dem Bischof vor. Am Opfergang beteiligte sich dieses mit einer besonderen Spende. Zum Schluß empfing es den Segen in Form einer eigenen Fürbitte. Selbst der herbe Tertullian findet für diese Weise der Eheschließung begeisterte Worte: „Wie soll ich nur hinreichend das Glück eines Ehebundes schildern, den die Kirche fügt, den das Opfer bekräftigt, die Segnung besiegelt, den Engel ausrufen und der himmlische Vater genehm hält?" Althergebrachte Sitten, wie die Übergabe eines Ringes, die Zusammenfügung der Hände, Erteilung des Kusses oder Verschleierung des Paares blieben auch im Christentum erhalten. Selbst die Bekränzung der Häupter blieb gegen Tertullians Einspruch in Übung. Aber alle diese Gebräuche, der kirchliche Segen eingeschlossen,

liturgie.de

schufen nicht das Sakrament. Dieses wird unter Getauften einzig und allein begründet durch denselben *Konsens* oder *Kontrakt*, der unter Ungetauften das Wesen der Naturehe konstituiert. Wie aber dieser Kontrakt die staatliche Ordnungsgewalt interessieren wird, so hat auch die Gemeinschaft der Getauften, die hl. Kirche, das Recht, ihre Anerkennung des Vertrages an bestimmte Bedingungen zu knüpfen, seine rechtliche Gültigkeit und sittliche Erlaubtheit von solchen Bedingungen abhängig zu machen. Die Meinung der Reformatoren, die Ehe sei „ein äußerlich weltlich Ding", ein Stand nicht anderer Art „wie Obrigkeit und Magistrat", entstand aus einem neuen Sakramentsbegriff, der sich auf die frühchristliche Praxis nicht berufen konnte. Die reformatorische Schätzung der Ehe kennt darum vielerlei Stufen von einem sehr kräftigen Naturalismus bis zur dringlichsten Forderung, „Gottes Gebot" zu erfüllen und „Gottes Werk" zu schaffen, wenn anders man „mit gutem Gewissen leben und mit Gott fahren will."

Wenn heute der Priester zuerst das beiderseitige Ja-Wort der Brautleute erfragt und *entgegennimmt*, dann die Brautleute *zusammengibt*, so sind ihm diese beiden Funktionen durch germanisches Verlobungs- und Trauungsrecht im Laufe der Zeiten zugefallen. Ursprünglich wurde nach deutschem Recht der Verlobungsvertrag nicht zwischen Braut und Bräutigam, sondern zwischen dem Vater bzw. Vormund der Braut und dem Bräutigam abgeschlossen. Ebenso bestand die „Trauung" darin, daß dieser „geborene Vormund" die Braut dem Bräutigam übergab. Es wirkte hier die frühe Übung des „Frauenkaufes" nach. Die Kirche beanspruchte in dieser Zeit keine aktive Miwirkung am Eheabschluß, doch

liturgie.de

wohnten die Neuvermählten der Brautmesse bei und empfingen den priesterlichen Segen. Seit dem 12. Jahrhundert konnte statt des gesetzlichen Vormundes irgendein Freund um Vornahme der Trauung angegangen werden. Hier lag es nun nahe, den Priester heranzuziehen, der dann an einer Kirchentüre die Brautleute zusammengab. Diesem Brauch verdanken wir die vielen reich und sinnvoll geschmückten Brauttore an großen Gotteshäusern des Mittelalters. Die heute noch übliche *Trauungsformel* aus dem Ende des 15. Jahrhunderts vereinigte die römische Rechtsauffassung, nach der die Ehe durch den Konsens geschlossen wird, mit der germanischen, daß sie durch Antrauung, Übergabe der Brautleute aneinander entsteht. Daß symbolische Handlungen, wie Überreichung eines Ringes, Zusammenfügung der Hände u. ä., im germanischen Empfinden schier noch bedeutungsvoller waren als im römischen, versteht sich von selbst. Bis in die nüchterne Gegenwart herein haben sich ja gerade in katholischen Teilen Deutschlands die reizvollsten urväterlichen Gebräuche beim Eheabschluß erhalten, die alle nicht gänzlich profan bleiben wollten, sondern irgendwie Zusammenhang mit kirchlicher Segnung suchten.

Der Eheschließung geht nach geltendem Kirchenrecht ein öffentliches *Aufgebot* voraus, das den Zweck hat, etwaige Ehehindernisse rechtzeitig der Kirche zur Kenntnis zu bringen. Die Brautleute werden dann zum „*Brautexamen*" vorgeladen, das jedoch, wenigstens in Städten, den Examenscharakter längst verloren hat und nur mehr eine kurze Einführung in die katholische Glaubens- und Sittenlehre bezüglich der Ehe darstellt. Der *Trauungsakt* selbst besteht wesentlich darin, daß der Pfarrer oder ein von ihm eigens bevoll-

liturgie.de

mächtigter Priester in je dreimaliger Frage an den Bräutigam und an die Braut den Ehekonsens vor Zeugen erkundet und feststellt. Das beiderseitige Ja-Wort begründet den Ehevertrag und damit unter Getauften das Sakrament. Nur in den seltensten Fällen erlaubt die Kirche einem Katholiken die Ehe mit einer Ungetauften, oder umgekehrt, durch ausdrückliche Dispens vom Ehehindernis der Religionsverschiedenheit. Zur Bestätigung der geschlossenen Ehe stecken sodann die Vermählten einander die wechselseitig gesegneten *Ringe* an und reichen sich die rechte *Hand*. Der Priester erinnert sie an die eidesstattliche Bedeutung dieser Zeremonien, daß sie einander treu bleiben, liebreich einander unterstützen, unter keinem Vorwand einander verlassen sollen, daß ihre Liebe weder durch fremde Liebe noch durch gegenseitige Abneigung getrennt werden darf, bis der Tod sie einst scheidet. Sodann führt er die „*Kopulation*" zu Ende, indem er die ineinandergegebenen Hände mit der Stola umwindet und die Trauungsformel spricht, die mit geringfügigen Varianten seit dem frühen deutschen Mittelalter sich gleich blieb: „Die Ehe, die Sie hiermit im Angesicht der Kirche Gottes geschlossen haben, segne und heilige Gott der Herr, und ich, kraft der mir verliehenen Vollmacht, anerkenne, bestätige und segne sie im Namen der ungeteilten Dreifaltigkeit, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen." Dazu fügt er den Wunsch: „Gott gebe Ihnen Gnade und Segen" und ein Fürbittgebet, ehe er die Paramente nimmt, um die *Brautmesse* zu lesen. Da schon im heidnischen Rom der Eheabschluß durch ein Opfer geheiligt wurde, kann es nicht wundernehmen, daß schon um 500 sogar die Texte der Brautmesse festgelegt waren, die noch heute im Meßbuch

liturgie.de

stehen. Nach dem Paternoster und vor dem letzten Segen werden eigene *Segensgebete* über die *Braut* gesprochen, deren Tradition bis ins 2. Jahrhundert zurückgeht. Die letzte christliche Sinnfülle ist gegeben, wenn die Neuvermählten sich dabei auch durch den Empfang des Himmelsbrotes verbinden.

Leider können auch die äußerste Sorgfalt und die dringlichsten Mahnungen der Kirche nicht verhindern, daß mancher äußerlich korrekte Eheabschluß anfechtbar bleibt, wenn der Konsens wesentliche Mängel aufweist, z. B. der nötigen Freiheit von Furcht und Zwang entbehrt. So ergibt sich die Notwendigkeit kirchlicher *Ehegerichte*, deren höchstes die sog. Rota Romana ist. In mindestens zwei Instanzen wird durch strengstes Prozeßverfahren die Gültigkeit einer Ehe nachgeprüft, ehe gegebenenfalls der Anfechtung stattgegeben wird. Erfahrungsgemäß wird über solche „Annullierungen" viel gefabelt, daß z. B. Rang und Reichtum der Antragsteller irgendeine Rolle dabei spielten. Solchen Verdächten sei auch hier die Spitze abgebrochen mit dem Hinweis darauf, daß die kirchlichen Behörden selbst vom reichen Mann nur Schreibgebühren fordern. In jedem Falle ist schon die bloße Tatsache, daß auch die hl. Kirche ohne Ehegericht nicht auskommt, ein kräftiger Appell an alle Christen, an die Ehe nur mit dem Ernst heranzutreten, der der Wichtigkeit eines lebenslänglichen Bundes und der Heiligkeit eines Sakramentes entspricht. Der Reichtum der Liturgie will ja auch nichts anderes anzeigen, als daß „die rechten Ehen im Himmel geschlossen werden".

liturgie.de

V.
WEIHUNGEN UND SEGNUNGEN

1. Die Standesweihe der Jungfrauen, Mönche und Äbte

(5. Sonntag nach Pfingsten)

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß historische Forschung und besonders liturgie-geschichtliche Forschung wohl geeignet sind, jahrhundertelang umstrittene Unterscheidungslehren zwischen alter Kirche und reformatorischen Gemeinschaften einfacher und sicherer zu entscheiden, als dogmatische Spekulationen dies vermöchten. So ist es heute ausgemacht und allgemein zugestanden, daß die frühe Christenheit „*ständisch*" gegliedert war, daß ein Amtspriestertum aus dem allgemeinen „königlichen Priestertum" (1. Petr. 2, 9) aller Getauften sich heraushob und daß dieses Amtspriestertum nicht durch freies Geisteswalten, sondern durch sakramentale Ordination von Generation zu Generation weitergetragen wurde. Das könnte höchstens für die apostolische Zeit selbst bestritten werden, da wir aus den Angaben des Neuen Testamentes keine volle Klarheit über jede Einzelheit der hierarchischen Ordnung gewinnen. Es ist jedoch nur natürlich, daß diese Angaben den Adressaten und Zeitgenossen viel mehr besagten als irgendeinem Historiker späterer Zeit. Wenn z. B. liberale Forscher ein Ständeprinzip gerade im religiösen Bereich nicht gelten lassen wollen, ändert das nichts an der Tatsache, daß die frühesten Christen gerade in diesem Bereich ständisch zu denken gewohnt wa-

liturgie.de

ren, mochte nun der einzelne aus dem Judentum oder aus dem Heidentum gekommen sein. Für dieses ständische Denken ist nun nichts so bezeichnend, als daß neben der von Christus begründeten, durch das Weihesakrament stufenweise geschaffenen Hierarchie und neben dem sakramental erhöhten Naturstand der Ehe weitere ständische Erscheinungen durch die Kirche organisch herausgebildet und in einer den Sakramenten ähnlichen Weihe oder Segnung als solche charakterisiert wurden.

So bildete sich der *Stand* der gottgeweihten *Jungfrauen*, später der *Mönchsstand* heraus. Bis auf den heutigen Tag kennt die Liturgie sakramentähnliche Einführungszeremonien in diese Stände: Die Jungfrauenweihe, die Mönchsweihe, die Abtsweihe. Alle diese „Benediktionen" haben eine ehrwürdige Geschichte und tragen einen Hauch des frühchristlichen Glaubens- und Lebensheroismus in die gleichmacherische Neuzeit herüber.

In den Jahrhunderten der Verfolgung verblieben die *Jungfrauen*, die sich Gott weihten, in ihren Familien, später schlossen sie sich zu Genossenschaften zusammen. Ihre Hingabe an Gott aber wurde als Angelegenheit der ganzen Familie Gottes dadurch anerkannt, daß der Bischof ihr Gelübde entgegennahm und ihnen als Standesabzeichen den Schleier überreichte. Dieser Akt wurde schon früh „consecratio" genannt, was die Anerkennung einer inneren Qualität besonderer Gottzugehörigkeit und Ehrwürdigkeit und die Verleihung einer öffentlich-rechtlichen Stellung als Repräsentant der aufopfernden Gemeinde und der das Lebensopfer an Gottes Statt annehmenden kirchlichen Autorität ausdrückte. Daß gerade freigewählter Jungfräulichkeit

liturgie.de

scheue Ehrung und edler Dank wurde, versteht jeder Kenner des Seelenlebens der Völker, überhaupt jeder Mensch, der ein Sensorium für die feineren Schwingungen des Menschenherzens hat. Auch Martin Luther hat, nebenbei bemerkt, das Lob der Jungfräulichkeit gesungen, was weniger bekannt ist als manche seiner grobkörnigen Äußerungen, die allzu bekannt sind.

Selten wird heute ein Laie Gelegenheit haben, einer kirchlichen *Jungfrauenweihe* beizuwohnen, die, fern aller Sentimentalität, ergreifend zum Gemüte spricht. Mit brennenden Kerzen treten da die Himmelsbräute vor den Bischof und singen die Bitte aus dem 118. Psalm: „Nimm mich auf, o Herr, nach deinem Wort, damit jegliche Ungerechtigkeit nicht Herr werde über mich!" Sodann legen sie, nach deutschem Rechtsgebrauch, ihre Hände in die des Bischofs, um die Jungfräulichkeit zu geloben.

Die eigentliche Weihe enthält sodann alle Riten, die wir bereits von der Liturgie der Ordinationen her kennen: Allerheiligenlitanei und Anrufung des Hl. Geistes, Segnung der Standestracht, Eucharistisches Weihegebet und Überreichung der Insignien: des Schleiers, des Ringes und des Kranzes, Bannspruch gegen Böswillige, Kerzenopfer und Kommunion, zuletzt Empfehlung der Nonne an die Äbtissin. Dabei begegnen uns die innigsten Gebete und Gesänge aus den Martyriumsberichten der hl. Cäcilia, Agnes u. a., von denen nur ein Beispiel gebracht sei, die Antiphon nach dem Empfang des Herrenleibes: „Honig und Milch habe ich aus seinem Munde empfangen, und sein Blut hat meine Wangen gerötet."

Mehr dramatisch, weniger lyrisch, stellt sich die Feier der

liturgie.de

Mönchsweihe dar. An Stelle der Litanei wird über den zur Entsagung gegenüber der Welt Bereiten der 50. Psalm gesungen. Seit der Barockzeit wird der Ernst des „Miserere" auch sinnbildlich betont, indem ein Bahrtuch über den am Boden Liegenden gebreitet und mit vier brennenden Leuchtern ein mystisches Grab angedeutet wird. Aus diesem erweckt ihn der Diakon mit dem Zuruf: „Steh auf, der du schläfst, erhebe dich von den Toten, und Christus wird dich erleuchten!" (Eph. 5, 14). Dieses Begrabenwerden und Wiedererstehen kennzeichnet die Mönchsweihe als eine zweite Taufe. Nach Verlesung der Profeßurkunde singt der Neuverpflichtete dreimal in steigender Tonhöhe einen Vers aus dem 118. Psalm: „Nimm mich auf, o Herr, nach deinem Wort, und ich werde leben, und laß mich nicht zuschanden werden in meiner Erwartung!" Darauf folgt ein Segensgebet um die Standestugenden und die Weihepräfation. Durch Handauflegung des Abtes wird der Mönch in die Gemeinschaft aufgenommen und von ihr anerkannt. Er empfängt den Friedenskuß vom Abt und empfiehlt sich in das Gebet der Brüder. Sodann wird er mit der geweihten Kukulle, dem faltenreichen Chormantel, bekleidet, dessen Kapuze mit drei Nadelstichen zugenäht wird. Zuletzt überreicht ihm der Abt das Brevier: „Sieh zu, daß du, was du mit dem Munde singst und mit dem Herzen glaubst, durch dein Tun aufweisest!" Darauf nimmt die Messe ihren Fortgang, der Neuprofesse empfängt das Brot der Gemeinschaft und einen eigenen Schlußsegen.

Wenn das Mönchstum in der Gegenwart noch als eine Erinnerung an die vom Hl. Geist mit besonderen Kräften und Einsichten begabten sog. „Pneumatiker" der Urkirche fort-

liturgie.de

besteht, so erinnert die *Abtweihe* daran, daß die alten Geistesmänner, die als Einsiedler oder Gemeinsiedler die Wüsten und Gebirge bevölkerten, selbst wieder „geistliche Väter" in ihren Reihen fanden und an die Spitze ihrer Kolonien stellten, die sie als Repräsentanten Christi verehrten und in der aramäischen Muttersprache des Herrn: „Abba", „Vater" anriefen. Es ergab sich von selbst, daß für die Amtseinführung eines neugewählten Mönchsvaters schon früh die Segenserteilung des Bischofs erbeten wurde. Bald gewannen die Äbte, dank der religiösen und kulturellen Bedeutung ihrer Klöster, selbst ein quasibischöfliches Ansehen, in Missionsgegenden auch die bischöfliche Weihe. Der Ritus ihrer Benediktion wurde demgemäß dem Ritus der Bischofsweihe immer ähnlicher und wie dieser immer reicher ausgestaltet. Wie der Konsekrator eines Bischofs zwei mitkonsekrierende Bischöfe zur Seite hat, so hat der zu benedizierende Abt zwei Äbte als Beistände. Die Zeremonie wird eingeleitet durch Verlesung der päpstlichen Bevollmächtigung, durch Ablegung eines Treueides und durch ein kurzes Examen. Die eigentliche Weihe beginnt damit, daß über den zu Boden Hingestreckten die sieben Bußpsalmen — diese zum Zeichen der Abkehr von der Welt — und die Allerheiligenlitanei gesungen werden. Darauf folgt eine altehrwürdige Präfation und die Handauflegung seitens des Bischofs. Weiteren Segensgebeten reiht sich die Übergabe der Instrumente, hier des Regelbuches, des Stabes und des Ringes an. Der Neugeweihte konzelebriert sodann, ohne aber die Wandlungsworte auszusprechen und ohne die Kommunion in Weinesgestalt zu empfangen. Die Naturaloblation bei der Opferung besteht auch hier in zwei Kerzen, zwei Broten und zwei

liturgie.de

Fäßlein mit Wein. Nach dem Schlußsegen werden die Mitra und die Handschuhe überreicht. Der Neugeweihte durchschreitet segnend seine Abteikirche, empfängt die Huldigung seiner Mönche und ruft dem Bischof dreimal das „ad multos annos" zu. Ein ähnlich alter und reicher Ritus ist bei der Weihe einer *Äbtissin* gebräuchlich. Auch hier knüpfte man an urkirchliche Vorstellungen an, wenn vor mehreren Jahren das Gedenkbildchen an die Weihe der Äbtissin von Herstelle an der Weser meldete, sie habe aus „den Händen" des Abtes von Maria Laach das „pneuma", den „Geist", empfangen.

2. Die kirchliche Leichenfeier

(6. Sonntag nach Pfingsten)

Namenweihe, Eheweihe und Totenweihe sollen als Sakramente einer „Deutschen Religion" neuester Planung bleiben. Es sprechen sich tatsächlich Urbedürfnisse der Menschennatur in solchen Feiern aus. Ja, vom religiösen Denken und menschlichen Fühlen der vorgeschichtlichen Menschheit hätten wir kaum irgendeine Kunde, sprächen nicht die stummen Gräber eine sehr beredte Sprache, die nicht nur ein „Gewesen" feststellt und mit einem „Genesen" tröstet, sondern auch Traum, Ahnung, Zuversicht, ungestüme Sehnsucht meldet: „Wir werden auferstehen!" Uns Christen hat der Herr sein Wort gegeben: „Ich werde euch erwecken am jüngsten Tage" (Joh. 6, 40). Darauf antwortet unser Glaubens- Ja nicht nur in Bewahrung unserer *Seele* für ein ewiges Leben, sondern auch in ehrfürchtiger Bergung des *Leibes*, nachdem er ausgedient hat, nachdem ihn Gottes Wille aus seinem Dienste an der Seele gnädig entlassen hat. Der gläu-

liturgie.de

bige Christ überantwortet den Leib aus Erde seinem alten Elemente, das ihn wieder haben will, um sein letztes Stäublein zu erhalten, bis die Neuschöpfung einstens wieder zusammenfügt, was die erste Schöpfung in dieser Zeitlichkeit zusammengegeben hatte. Wie der Leib bei der Taufe gewissermaßen in Christi Grab mit hinabstieg, so soll er auch alle Ehren empfangen, die Christi entseelte Hülle nach der Abnahme vom Kreuze erfuhr. Von Magdalena hatte Christus gesagt: „Sie hat ein gutes Werk getan, sie hat mich zum Begräbnisse bereitet" (Matth. 26, 12). Solches Lob wollten darum von jeher die Christen sich verdienen, wenn sie die Leiber der für den Glauben Getöteten und aller im Glauben Verstorbenen mit großen Feierlichkeiten bestatteten. Natürliche Pietät, christliche Caritas und dankbare Erinnerung an den Herrn wirkten zur Ausbildung der kirchlichen Leichenfeier zusammen. In ihr sah man ein gutes Werk, das der göttlichen Vorsehung wohlgefällig ist: „Es geht nicht einmal das bei Gott verloren", sagt Augustinus, „was man an Rücksicht und Sorgfalt entseelten Menschengliedern angedeihen läßt."

In seiner Jugend hatte Augustinus keine Möglichkeit gesehen, im Denken oder im Handeln den furchtbaren Dualismus zwischen Leib und Geist zu überwinden. Er hatte sich darum dem Manichäismus verschrieben, der ein böses Prinzip zum Schöpfer des Leibes sowie zum Widergott des guten Schöpfers des Geistes machte und alles Geschehen in Welt- und Menschenleben als der beiden aussichtslosen Zweikampf verstand. Seit er aber den Glauben gefunden hatte, der in der Epistel des 6. Sonntags nach Pfingsten (Röm. 6, 3, 11) ausgesprochen ist, daß nämlich der Leib der Sünde zugrunde

liturgie.de

geht, sobald der Mensch mit Christus zusammen ins Grab der Taufe gelegt ist, damit er, mit ihm zusammengewachsen im gleichen Bilde seines Todes, auch in der Ähnlichkeit seiner Auferstehung mit ihm zusammenwachse, seit dieser Leib aus Christi Erbarmen mit dem Brot, das für die Ewigkeit sättigt, gespeist worden war, seitdem wurde Augustin zum Lobredner auch des Leibes, der den Sünden gestorben ist. Er schreibt eine eigene Anweisung „Über die Sorge, die man den Toten erweisen soll", schreibt zarte Trostbriefe an Leidtragende und schildert uns mit ergreifender Innigkeit den Tod und das Begräbnis seiner Mutter, des ihm allernächsten Menschen. So lernen wir aus Augustins Werken die frühchristliche Leichenfeier umfassend kennen:

Sogleich *nach dem Tode* schließt einer der Naheverbundenen dem Toten Augen und Mund. Der Leichnam wird gewaschen und in reine Leinwand gehüllt, zuweilen auch mit kostbaren Gewändern bekleidet. Die antiken Sitten der Salbung und der Beigabe von Spezereien bleiben erhalten, wenn ihnen auch von frommen Christen ein besonderer Wert nicht mehr beigelegt wird. Nur die althergebrachte laute Totenklage steht nach Augustins Ansicht dem Christen, der an die Unsterblichkeit glaubt, nicht mehr an. So brachte er auch sein Söhnlein Adeodatus, das beim Tode der guten Großmutter in lautes Weinen ausgebrochen war, zum Schweigen. Er wollte, daß der laute Schmerz sich in die stillste Kammer flüchte. Die Christen hatten ja Besseres zu tun als zu klagen. Sie verbrachten die ganze Zeit bis zum Seelengottesdienst mit dem Absingen von Psalmen und Hymnen oder im fürbittenden Gebet. Am Sterbelager der Monika begann man mit dem 110. Psalm: „Von Barmherzigkeit und Gerechtig-

liturgie.de

keit will ich dir singen, o Herr." Der Priester und die Angehörigen wohnten der Überführung der Leiche zur *Begräbnisstätte* bei, die man in der Regel bei den Gräbern hochverehrter Märtyrer, am liebsten an ihren Gedächtniskirchen selbst, auswählte. Der Leichnam wurde dort entweder in eine Gruft versenkt oder in einem Sarkophag geborgen. Das Antlitz sollte gegen Osten, „von wo sich der Himmel erhebt", gerichtet sein. Besondere Prunkentfaltung betrachtete Augustinus mehr als Trost für die Lebenden, denn als Hilfe für die Toten. Auch wo das Klima eine Bestattung am Sterbetag selber notwendig machte, wurde das Gotteslob über dem Grab drei Tage lang fortgesetzt. Augustinus vergleicht diesen schönen Brauch der dreitägigen Trauer des Pelikans in der Sage, ehe er „seine eigene Brust aufreißt, um die getöteten Jungen durch sein eigenes Blut wieder zu erwecken". „Die Geheimnisse der Erlösung", das heißt die *Totenmesse*, brachte man entweder schon vor der Bestattung oder am dritten Tage dar, dann noch einmal am 7. Tage zur Erinnerung an den ewigen Sabbat, in den die Toten eingegangen sind, und immer wieder am Jahrestag der Geburt für das neue Leben. Schwer fiel es, das Volk der *Totenmähler* zu entwöhnen, die zwar durch Lesungen aus der Heiligen Schrift und durch Weihespenden, zum Beispiel durch Brotopfer an den Gräbern, verchristlicht worden waren, aber doch mancherlei Rückfall in unwürdiges Treiben mit sich brachten. „Das Opfer unseres Mittlers", Almosenspendung im Gottesdienst und Fürbittgebete der Gemeinde empfiehlt er als wirksame Hilfe für die Abgeschiedenen, was den Glauben an einen jenseitigen Reinigungsort selbstverständlich voraussetzt.

Wie das Menschenherz sich treu bleibt, haben auch die kirch-

liturgie.de

lichen Begräbnisriten seit eineinhalbtausend Jahren kaum eine Veränderung erfahren. Nach dem Eintritt des Todes wird das *Subvenite* gebetet: „Kommt herbei, ihr alle Heiligen, eilt herbei, ihr Engel Gottes, nehmt seine Seele auf und stellt sie dem Angesicht des Allerhöchsten vor!" Das *Läuten* einer Kirchenglocke meldet den Todesfall den Gläubigen. Nachdem der Leichnam einige Zeit im Sterbehaus verblieb, damit die Möglichkeit eines Scheintodes ausgeschlossen werde, will die Kirche, daß er in feierlicher Prozession der kerzentragenden Freunde unter dem Gesang des Miserere zur Pfarrkirche gebracht wird, was in romanischen Ländern heute noch gebräuchlich ist. In der *Kirche* wird der Sarg so aufgestellt, daß ein Priester, der ja das Volk vom Altare aus zu segnen gewohnt war, mit dem Angesicht gegen die Kirchentüre liegt, ein Laie aber, der vom Altare Segen empfing, mit dem Angesicht gegen diesen. Es folgt ein feierliches *Totenoffizium* mit Psalmen und Lesungen und die *Messe* mit dem Requiem-Introitus. Wo eine *Leichenrede* üblich ist, wird diese sodann von der Kanzel aus gehalten. Es sind noch manche Leichenreden der lateinischen und griechischen Väter erhalten, von denen jedoch nicht mehr auszumachen ist, ob sie wirklich vorgetragen wurden oder nur die literarische Form einer Lobrede hatten. Sie sind zumeist sehr umfangreich. Mit welch liebevoller Ausführlichkeit schildert etwa der heilige Ambrosius in zwei Reden die geistige Gestalt seines Bruders Satyrus, der uns daraus vertraut wird, als wären wir selbst mit ihm gewandert! Im allgemeinen dürfte eine solche Leichenrede nur für hochgestellte Personen gebräuchlich gewesen sein, und dann beschränkte sie sich vielfach auf die Anregung zum Fürbittgebet. Auch heute

liturgie.de

noch ist die Sitte nicht allen deutschen Diözesen gemeinsam, und ihr Wert ist umstritten, da es nicht leicht ist, der Wahrheit und der Liebe zugleich zu dienen. Innerhalb des Gotteshauses, bei der Leichenfeier von Priestern oder Staatsoberhäuptern z. B., wird sie den Grundcharakter der erbaulichen Lehrrede bewahren müssen, wie ihn die große Rede Massillons auf König Ludwig XIV. traf in ihren Eingangsworten: „Gott allein ist groß!" Der eigentlichen Beisetzung geht noch eine *Absolution* am Sarge voraus — bei kirchlichen Würdenträgern fünf Absolutionen —, deren Urpsrung wohl darin zu suchen ist, daß man sich versichern wollte, der Verstorbene sei im Frieden mit der Kirche, in voller Zugehörigkeit zu ihr gestorben. Heute bittet sie um Bewahrung der Seele vor dem ewigen Tode und um das Erbarmen des Richters. Bei der nun folgenden Überführung zur Grabstätte in der Kirche oder im Friedensbereich des Gotteshauses wird die schöne Antiphon gesungen: „In das Paradies mögen dich die Engel geleiten, bei deiner Ankunft mögen dich die Märtyrer begrüßen und dich geleiten in die heilige Stadt Jerusalem! Der Chor der Engel nehme dich auf und mit Lazarus, der einst so arm gewesen, mögest du die ewige Ruhe teilen!" Das Grab wird gesegnet, ebenso der Leichnam, bei der Versenkung spricht der Priester das: „Gedenke, o Mensch, daß du Staub bist und in Staub wirst verwandelt werden." Dann tritt Christus der Herr gewissermaßen in Person ans Grab: „Ich bin die Auferstehung und das Leben" (Joh. 11, 25) wird als Antiphon zum Lobgesang des Zacharias (Lk. 1, 68ff.) gebetet, der um das Himmelreich fleht für alle, die in Finsternis und Todesschatten weilen, damit ihre Füße gelenkt würden auf den Weg zum Frieden. Ein letztes Für-

liturgie.de

bittgebet und die Bezeichnung des Grabes mit einem Kreuz schließen die Feier.

In unseren Gegenden muß die Aufeinanderfolge der Zeremonien vielfach geändert werden, doch bleibt es zu bedauern, wenn der Tote nicht noch einmal in Person, sondern nur durch eine leere Tumba vertreten, ins Gotteshaus eingeht, das ihn beim Eintritt in das übernatürliche Leben erstmals aufgenommen hatte. Die mütterliche Liebe der Kirche umgibt so auch den Leib mit hohen Ehren, weil auch für ihn der Tod einstens verschlungen sein wird im Siege (1. Kor. 15, 54).

3. Die Weihe des Gotteshauses

(7. Sonntag nach Pfingsten)

Den Bau eines neuen Gotteshauses von der ersten Planung an bis zum Tag der Konsekration miterleben zu können, ist ein Gewinn fürs ganze Leben. Es ist, als verfolge man das Wachsen und Reifen eines geliebten Menschen. Ja, die Liturgie selbst behandelt das Gotteshaus wie ein lebendes Wesen und spendet ihm eine Art Taufe und Firmung, ehe sie das heiligste Opfer in seinen Mauern darbringt. Kaum ein anderer Ritus ist reicher entwickelt als der heutige Ritus der Kirchweihe. In den ersten christlichen Jahrhunderten war dies nicht so, obwohl das Vorbild der jüdischen und heidnischen Tempelweihe vorlag. Mit der ersten Darbringung des hl. Opfers galt der gottesdienstliche Raum als konsekriert. War er dem Andenken eines Blutzeugen geweiht, so erfolgte auch eine feierliche Beisetzung der Reliquien unter dem Altare. Die schier unabsehbare Fülle symbolischer Weihehandlungen und sinnstrotzender Texte lernen

liturgie.de

wir erst zu Beginn des Mittelalters auf gallischem und germanischem Boden kennen.

Schon die *Grundsteinlegung* und eine erste *Segnung* des fertigen Baues sind heute liturgisch gestaltet. Ihren Vollzug überträgt der Diözesanbischof in der Regel einem höheren Würdenträger. Die *Konsekration* selbst aber ist von jeher Sache eines oder mehrerer Bischöfe gewesen. Wie vor einer Priesterweihe muß der Konsekrator den Vortag durch Fasten heiligen. Der Klerus der zu weihenden Kirche aber hält vor den Reliquien, die in den Hochaltar eingebracht werden sollen, Vigilgebet.

Am Morgen findet sich der Bischof am Aufbewahrungsort dieser Reliquien ein und rezitiert mit dem Klerus die sieben *Bußpsalmen*. Dann zieht er vor die Kirchentüre und beginnt die *Allerheiligenlitanei*, gegen deren Ende er, dreimal den Bau umschreitend, die Wände mit Weihwasser besprengt „zur Vertreibung der Dämonen, zur Reinigung und Entsühnung der Kirche, zur Entfernung des Fluches und Einführung des Segens". Eine typische antike Lustration! So oft dabei das Hauptportal erreicht wird, klopft der Bischof mit seinem Stab daran und erneuert die erhabene Szene aus dem 23. Psalm: „Hoch tut euch auf, ihr fürstlichen Tore, hoch tut euch auf, ihr ewigen Tore, daß der König der Glorie einziehe!" Auf diese Worte hin fragt aus dem Inneren heraus ein Diakon: „Wer ist dieser König der Glorie?" und der Bischof antwortet ihm: „Der Herr, stark und mächtig, der Mächtige im Streit!" Nach dem dritten Umgang fordern alle Teilnehmer: „Macht auf, macht auf, macht auf!" Wie sich einst die Türen der Vorhölle öffneten vor dem Sieger über Tod und Sünde, wie sich die Tore des

liturgie.de

Himmels auftaten zum Einzug Christi und seiner „Gefangenen" (Ps. 67, 19), wie einstens alle Getreuen eingelassen werden ins himmlische Haus, das alles soll vor unser geistiges Auge treten, wenn ein Kirchenportal vor uns in seinen Angeln geht. Nachdem der Bischof die Schwelle mit dem *Kreuzzeichen* als einem Bann gegen böse Geister bezeichnet hat, zieht er in die Mitte der leeren Halle und stimmt dort das „Veni Creator" an. Daß Christus nunmehr von dem Raum Besitz ergriffen hat, wird abschließend versinnbildet durch ein sog. *Andreaskreuz* aus Asche, das mit dem griechischen Anfangsbuchstaben des Christusnamens übereinstimmend, am Boden ausgelegt wurde und nun in beiden Kreuzlinien vom Bischof mit dem lateinischen bzw. griechischen Alphabet beschrieben wird. Dieser Brauch entstammt sicherlich den Feldmessergewohnheiten aus jenen Jahrhunderten, in denen beide Sprachen im ganzen Bereich der Römerherrschaft gleichzeitig den täglichen Umgang bestimmten.
Auf diese Akte der *Besitzergreifung* durch den Herrn folgt die *Entsündigung* des Innern, indem sowohl der Altar als die Wände und das Pflaster mit dem sog. „Gregorianischen Wasser" besprengt werden. Dieses Wasser ist mit Salz, Asche und Wein vermischt. Der symbolfreudige mittelalterliche Liturgietheoretiker sieht im Wasser die Menschheit, im Wein die Gottheit, im Salz die Lehre und in der Asche das Leiden Christi dargestellt. Wenn so alle Naturelemente in den Dienst der Glaubensgedanken und der Gottesverehrung genommen werden, kann man wahrhaftig nicht behaupten, daß übernatürliches Denken der Naturverbundenheit Eintrag tue. Auf die Entsündigung folgt die *Heiligung*, auch hier, wie so oft, durch ein Eucharistisches Hochgebet herabgerufen.

liturgie.de

Nunmehr ist der Raum für den Einzug der Heiligen Gottes vorbereitet. Die *Reliquien* werden in feierlicher Prozession abgeholt, um die Kirche getragen und nach einer Mahnrede des Bischofs sowie der Verlesung der tridentinischen Dekrete über die Sicherung des Einkommens von Kirche und Klerus in die Nähe des Altares gebracht. Das sog. Reliquiengrab im Altar wird gesalbt und beräuchert, dann werden die hl. Gebeine eingelassen und eingemauert. Dann folgt mit Salbung und Beräucherung die *Altarweihe*. Wie vom Altar aller Segen fürderhin ausgehen soll, schließt sich die Salbung der *Kirchenwände* an zwölf Stellen an, die durch die sog. Apostelleuchter bezeichnet sind und zu bleibender Erinnerung an den Weihetag mit diesen und vielfach auch mit Statuen der Apostel geschmückt bleiben. Alljährlich zum Kirchweihfest tragen die Leuchter wieder ihre brennenden Kerzen. Auf dem Altartisch wird nunmehr an den fünf Salbungsstellen ein *Weihrauchopfer* dargebracht, das den himmlischen Altar, an dem unser Hohepriester Christus immerfort für uns Fürsprache einlegt (Offenb. 8, 3), in die Erinnerung ruft. Auch dieser Abschnitt der hl. Handlung wird durch eine Präfation und Orationen vollendet.

Ist hierauf der Altar mit neugesegneten Tüchern vorschriftsmäßig bekleidet und noch einmal feierlich beräuchert, so kann der Bischof zur Darbringung des heiligen Opfers schreiten, womit der gewaltig ausgedehnte Ritus seinen krönenden Abschluß findet, Gott zur Ehre, den Menschen zum Frieden.

Wie ein wundersamer Nachklang der zahllosen Gesänge, die den Weiheakt immerfort begleiten, muten uns das herrliche *Meßformular* und das ebenso erhebende *Kirchweihoffizium* des Brevieres an, die beim allgemeinen Kirchweihfest und

liturgie.de

am Jahrestag der Weihe des bischöflichen Domes gebraucht werden. Die Konsekration auch jeder Dorfkirche durch den Bischof stellt ja deren lebendige Verbindung mit der Hauptkirche der Diözese dar. In vielen hervorragenden Dom- und Stiftskirchen findet sich auch noch eine eigene Gedenktafel mit dem päpstlichen Wappen, um anzuzeigen, daß diese Kirche in eine besondere Verbrüderung mit der Haupt- und Mutterkirche aller Gotteshäuser auf dem katholischen Erdenrund, mit der Erzbasilika vom hl. Johannes beim Lateran, eingetreten ist. So wird in der Vielgestalt die Einheit sinnfällig, die der einen heiligen, allgemeinen, katholischen Kirche in Glauben und Leben, im Beten und Opfern eigen ist.

4. Die Sakramentalien

(8. Sonntag nach Pfingsten)

Wir sahen, daß in der neutestamentlichen Ordnung die unsichtbare Gnade Gottes dem Menschen durch sichtbare Zeichen zukommt, die ihre Wirksamkeit der Einsetzung durch Jesus Christus verdanken. Aus dem bloßen Symbol, das eine übernatürliche Wirklichkeit zwar darzustellen, aber nicht herzustellen vermöchte, wurde das Sakrament, das göttliche Lebenskräfte in die empfängliche Menschenseele leitet. Wo immer nun eine wirkliche Beziehung zwischen Gott und dem Menschen, wo immer eine Herzensaussprache zwischen beiden, wo immer wahre Andacht von unten und wahre Herablassung von oben ist, steht diese in innerster, hier offensichtlicher, dort tiefgeheimer Verbindung mit der Ordnung der sieben heiligen *Sakramente*. Wenn beispielsweise ein Heide im tiefsten Urwald lebt, der die Glaubensbotschaft nie ver-

liturgie.de

nahm, so kann dieser dennoch für die Ewigkeit gerettet werden, wenn er die Taufe, die er in re, im äußeren Vollzug, nicht empfangen kann, wenigstens in voto, in der innersten Tendenz seines Herzens, empfängt. „Wo gar keine Kenntnis von der Taufe, aber dennoch Abkehr von der Sünde und liebende Hinkehr zu Gott in der Seele ist, da ist das Verlangen, die Taufe zu empfangen, unbewußterweise eingeschlossen", sagt der Dogmatiker Engelbert Krebs. Gott hat sich ja nach dem heiligen Paulus (Röm. 1, 19; 2, 15) keinem Volk unbezeugt gelassen und spricht vernehmlich aus jedem Gewissen. Es ist darum richtig, was ein Dichter von den Griechen rühmt, daß sie dem wahren Gott „unbewußt und ungerufen ihrer Tempel Schönheit schufen". Ebenso ist alles Hungern und Dürsten nach dem lebendigen Gott und seiner Gerechtigkeit ein Empfang des Unsterblichkeit schenkenden Himmelsbrotes in voto. Je bewußter und bereitwilliger aber, je freudiger der Gläubige diese Verbindung seines individuellen religiösen Lebens mit den Sakramenten der Gemeinschaft versteht, sucht und schafft, desto schärfer unterscheidet sich sein Innenleben als ein offenbar katholisches von allem, was in der weiten Welt als echte Religiosität angesprochen werden kann. Wer auch seine heimlichsten Stoßseufzer, seine einsamsten Andachtsübungen, das verborgene Tun der Rechten, von dem nicht einmal die Linke weiß (Matth. 6, 3), seinen Kampf gegen die Dämonen in der Welt (Eph. 6, 12) und in der eigenen Brust, wer dies alles in den Lebenskreislauf des geheimnisvollen Leibes Christi einbezogen weiß und einbezogen haben will, der hat die *katholische Frömmigkeit* als eine wesentlich *sakramentale Frömmigkeit* begriffen. Alle rechte katholische Erziehung

liturgie.de

muß also eine Erziehung zu sakramentalem Denken sein. Aber auch der Nichtkatholik, der katholisches Denken und Leben richtig und tief verstehen will, wird zuerst die Stellung der Sakramente im Organismus der Heilsordnung studieren müssen. Es wurde ja nicht mit Unrecht gesagt: „Wer einmal vor dem ewigen Lämpchen niederkniete, der ist schon katholisch!"

In der Regel wird leider das Wesen des Katholizismus in ganz anderen Dingen gesucht: als echt katholisch, als gut katholisch gilt, wer ein Kreuzzeichen macht und in der Kirchenbank kniet, der Städter, der Weihwasser nach Hause holt, der Wallfahrtsorte und Gnadenbilder aufsucht, der Bauer, der etwas auf den Wettersegen hält und seinen Stall aussegnen läßt, ein jeder schließlich, der sich keine der vielerlei Weihen und Segnungen im Kirchenjahr entgehen läßt, an Prozessionen sich beteiligt und im Vereinsleben steht. Gewiß würde nun eine grundsätzliche Ablehnung all dieser Dinge Trennung vom Geist und Willen der Kirche Christi bedeuten, und eine faktische Gleichgültigkeit die nächste Gefahr dazu.

Aber bei aller dem Katholiken selbstverständlichen Hochschätzung dieser Dinge bleiben sie doch sämtliche unwesentlich; sie könnten alle auch nicht da sein; kein Katholik ist im Gewissen unter Sünde oder gar unter Verlust des ewigen Heiles gebunden, alle diese Dinge oder wenigstens möglichst viele in sein Leben hereinzunehmen. Das kann gar nicht scharf genug betont werden, soll nicht immerfort der Mantel mit dem König verwechselt werden. All die genannten Dinge werden wegen mancher Ähnlichkeit mit den sieben Sakramenten als *Sakramentalien* bezeichnet. Der Unterschied

liturgie.de

zwischen Sakramenten und Sakramentalien ist aber so bedeutungsvoll, daß die Kirche, während sie kein einziges der Sakramente vermissen könnte, ohne in ihrem Wesen verändert zu werden, jedes einzelne der Sakramentalien, ja sogar alle miteinander, entbehren kann. Die Sakramentalien sind alle aus der Triebkraft des kirchlichen Lebens entstanden, nicht aus lehrmäßiger Verkündigung. Darum hat sich auch die Theorie erst sehr spät mit ihnen befaßt. Die Bedeutung der Taufe, der Eucharistie, der Buße, der Ordination war dem frühen christlichen Denken so eindeutig und eindrucksvoll klargemacht, daß auch der einfältigste Gläubige außer Gefahr war, eine Wasserweihe mit dem Taufbade oder die Osterkerze mit dem Leib Christi gleichzustellen. Dabei mag ruhig zugegeben werden, daß Fußwaschung und Teufelsbeschwörung, die ja auf Beispiel und Befehl des Herrn zurückgeführt werden können, den eigentlichen Sakramenten damals näher gerückt erschienen als heute, wo sie in Leben und Lehre nur mehr an der äußersten Peripherie stehen. Eine feste Klassifizierung der vielerlei heiligen Zeichen wurde erst dem frühen Mittelalter zum Bedürfnis. Bald unterschied man die „kleineren" Sakramente von den „großen", „eigentlichen" oder „hauptsächlichen", die „sacra" von den „sacramenta". Die unerhörte Buntheit der Erscheinungen machte es aber schwer, eine wirklich alles umfassende und zugleich das einzelne treffende Definition zu finden. Der hervorragende Liturgieforscher A. Franz gelangt schließlich in seinem grundlegenden Werk: „Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter" (2 Bände, Freiburg 1909) zu folgender Begriffsbestimmung: „Die Sakramentalien sind sichtbare, religiöse Zeichen, welche von der Kirche zu Kultuszwecken,

liturgie.de

zur Abwehr dämonischer Einflüsse und zur Förderung des geistigen und leiblichen Wohles der Gläubigen eingesetzt sind."

Besonders wichtig erscheint in dieser Begriffsbestimmung die Angabe, daß die Sakramentalien von der *Kirche* eingesetzt sind. Damit ist zugleich gesagt, daß sie von der Kirche auch verändert oder abgeschafft werden können, daß sie nicht heilsnotwendig oder aus sich selber im Gewissen verpflichtend sind. Alle Polemik gegen die Kirche, die sich auf Brauch und Mißbrauch im weiten Feld dieser Sakramentalien stützt, mag psychologisch sehr wirksam sein. An das Wesen der Kirche kommt sie jedoch nicht heran. Aus der theologischen Kontroverse müßte sie also endlich ausgeschieden werden. In der populären Kampfliteratur spielt sie ohnedies die traurigste Rolle, wobei die Volksgemeinschaft viel mehr Schaden nimmt als die Kirche. Selbstverständlich setzt die Kirche, die auch in peripheren Dingen der Leitung des Heiligen Geistes gewiß und dem Worte Gottes gehorsam ist, keinerlei Sakramentalien ein, die dem Geist Christi widersprechen würden. Darum entnimmt sie die Elemente solcher Zeichen: das Gebet, die Beschwörung, die Anrufung des Namens Christi, das Kreuzzeichen u. ä. dem Überlieferungsschatz der Apostel, die Jesu Worte selbst gehört, seine Taten selbst gesehen, seine Aufträge und Vollmachten empfangen haben und in der Kraft des Pfingstgeistes halfen, das Senfkörnlein zum mächtigen Baum zu entwickeln. Wenn wir sagen, die Kirche habe diese Zeichen „eingesetzt", so ist dabei allerdings nicht an ein Dekretieren von oben her zu denken. Im Gegenteil! Der Reichtum an Formen, in denen die Kirche ihre Segnungsgewalt über alle Kreatur und ihren

liturgie.de

Lehrberuf für alle Kreatur ausübt, stammt zumeist aus dem frommen Gestaltungsdrang der Kinder, nicht der Mutter. Aus dem lokalen Brauch wurde da ein allgemeiner, aus dem nationalen ein übernationaler, aus dem Brauch der Teilkirche einer der Gesamtkirche. Aber auch die Kinder der Kirche schufen die Bräuche nicht aus freiwaltender Phantasie; es gibt einen „ewigen Vorrat" religiöser Ausdrucksformen; manche liebgewonnene uralte Sitte wurde besser verchristlicht als verteufelt, besser gereinigt als vernichtet.

Da Zeichen oft langlebiger sind als Ideen, werden sie auch da noch beibehalten, wo ihr Sinn längst nicht mehr verstanden wird. Dafür ein Beispiel aus den Lebenserinnerungen des Rembrandt-Deutschen. In einer Kirche seiner Heimat Nordschleswig bestand der absonderliche Brauch, daß alle Bauern, ehe sie das Gotteshaus verließen, gegen eine bestimmte Stelle an der Wand eine Verneigung machten. Niemand wußte zu sagen, warum das so sei. Es war eben schon immer so gewesen. Ein neubestallter Pfarrer suchte dem Brauch auf seinen Sinn zu kommen und ließ die dicke Tünche von der kahlen Wand nehmen, und siehe da, unter ihr erblickte man wieder ein Muttergottesbild aus katholischer Zeit! Wo aber ein Zeichen seines alten Sinnes entleert ist, ersteht die Gefahr, daß es falsch gedeutet, abergläubisch gewertet wird. Es wird deshalb bei dem konservativen Charakter jedes gesunden Volkes, speziell seiner Bauernschaft, allzeit unvermeidlich sein, daß Veraltetes zu lange mitgeschleppt wird, daß Kurioses besonders zäh festgehalten wird. Wenn hier die Kirche durch Verbote oder positive Weisungen reformierend eingreift, wird sie es mit mütterlicher Feinfühligkeit tun, da ein strenger Puritanis-

liturgie.de

mus mit dem äußeren Unwert auch innere Werte zerstören könnte. Man schelte darum die Kirche nicht allzusehr, wenn sie manchen Firlefanz am heiligen Orte hingehen läßt und es lieber mit denen, die sich weise dünken, verdirbt als mit den Kleinen im Geiste. Es ist immer gefährlich, Geschichte bewußt zu ignorieren. Wer einen neuen Anfang setzen will, setzt allzuoft nur einen Anfang neuer Wildheit und nicht einen Anfang neuer Kultur. Bei den Sakramentalien der Kirche handelt es sich nicht um ein im voraus erdachtes System, sondern „um eine bis tief in das christliche Altertum zu verfolgende geschichtliche Entwicklung, die auf apostolischem Grunde ruht und deren treibende Kräfte aus den Tiefen des religiösen Empfindens und Wünschens des Volkes stammen" (Franz, a. a. O., S. 40).

Freilich darf das christliche Volk nie vergessen, wie es die kirchliche Autorität nie vergißt, daß nur die von Christus eingesetzten sieben Sakramente aus der ihnen vom Herrn zugeeigneten Kraft (ex opere operato, sagt die Theologie) Sündentilgung und innere Heiligung wirken können. Die Sakramentalien können und sollen nur zu Glauben und Liebe, zur Ehrfurcht vor Gott und zur Reue über die Sünden anregen, was sie sicherlich vermögen, da beim Menschen der Weg zur Seele über die Sinne führt. Bei der Weihe der Kultorte und Kultgegenstände hat die Kirche z. B. die Absicht, „die Ehrfurcht vor der Eucharistie" zu predigen und zu befördern. Nur in diesem Sinn schreibt Thomas von Aquin den geweihten Kirchen, Altären usw. „eine Art geistlicher Kraft" zu. Sie haben keine Macht über den Willen Gottes, daß er Sünden vergebe und Gnade verleihe, sie üben nur Kraft auf das empfängliche Menschenherz aus, daß es

liturgie.de

sich von der Sünde abwende und Gott zuwende. Wenn die Väter statt „Taufe" einfachhin „Wasser" sagten, so wollten sie damit nie behaupten und wurden auch nie vom Volk dahin verstanden, daß ein von der Kirche geweihtes Wasser die geheimnisvolle Kraft in sich hätte, den Menschen zum Gotteskind zu machen. „Das königliche Siegel", sagt Wilhelm von Paris, „schützt den Träger des Geleitbriefes nicht aus eigener Kraft, sondern kraft des königlichen Willens, und so wirken jene Dinge (geweihtes Wasser, Glocken, wächserne Lamm-Gottes-Figuren oder Wetterkerzen) nur durch den Willen Gottes". Wie wahrhaft gottes- und menschenwürdig ist doch die weitere Bemerkung desselben Meisters: „Das ist die Ursache der Wirkung der Sakramentalien: die Schönheit der Kirche, die Gott so wohlgefällig ist und von ihm so sehr geliebt wird, daß sie niemals von ihm eine Zurückweisung erfährt!"

Dennoch hat der Gebrauch der Sakramentalien etwas vor der privaten Andacht des Gläubigen voraus, vorausgesetzt natürlich, daß sie selbst mit wahrer Andacht gebraucht werden: das Gebet, die Stoßseufzer, die Reueakte, die Liebesregungen, das Fasten, die Werke der Nächstenliebe, die der einzelne übt, sie wirken alle nach dem Maß der Gottgefälligkeit des Herzens, aus dem sie kommen, und der Reinheit der Absicht, in der sie geschehen; sie wirken, wie die Theologen sagen, ex opere operantis. Beim Gebrauch der Sakramentalien jedoch schließt sich die Kirche selbst dem frommen Tun des einzelnen an, sie betet mit ihm und bittet für ihn, sie läßt den Chor aller Heiligen sozusagen unisono gehen mit dem schwachen Stimmchen des einzelnen Frommen. So wirken dann die Sakramentalien ex opere

liturgie.de

operantis ecclesiae. Die operatio, die Leistung der Kirche, ist dabei jedoch, was noch einmal betont sei, nur Fürbitte, nicht Gnadenverleihung. Diese steht, auch wenn die ganze Kirche bittet, in der freien Macht des gütigen Gottes.
Die Kirche weiß aber ebensogut wie jeder einzelne Fromme, welchen Schatz sie in den Sakramentalien gewonnen hat. Es kann z. B. gar nicht bezweifelt werden, daß unsere Altvorderen weniger durch unablässige Belehrung als durch die Gewöhnung in das kirchliche Gemeinschaftsleben verchristlicht wurden. „Die Sakramentalien waren", wie Franz richtig bemerkt, „dem Volke Katechismus, Symbol und wirkungsvolles Zeichen göttlicher Hilfe in den Nöten des täglichen Lebens. Darum hing das Volk mit Vorliebe an den Benediktionen" (a. a. O., Seite 42). Der liebe deutsche Lehrer an der Pariser Universität, Hugo von St. Viktor, glaubt, daß Gott, indem er die Verleihung seiner Gnaden an sinnenfällige Zeichen und an Naturdinge anknüpft, die Menschen „demütigen, belehren und üben" wolle. Durch die Sünde habe sich ja der Mensch von der Natur, die unter ihm stehen sollte, abhängig gemacht, als leiblich-geistiges Doppelwesen erkenne er das Unsichtbare nur durch das Sichtbare, und in der wahren Lebenskunst lerne er nicht aus, da sich ihm täglich neue wahre Güter und neue Scheingüter zur Wahl anbieten: „Weil der Mensch in seiner Begierde nach sichtbaren Dingen verderbt worden ist, mußten ihm angemessenerweise für seine Wiedererhebung sichtbare Dinge dargeboten werden, damit er durch eben das emporsteige, was ihn zum Fall gebracht hat."

liturgie.de

5. Die Sakramentalien heute

(9. Sonntag nach Pfingsten)

Einer der fähigsten literarischen Gegner Luthers, Johannes Cochlaeus, sagt: „Es gibt in der katholischen Kirche keine approbierten Bräuche, die dem Worte Gottes widerstreiten." Dieser Satz ist unwiderleglich, wenn das Wort: „*approbiert*" sein Gewicht behält. Da nämlich die Sakramentalien nicht von der kirchlichen Autorität, sondern von der lebendigen Volksfrömmigkeit ausgingen, da sie zudem lokaler Herkunft waren und nur teilweise und nur allmählich universale Geltung erlangten, war eine kirchliche Kontrolle bloß in engen Grenzen möglich. In den Bräuchen selbst wucherte vieles Heidnische weiter. Das Volksdenken versinnlichte und vergröberte alle Zusammenhänge zwischen dem Zeitlichen und Ewigen. Der Klerus selber war mehr vom Volkstum als von der Theologie her gebildet, die Formularien lagen nur handschriftlich vor. Das alles erleichterte die Verballhornung der Weihe- und Segnungstexte ins Geheimtuerische und Magische. Amtlich approbierte Zusammenstellungen traten zuerst im 15. Jahrhundert auf, und erst die Erfindung des Buchdruckes ermöglichte die Herausgabe von Diözesanritualien. Kaiserliche Edikte und Synodalbeschlüsse der Gegenreformationszeit suchten ihren Teil zur Ordnung des Chaos beizutragen. Aber selbst das Rituale Romanum, das Paul V. im Jahre 1614 veröffentlichen ließ, vermochte aus dem Urwald noch keinen Forst zu machen. Der Aberglaube heftet sich ja immer wieder wie ein Schatten an die Füße des Volksglaubens. Darüber mag schelten, wer einen Unglauben findet, der, gänzlich „aufgeklärt", vielerlei Siche-

liturgie.de

rungen entbehren möchte, die ihm Sterndeuterei, Talismane, Geisterbefragung und Prophetensprüche zu schaffen versprechen. Wir finden immerhin jene Welt- und Lebensdeutung richtiger und würdiger, die 1535 der tüchtige Bischof Berthold von Chiemsee gab, wenn er in den Benediktionen der Kirche die Wiederherstellung jenes ersten Segens sieht, den der Schöpfer über die Kreaturen ausgesprochen hat. Er denkt ganz paulinisch, wenn er lehrt, dieser Segen sei durch die Sünde des Menschen für alle Kreatur verlorengegangen, durch die kirchlichen Segnungen aber werde alles Geschaffene der Gewalt des bösen Feindes wiederum entzogen.

Aus dieser tiefen und schönen Auffassung heraus begreifen wir, daß in der Kirche schier „*alles* durch das Wort Gottes geheiligt wird". Sehen wir uns in unserer nächsten Umgebung um, und wir werden sie allenthalben gesegnet finden! Von der Konsekration des Gotteshauses selbst haben wir bereits ausführlich gesprochen. In der Kirche werden aber wieder die Altargeräte, die Orgel, die Glocken, die Kerzen, der Kreuzweg eigens geweiht, dazu der Friedhof und ein jedes Grab. Einen Jahreskranz der Gnaden Gottes schenken uns die einanderfolgenden liturgischen Weihen des Johannisweines, der Dreikönigsgaben, der Lichtmeßkerzen, der Blasiuskerzen, der Asche zum Eingang der Fastenzeit, der Palmen, der heiligen Öle, des Osterfeuers, der Osterkerze, der wächsernen: „Agnus Dei", der Osterspeisen usw. In Stadt und Land segnet sodann die Kirche die Wohnhäuser, die Stallungen, die Brunnen, die Quellen, die Brücken, die Kalköfen, die Fischernetze und Angelhaken, ja sogar die Flugzeuge und die Ausrüstung des Hochtouristen. Im Haus-

liturgie.de

halt der einzelnen empfangen ihre Weihe das eheliche Gemach, die Kreuze und Bilder an den Wänden, am Dreikönigtag alle Räume, die Speisen, die Heilmittel, die Haustiere. In den Klöstern war im Mittelalter sogar eine allsonntägliche Segnung des gesamten heiligen Bezirkes üblich. Wald und Flur werden bedacht mit dem Wettersegen, mit allerlei Beschwörung dämonischer Einflüsse, mit Flurumgängen, mit Abwehrformeln gegen schädliches Getier, mit Weihung der Erstlingsfrüchte. Die bedeutsamen Ereignisse im Leben des einzelnen, der Familie, des ganzen Volkes begleitet die Kirche mit mütterlichen Heilwünschen, so die Mutterschaft, die Mündigkeit der Kinder, die frommen Wallfahrten, den Eintritt in den Ritterstand, den Auszug in den Krieg. Dazu empfiehlt sie den frommen Gebrauch aller Arten von Devotionalien, Medaillen, Skapulieren und ähnlichem. So verwirklicht sich, was der prophetische Psalm 44 von dem bräutlichen Verhältnisse des Messias zu seiner Kirche singt: „Die Königin steht zu deiner Rechten im goldenen Kleid, in buntem Gewande. Höre, Tochter, und schau, und neige dein Ohr und vergiß deines Volkes und des Hauses deines Vaters (hier: deiner vorchristlichen Zeit), so wird der König nach deiner Schönheit verlangen . . . alle Herrlichkeit der Königstochter ist inwendig, aber mit Gold verbrämt und mit buntem Gewand angetan."

Im Vorstehenden haben wir nur eine summarische, durchaus nicht lückenlose Aufzählung der vielerlei Segnungen gebracht, die das katholische Leben allenthalben mit Gott in wohlbedachte Fühlung bringen wollen. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die liturgischen Formeln sämtliche zu beschreiben und zu erklären. Begnügen wir uns, vom *Weih-*

liturgie.de

wasser zu sprechen. Die Überzeugung von einer sittlichen Reinigungskraft des Wassers ist ein „Gemeinbesitz der Menschheit" (Franz, Die Kirchl. Benediktionen I, 45). Denken wir nur an den Quellenkult unserer germanischen Vorfahren, der heute noch im Volksglauben weiterlebt, wenn Wasser, aus bestimmten Quellen zu bestimmten Zeiten geschöpft, als „Heilwag" von wundertätigen Eigenschaften bezeichnet wird! Wir gingen freilich fehl, wenn wir unser Weihwasser damit in Ursprungszusammenhang brächten. Dieses wurde vielmehr von den Missionären eingeführt und stets als ein Sakramentale betrachtet, das seine Kraft allein aus dem Segen und Fürbittgebet der Kirche gewinnt. Die Weihe des Taufwassers ist im Morgen- und Abendland von jeher geübt worden, zumal in der Nacht vor Ostern und Pfingsten. Ein Weihwasser eigener Art ist das zur Kirchweihe gebrauchte. Orientalischer Herkunft ist die Wasserweihe zu Epiphanie, die aus Waschungsfesten im Jordan herzuleiten ist. Von diesen Arten geweihten Wassers ist das gemeinhin so genannte, täglich gebrauchte Weihwasser durchaus zu unterscheiden, die „aqua benedicta". Im Orient begegnet uns ein solches schon im 3. Jahrhundert, in Rom wird erst um 530 das mit Salz vermischte Wasser erwähnt. Doch wurde es auch im Abendland schon bald in reichstem Maße gebraucht, so daß der große Hinkmar von Reims die allsonntägliche Benediktion mit nachfolgender Besprengung des in der Kirche versammelten Volkes anordnen konnte. Dabei gestattete er auch, daß das Volk Weihwasser mit nach Hause nehme, um es dort andächtig zu den verschiedensten Besprengungen zu verwenden. Bald brachte man auch in den Kirchen Weihwasserbecken nahe am Eingang

liturgie.de

an, während gleichzeitig die Waschbecken in den Vorhallen außer Gebrauch gesetzt wurden. Die Gesinnung, in der sich der Gläubige besprengen ließ oder selbst bezeichnete, ist von einem Prediger des 14. Jahrhunderts sehr schön ausgesprochen: „Wenn dich der Bischof oder Priester besprengt, so mahnt er dich an das Blut, das Jesus durch deine Schuld vergossen hat." Zumeist zog Sonntags die ganze Gemeinde in Prozession auch auf den Friedhof hinaus, um allen Toten Anteil zu geben mit den Lebendigen. Da man des Glaubens war, der Teufel hasse nichts so sehr als das Weihwasser, trug man es in den Klöstern jeden Sonntag durch sämtliche Räume. Welche Wirkungen man überhaupt davon erwartete, sagt uns ein aus Schlesien stammender Merkvers:

„Sechs Ding das Weihwasser uns verleihet,
Das der Priester auf den Sonntag weihet:
Das Herz macht es reine,
Und verjaget Trägheit nicht alleine.
Sondern auch die Sünde täglich,
Es mehret Hilfe gnadenreich,
Den Teufel verwirft es gewiß,
Es vertreibet alle böse Betrübnis."

Wollen wir gebildete Katholiken von heute nicht eigensten Volkstums, edelsten Volksbrauchs, tiefer Einsicht in das Ineinander von Leib und Geist und Zeit und Ewigkeit entraten, so werden auch wir das sonntägliche „Asperges" und den häuslichen „Weihbrunn" schätzen und treulich pflegen.

liturgie.de

6. Der Erntedank

(Quatembertage)

Es mag merkwürdig berühren, daß die Kirche keine eigene Liturgie für ein Erntedankfest kennt. Wir schmücken an irgendeinem Sonntag, der dem Abschluß der Erntearbeiten folgt, den Altar mit den Gaben der Natur und singen ein Tedeum aus voller Brust. Ein eigenes Meßformular mit eigenem Evangelium finden wir in unserem Meßbuch nicht, das doch sonst allen Bedürfnissen des Herzens so feinfühlig Rechnung trägt. Und doch wäre es nahe gelegen, die christliche Liturgie von Anfang an mit einem solchen Fest zu bereichern, da auch das Judentum die Getreideernte am Pfingsttag, die Ernte von Wein und Öl aber am Laubhüttenfest feierlich bedankte. Nun, die Kirche wollte den naheliegenden Gedanken gewiß nicht verdrängen, als wäre schon die Endzeit da, in der man die Felder unabgeerntet stehen läßt, weil doch die alte Welt zusammenstürzt und der Herr nahe ist. Sie wollte die Feier nur verinnerlichen. Sie wollte wie eine weise Mutter nicht nur die Freude ihrer Kinder am Diesseitigen, Vergänglichen herzlich teilen, sondern auch ihre Sehnsucht nach dem Jenseitigen, Bleibenden vertiefen und aus der augenblicklichen Freude nachhaltige Erkenntnis schaffen.

Die Erntedanktage wurden für die Einbringung des Öls, des Weines und des Getreides auf die vier Jahreszeiten, auf die quattuor tempora verteilt, wobei Advent-, Pfingst- und Herbstquatember den Dank für die irdischen Gaben, die Fastenquatember aber den Dank für ein himmlisches Geschenk, für die Erhaltung des Priestertums in der Weihe

liturgie.de

neuer Diener des Heiligtumes, betonen sollten. Diese Quatembertage waren Tage ernster Besinnung, frommer Nachtwachen und heilsamer Fastenübung. Wie Not beten lehrt, so sollte Fasten lehren, daß wir nie achtlos und wie selbstverständlich hinnehmen, was doch nur unter Regen und Sonnenschein, die der himmlische Vater aus freier Güte sendet, gedeihen konnte. Der Christ sollte sodann in diesen Tagen seinen Beitrag zum Unterhalt der Kirche liefern, indem er den Zehnten von Öl und Wein und Korn ins Heiligtum brachte. Und damit niemand ausgeschlossen sei vom Erntesegen, sollte, wie Gregor der Große sagt, „das Fasten der Fastenden die Erquickung der Armen werden".

Im Volksglauben und Volksbrauch früherer Zeiten spielten die Quatember eine so hervorragende Rolle, daß kein Bedürfnis nach einem anderen Erntedankfest empfunden wurde. In dem Maße aber die Gläubigen mehr nach dem bürgerlichen Jahr als nach dem Kirchenjahr zu leben sich gewöhnten, in dem Maße die Verstädterung und Technisierung der Gesellschaft voranschritt, trat die Bedeutung der alten Quatember zurück, zumal in unseren Breiten nur der Herbst als Erntezeit für alle Erzeugnisse des Landes zugleich in Betracht kommt. In einem neuen Büchlein des prächtigen Bauernpfarrers Josef Weigert „Die Ernte. Eine Würdigung der Bauernarbeit" (Auer, Donauwörth 1934) finden wir all die schönen Bräuche gesammelt, die durchaus dem Geiste der Liturgie entwachsen, aber von der Volksfrömmigkeit erfunden, einer neuen religiös-liturgischen Gestaltung des Erntedankes Anregungen geben könnten.

Es ist gar nicht zu leugnen, daß der Städter in Vorkriegszeiten den Sinn des Erntedankes nicht übermäßig tief auf-

liturgie.de

faßte. Da mußte uns der grimme Krieg das Brot neu schätzen lehren, als wir nur vom deutschen Acker leben konnten, als die Bauersfrauen uns das Brot schaffen mußten und als dieses Brot knapp und schlecht wurde. Da sahen auch wir Städter gerührt, fast ängstlich auf die paar Ähren, die den Altar des Erntedankfestes schmückten. Es war vordem nicht ganz einfach gewesen, dem Stadtkind klarzumachen, wie Heimat und Erde und unzählige fleißige Hände zusammenwirken mußten, ehe es die Frühstückssemmel oder das Pausebrot vor sich liegen hatte: die Hände des Säemannes, des Schnitters, des Dreschers, des Müllers, des Bäckers, des Bäckerjungen. Und wer wußte rechten Bescheid über die Schwere und Vielfalt allein der Bauernarbeit? Heute wird der Nährstand wieder als erster Stand gefeiert, die Scholle wieder als das erkannt, was nicht nur das Brot, sondern das Volk selber in einem fort erneuert:

„Als Adam grub und Eva spann,
Da war der Bauer der Edelmann."

Die Aufgabe der Kirche bei diesem ebenso schönen wie notwendigen Werk der Rückbesinnung wird nun die sein, immer wieder zu predigen und zu bezeugen, daß Brot nicht nur *Menschenwerk*, sondern zuerst *Gottesgabe* ist. Brot ist uns nicht umsonst das Sinnbild aller Nahrung, wie uns auch der Herr zu beten lehrte: „Gib uns heute unser ausreichendes Brot!" Ein kühnes Kaper-Schiff der deutschen Kriegsmarine mußte nach vielen Heldentaten einen neutralen Hafen anlaufen, weil die Mannschaft zwar an allem Überfluß hatte, aber Mangel an Brot, so daß die Leute an Skorbut erkrankten. Da zeigte sich, daß ohne Brot auch kein Heldentum

liturgie.de

möglich ist. Brot wird dadurch zum Sinnbild unserer eigenen Existenz, es wird heilig, wie alles Leben heilig ist. Daran erinnerte uns in Kindertagen das Kreuzzeichen, das die Mutter über jeden Laib Brot zeichnete, ehe sie ihn anschnitt. War das nicht wahrhaft liturgisch empfunden? In dem bös materialistischen Wort Feuerbachs: „Der Mensch ist, was er ißt" steckt immerhin die große Wahrheit, daß auch der höchste Seelenadel, auch die sublimste Geistigkeit mit allerfeinsten Würzelchen dem Mutterboden unserer Leiblichkeit verbunden bleiben. Wer dies leugnen wollte, bliebe dem Schöpfer einen Dank schuldig, der ihm besonders wohlgefällt, weil er sich erst in Demut beugt, ehe er sich in stolzer Freude zu ihm aufrichtet.

Darüber hinaus aber lehrt uns der heilige Glaube das wunderbarste Geheimnis, daß nämlich Brot zu seiner höchsten Würde kommt, wenn der Herr selbst gegenwärtig wird in ihm auf unseren Altären. So wird das Brot zum Sinnbild und Mittel, wenn Gott in Liebe mit den Menschen sich eint, die ihn von ganzem Herzen suchen. Dieses himmlische Brot bedeutet dann zugleich das Einswerden aller, die von ihm essen. Und so lernen wir vom Sakrament des Glaubens her wieder inniger verstehen, wie nicht nur das Brot auf den Altären, sondern auch das Brot auf dem Familientisch und in der Tasche des Arbeiters hilft, daß alle Hände der Volksgenossen sich kräftiger und treuer ineinander fügen, genau so, wie sich die Hände vieler zuvor vereinen mußten, das Brot auf den Tisch und auf den Altar zu legen. Gar wohl vertragen sich die Einheit im irdischen Brote und die Einheit im himmlischen Brot; denn immer ist „einer, der sät, ein anderer, der erntet, aber Gott ist es, der das Gedeihen gibt" (Joh. 4, 37).

liturgie.de

VI.
DAS GOTTESLOB DER KIRCHE

1. Geschichte des Gotteslobes

(10. Sonntag nach Pfingsten)

„Alles wird geheiligt durch das *Wort Gottes.*" Wir haben gehört, wie die Kirche den Alltag durch ihre Segnungen entsühnt und erhöht. Hören wir nun, wie sie die Zeitspanne eines Erdentages selbst heiligt! Das Phänomen des Tag- und Nachtwechsels, das reiche Spiel der Naturkräfte vom Morgen bis zum Abend, der geheimnisvolle Gleichlauf aller Lebensvorgänge mit jenen Bewegungsvorgängen, die der Astronom konstatiert, das alles hat den naturhaften Menschen von jeher besonders stark interessiert und das Auf und Ab seines Gemütes mitbestimmt. Der Morgenstern, der Hahnenschrei und ähnliches sind darum auch Grundelemente der christlichen Poesie: „Dem folgenden Tage sagt es der Tag, die Nacht, die verschwand, der folgenden Nacht: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und seiner Hände Werk zeigt an das Firmament."

Unser technisches Zeitalter verwendet allzuviel Geistesschärfe auf die Überlistung und Überwältigung der Natur, wenn sie den Menschen vom Rhythmus des Tag- und Nachwechsels unabhängig zu machen sucht. Die Kirche hat auch hier den merkwürdigen Nebenberuf, die Natur zu retten, indem sie den Parallelismus der Gesetze von Natur und Übernatur, die organische Lebensgemeinschaft beider Reiche nicht nur lehrhaft festhält, sondern auch beispielhaft weiterlebt. Es ist gar nicht auszudenken, was sie auch für das

liturgie.de

rechte Verständnis der *Natur* leistet, wenn sie die Abfolge ihrer Gezeiten im Gebete respektiert und markiert. Das Gebot Christi und der Apostel: „Ihr sollt allzeit beten", wurde im Frühchristentum von den sogenannten Euchiten allzu buchstäblich aufgefaßt und mechanisch befolgt. Ihnen gegenüber legte Augustin das Gebot dahin aus, „daß an keinem Tag die bestimmten *Gebetszeiten* außer acht gelassen werden". Diese Gebetszeiten waren aber im Frühchristentum dieselben, die schon das alttestamentliche Bundesvolk beachtet und der Herr selbst getreulich eingehalten hatte. Ja, es schien, als wollten gerade die größten heilsgeschichtlichen Ereignisse ihre Bedeutung predigen: zur mitternächtigen Stunde trat Jesus in die Welt ein, um die sechste Stunde wurde er ans Kreuz geschlagen, um die neunte gab er seinen Geist auf, zur dritten Stunde sandte er den lebenspendenden Geist. So gewannen die alten Betzeiten für die Urgemeinde in Jerusalem einen neuen Sinn. „Sie stiegen in den Tempel hinauf, um zu beten" (Apg. 3, 1), solange der Tempel Bestand hatte. Später aber übernahmen sie die alten Dienste in ihre vom Judentum gänzlich losgelöste Liturgie. Auch die Heidenchristen fügten sich leicht in ihr Verständnis. Die jüdischen Gebetsstunden trafen ja zusammen mit den Ablösungen im Wachdienst des römischen Heeres. Auch dieser kannte drei Nachtwachen und teilte den Tag von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang in feste Ternare. In den Zeiten des ersten Eifers war, wie das gemeinsame, so auch das private Gebetsleben der Christen zeitlich festgelegt. Heute bewahren der Gemeindegottesdienst und das gemeinsame Gebet in der katholischen Kirche des Morgen- und Abendlandes immer noch, zwar nicht die astrono-

liturgie.de

mische, aber doch die ideelle Entsprechung mit dem Sonnenweg.

Schlagen wir das offizielle Gebetbuch der Kirche, das sog. *Brevier* auf, so finden wir darin heute noch nächtliche Wachstunden (Nocturnen), ein Morgenlob (Laudes), Gebete für die erste, dritte, sechste und neunte Stunde des Tages (Prim, Terz, Sext, Non), ein Abendlob (Vesper) und einen Tagesabschluß (Completorium). Die Besucher jener klösterlichen Stätten, die ihr Pflichtgebet (Officium) öffentlich verrichten, die Besucher etwa von Maria Laach in der Eifel oder von Beuron im oberen Donautal, wissen, daß zu ganz bestimmten Stunden die Mönche durch Glockenzeichen zusammengerufen werden. Auch an den Kathedralen und Stiftskirchen wird täglich wenigstens eine dieser Stunden durch gemeinsames Gebet der Dom- bzw. Stiftsherren ausgezeichnet. Von der Landgräfin Anna von Hessen wird erzählt, sie sei einmal zur Mittagszeit in den Kölner Dom gekommen, in dem eben die Kanoniker ihr Stundengebet, die Horen, verrichteten. Die weiten Hallen waren völlig menschenleer. Da habe ihr die Haltung der Beter, der Klang ihrer Stimmen, der Ernst ihrer Mienen plötzlich deutlich gemacht: „Diese Männer glauben an das, was sie andere lehren." Das sei ein viel entscheidendes Erlebnis auf ihrem Weg zur Mutterkirche gewesen. Wo aber eine große Mönchsschar alle Liebe und Kunst auf die heilige Pflicht verwendet, da ergeht es vielen Fernstehenden, wie es dem Dänen Jörgensen erging, als er die Gründonnerstagmette in Beuron hörte: „Mein Gott, in meinem ganzen Leben hat mich nichts ergriffen wie dieser Gesang!" Und dann muß die Welt noch hören, daß nicht nur Frauen, deren ganze Natur zur stillen

liturgie.de

Versenkung in ein gläubig geliebtes Heiligtum neigt, daß auch kraftvolle und junge Männer sich in die Einsamkeit und in das Stillschweigen ein Leben lang verbannen, um einzig dem Lobe Gottes Tag um Tag und Jahr um Jahr zu weihen!

Immerhin, so fremdartig das ist, so großartig dünkt es auch dem liturgiefremden oder gänzlich kirchenfremden Menschen. Problematischer ist es ihm schon, wenn er einzelne Priester mit dem Brevier in der Hand murmelnd in ihrem Garten spazieren gehen oder gar in der Eisenbahn sitzen sieht. Hier erscheint ihm der Begriff des „Dienstes" doch gar zu sehr verwörtlicht: jeder Priester wickelt da sein „Pensum" ab; es ist nicht einmal knapp bemessen; es nimmt eine Stunde und zwei Stunden und, im Chorgebet, oft noch viel mehr kostbare Zeit in Anspruch. Würde diese nicht besser zur Arbeit oder auch zur Erholung verwendet? Aber noch bedenklicher stimmt ein anderes: die Aufmerksamkeit und das Verstehen, die Sammlung und die Herzensinbrunst wird da einfach auf ganze Stunden hin für das Ablesen formelhafter, fremdsprachlicher, altertümlicher, vielfach kaum verstandener, zuweilen wirklich unverständlicher Texte bemüht. Wäre nicht ein Weniger hier ein Mehr? Ist es nach allem, was uns die Psychologie von den Gesetzen der Aufmerksamkeit und von der Tatsache der Bewußtseinsenge erzählt, überhaupt möglich, hier andächtig zu bleiben, hier denkend oder gar nachdenkend zu lesen, ist es hier überhaupt noch möglich, über die bloße mechanische Verrichtung hinaus eine geistige Nachformung dessen zu vollziehen, was der Psalmist oder sonst ein biblischer Autor, ein Hymnendichter vordenkt? Liegt hier nicht die Gefahr allzunahe, statt des

liturgie.de

Wohlgefallens Gottes sein Mißfallen zu erregen? Steht nicht geschrieben: „Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, aber sein Herz ist weit weg von mir" (Matth. 15, 8)? Wäre es nicht viel besser, man machte es wie der hl. Franz in der Löweschen Ballade, der, wie er das Grillchen zirpen hört, den Psalter zuschlägt und auf das Lied des Grillchens hört: „Wie groß ist Gott im Kleinen!" Solche Fragen sind gewiß nicht frivol und auch nicht ganz müssig: Ob einer, dem sie niemals aufsteigen, überhaupt ein homo religiosus genannt werden kann, mag ruhig bezweifelt werden.

Die Kirche weiß aber genau, was für eine Last sie dem Ordensmann und dem Priester mit dem Officium aufbürdet; sie ist auch oft genug durch neuerungsbeflissene Verächter darauf aufmerksam gemacht worden. Sie weiß ebensogut, daß vielfach die innere Reinheit der Absicht eine vollkommene äußere Erfüllung ersetzen muß. Dennoch wird diese Art des Gotteslobes nie in ihr verstummen. Denn auch ein Lippengebet, auch ein Beten in Formeln, ein Nachbeten dessen, was Meister des Gebetes vorgebetet haben, kann eine wahre und würdige Gabe an Gott bedeuten. Christus selbst hat ja in manch einem großen Augenblick seines Erdenwallens mit den Worten des Psalmisten zum Vater gerufen und nicht in freiem Ausbruch des Geistes. Beim Abschied des Herrn von seinen Jüngern vertrug sich das schönste aller freien Herzensgebete, das Hohepriesterliche Gebet, sehr wohl mit dem altüberlieferten Hallel, den letzten Liedern des Psalmenbuches; und als er in höchster Todesangst am Kreuze hing, also gewiß so ernst mit dem Willen seines Vaters rang wie niemand vor ihm, da rief er den Eingangsvers des 21. Psalmes: „Gott, mein Gott, warum hast du

liturgie.de

mich verlassen?" Es ist auch ganz undenkbar, daß die Jünger den Herrn, der ihnen auf ihre Bitte: „Lehre uns beten!" das Vaterunser vorsprach, ganz falsch verstanden hätten, wenn sie von nun an den Wortlaut dieses Gebetes als geheiligte Formel festhielten und diese als Lot und Richtschnur alles Betens im Geiste und in der Wahrheit ansahen. Was auch ein Pflichtgebet zu würdigem Herzensdienste macht, ist der Einklang der Gesinnung und des Ausdruckes, die Sinnsetzung von der Absicht und nicht vom Intellekte her. Recht und tief verstanden kann aber das Chor- und das Breviergebet nur werden, wenn es als Ausdruck nicht der individuellen Herzenssuche nach Gott, sondern als die Stimme der ganzen Kirche, als ein Werk der *Ecclesia orans*, der betenden Kirche, verstanden wird. Ebenso wie die Sakramentalien wirken ex opere operantis ecclesiae, so hat auch das „Pflichtgebet", das St. Benedikt als „opus Dei", als „den Dienst vor Gott" schlechthin bezeichnet, seine Wohlgefälligkeit vor Gott und seine Wahrhaftigkeit vor dem menschlichen Gewissen nicht aus der Tugendfülle und Andachtstiefe des einzelnen Beters, sondern aus der Heiligkeit und frommen Absicht der Weltgemeinde, der Gemeinschaft der Heiligen, aus den Lebensvorgängen des geheimnisvollen Leibes, der aus dem Haupte Christus sein Leben hat und seine Werke tut. Der Mensch, der auch im Beten Individualist bleiben will und hier zu allererst und zu allerletzt, wird sich sehr schwer tun, diesen Gedanken nachzudenken; das Verständnis wird ihm aber nur aufgehen, wenn er nicht die Liturgie, sondern das Dogma zuvor zu begreifen sucht, wenn er nicht das Brevier, sondern das Neue Testament um seinen Sinn befragt.

liturgie.de

2. Ordnung des Gotteslobes

(11. Sonntag nach Pfingsten)

Wir haben das Stundengebet, das von Kanonikern, Mönchen und Nonnen im Chor und von den übrigen Klerikern höherer Weihegrade nur in ideellem Anschluß an die Gesamtheit als „Breviergebet" verrichtet wird, „die Stimme der Kirche" genannt. Dieser Name hat seinen Rechtsgrund darin, daß die kirchliche Autorität jeden einzelnen aus der großen Beterschar zu diesem „täglichen Dienst" beauftragt und verpflichtet. Sein Realgrund aber liegt im tiefsten Wesen der Gemeinschaft der Heiligen: Wie die ganze Kirche bei der heiligen Messe mitopfert mit ihrem Haupte Christus, so betet sie hier in Gemeinschaft mit dem Geiste, der sie durchwaltet und für uns alle eintritt „mit unaussprechlichen Seufzern" (Röm. 8, 26). Der Name hat aber auch sozusagen einen „Materialgrund", weil den Hauptbestandteil der Gebettexte das alttestamentliche *Psalmenbuch* bildet, das schon Ambrosius als „die Stimme der Kirche" bezeichnet hat. Etwa die Hälfte der 150 Lieder, die in diesem Buch gesammelt sind, haben den König David zum Verfasser, während die andere Hälfte von verschiedenen Frommen der Zeit vor und nach dem babylonischen Exil, oder auch der Verbannungszeit selber, stammt. In diesen Liedern spiegelt sich nicht nur die Geschichte des alten Bundesvolkes, sondern auch der ganze Umfang seiner Gottesvorstellung, die ganze Spannweite seiner Empfindungen, nicht minder jedoch die Unvollkommenheit seiner sittlichen Begriffe. Fluch- und Rachegedanken kann der Christ dem Psalmisten nicht mehr nachbeten. Dafür hält er sich an einen prophetischen und

liturgie.de

typologischen Sinn der Psalmen, der den Kampf und Sieg des Messias über seine Feinde meint. Unter dieser Voraussetzung kann das Buch der Psalmen seine unvergängliche Weihe und Kraft auch in der neutestamentlichen Kirche erweisen, die es in Hochschätzung seiner Lieder dem göttlichen Meister und seinen Aposteln gleichtun will.

Die frühe Kirche pflegte das Erbe treu, so daß es in allen Schichten der Gemeinde in einem Maße lebendig wurde, das wir uns heute gar nicht mehr vorstellen können. An den Psalmtexten freuten sich die Kinder, erbauten sich die Großen, trösteten sich die Verfolgten, ermunterten sich die Werkleute bei der Arbeit. Sie umrauschten das hl. Mysterium und klangen hinein in die stillsten Stunden der Zwiesprache mit Gott. Die nach Vollkommenheit strebten, beteten vielfach alle 150 Lieder im Laufe jeden Tages durch, so daß es der hl. Benedikt schon als „Trägheit" empfand, wenn er sie in weiser, für seinen Orden heute noch gültiger Anordnung über die ganze Woche hin verteilte. Als zu Ostern des Jahres 386 Ambrosius mit dem treuen Volk durch Arianer in der Kirche eingeschlossen und belagert war, lehrte er die Leute „nach Weise der Orientalen" zu psallieren, d. h. nach Art der heute so beliebt gewordenen „*Sprechchöre*" in leicht faßbaren Melodien, Vers um Vers an Halbchöre verteilt, zu singen. Damit verkürzte er das Warten und richtete die bangen Gemüter wieder auf. Noch nach Jahren gedachte Augustin der Mailänder Gebräuche mit ungemindertem Entzücken: „Wie mußte ich weinen, o Gott, bei deinen Hymnen und Gesängen, wo die süßtönenden Klänge deiner Kirche mich heftig bewegten! Jene Klänge strömten in mein Ohr, es träufelte wie flüssig geworden deine Wahrheit mir ins

liturgie.de

Herz, es entzündete sich daran alsbald die Glut der Andacht, es flossen die Tränen und es war mir so wohl dabei!"
In dem feinmaschigen Geflecht des Andachtsteppiches, den das Offizium der göttlichen Majestät zu Füßen legt, geben auch heute noch die Psalmen das eigentliche Bild ab. Jedem Wochentag und jeder einzelnen Gebetsstunde sind eine Anzahl von ihnen zugeordnet. An Festtagen werden sie nach der inhaltlichen Beziehung zum Festgeheimnis eigens gewählt und diese Beziehung durch eine am Anfang und am Ende zu sprechende „*Antiphon*", eine Art Kehrvers, verdeutlicht. An den letzten Vers des Psalms wird jeweils ein „Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist", die sog. kleine *Doxologie*, angefügt. Ungemein reich gestalten das Gesamtgewebe kürzere oder längere *Lesungen* aus den Heiligen Schriften beider Testamente, aus den Erklärungen der Väter zu den biblischen Texten, speziell aus ihren Predigten über die Evangelienabschnitte, sowie kurze Lebensbeschreibungen der Heiligen. Ähnlich, wie der Chor des antiken Theaters das dramatische Geschehen durch betrachtende oder stimmungleitende Wechselgesänge unterbrach, folgen auf die Lesungen die sog. *Responsorien*, dazu treten metrische *Hymnen* verschiedener christlicher Dichter, unter denen Ambrosius, der Vater des abendländischen Hymnengesanges, Prudentius, Sedulius,Venantius Fortunatus, nicht zu vergessen Thomas von Aquin, der Verfasser des Fronleichnamsoffiziums, hervorragen. Andere kleinere, aber feinfühlig gesetzte Einschläge des Ganzen, wie Orationen, Versikel usw. seien beiläufig genannt. Wurde das Offizium im Chor verrichtet, so lasen früher mehrere Beter zusammen aus Foliobänden, deren jeder eine bestimmte Art der Texte ent-

liturgie.de

hielt und darnach benannt wurde: Psalterium, Hymnarium, Antiphonarium usw. Wie bei der Meßliturgie, ging auch hier die Tendenz der geschichtlichen Entwicklung auf Kürzung und Vereinfachung, worin im Falle des Offiziums merkwürdigerweise der päpstliche Hof voranging.

Die neuentstandenen Bettelorden konnten ihren wandernden Mitgliedern natürlich nicht ganze Bibliotheken mitgeben, damit sie den göttlichen Dienst auch außerhalb der Klöster nicht zu unterlassen bräuchten. So bediente man sich eben der „kurzen Fassung" *(Breviarium)*, wie sie in der päpstlichen Kurie gebräuchlich geworden war. Es folgten dann mancherlei Reformen, zuletzt noch unter Pius X. eine Neuverteilung des Psalteriums über die Woche hin. Andere Verbesserungen, z. B. eine kritische Nachprüfung der Heiligenbiographien und die Gesamtrevision des lateinischen Bibeltextes, sind in Arbeit. In den Psalmen zumal finden sich nämlich nicht wenige unverständliche Stellen, woran die oftmalige Übersetzung erst aus dem Hebräischen in das Griechische, dann aus dem Griechischen ins Lateinische die Hauptschuld trägt. Die Psalmtexte, die in der Meßliturgie gebraucht werden, weisen mancherlei Unterschiede gegenüber den im Brevier gebräuchlichen auf. Sie sind zwei verschiedenen Übersetzungen entnommen, die aber beide vom hl. Hieronymus stammen.

Wie nun die einzelnen Nacht- oder Tagesstunden aufgebaut sind, ist dem Laien, der das Kirchenjahr eifrig mitlebt, nicht ganz unbekannt, falls er nicht gar das Brevier selbst oder das kleine marianische Offizium liebgewonnen hat oder aus einem Laienbrevier kernige Geistesnahrung sucht. Die drei *Nocturnen* werden ja öffentlich verrichtet wenigstens in der

liturgie.de

Christnacht und am Mittwoch, Donnerstag und Freitag der Karwoche. Nur einige strenge Orden erheben sich noch zu ihrer Absingung aus der Mitte des Schlafes, sonst werden sie in den frühen Morgen verlegt, woher sie den Namen Matutin oder Mette, d. h. Frühgebet, erhielten, bzw. am Vorabend „antizipiert", d. h. vorausgenommen. In Domkirchen geht dem Hochamt die feierliche „*Terz*" voraus, um den innigen Zusammenhang von Messe und Offizium zu betonen. Allgemein bekannt und vom Volk ungemein geschätzt sind die *Vespern* am Nachmittag wenigstens der höchsten Feste. In manchen Gegenden singt dabei das Volk selbst die Psalmen in Latein oder auch in deutscher Sprache. Es sind deren vier oder fünf, jeder umrahmt von einer Antiphon, die zugleich auf den Inhalt des Psalmes und auf den Gedanken des Festes sinnreich Bezug nimmt. Darauf folgt eine kurze Schriftlesung, ein Hymnus und das strahlende „Magnificat", eines der sog. Cantica, der Lieder aus der Schrift, die gleich den Psalmen rezitiert oder gesungen werden; hier wird gewissermaßen die gesegnete Gottesbraut Maria die Chorführerin der Kirche. Während des Canticum werden Altar, Priester und Volk beräuchert, womit die alte Herrlichkeit des Tempelgottesdienstes wieder auflebt und die ewige Liturgie am himmlischen Altar unseres Hohepriesters Christus vorausgebildet wird. So wandert, wie das Opfer Christi, auch das Gotteslob der Kirche unablässig um die ganze Erde und erfüllt nun doch buchstäblich die Mahnung der Schrift: „Ihr sollt allzeit beten" (Lk. 18, 1).

liturgie.de

3. Geschichte der Kirchensprache

(12. Sonntag nach Pfingsten)

Die Sprache, in der die Weltkirche ihre Liturgie feiert, ist eine sog. „tote", d. h. nicht mehr gebräuchliche, nicht mehr veränderliche und auch dem Großteil der Hörer nicht mehr verständliche Sprache. Nichts scheint nun dem Sinn des Sprechens so wesentlich zu widersprechen als ein solches Sprechen in Formen, die aus einer längst versunkenen Welt, aus anderem Volkstum, anderer Zeit und Weltgegend übernommen, also nicht Naturlaut echter eigener Empfindung sind, in Formen, die zudem keine bestimmten Vorstellungen im Geist des Hörers erwecken, sondern höchstens den Gesamteindruck einer erhabenen, geheimnisvollen, übermenschlichen, wohl auch ein wenig unmenschlich-unheimlichen Welt vermitteln. Bei manchen Außenstehenden kam dadurch die Kirche in den Verdacht, sie wolle ihre Liturgie nicht verständlich, sondern unverständlich machen, damit der Laie in die Reservatgebiete der Priesterschaft nicht einbreche, damit er in der Angst des Tieres vor dem „numinosen" Etwas und unter der Wolke des Geheimnisses vor dem fernab donnernden Schritt des göttlichen Wesens verbleibe. Ja, es konnte ernst zu nehmenden Wissenschaftlern einfallen, daß sie die „magische" Wandlungsgewalt oder Heiligungsgewalt sakramentaler Formeln von der Fremdsprache oder der Unhörbarkeit für profane Ohren abhängig machten. Da kann es auch nicht mehr wundernehmen, daß Ahnungslose und — Achtungslose in der katholischen Liturgie nur eine abendländische Form atavistischer Neigungen zum Zauberpriesterwesen, zum Medizinmann-Glauben erblicken.

liturgie.de

Es sollte nun nicht schwer sein, die Sinnlosigkeit solcher Deutungen aus der Tatsache zu entnehmen, daß die Kirche sämtliche liturgischen Texte ohne Ausnahme in die Volkssprachen übersetzen läßt und sogar dringend wünscht, daß *Urtext* und *Übersetzung* in den Händen aller Gläubigen fleißig studiert und beim Gottesdienst mitgelesen werden.

Die Kirche hat durchaus nicht vergessen, daß ursprünglich Volkssprache und Kultsprache eines waren, daß die Liturgie ursprünglich und lange Zeit hindurch bestimmt war, verstanden zu werden, und daß sie wirklich verstanden wurde. Es hat ja auch niemals Geheimdogmen nur für Theologen gegeben, niemals eine eigene Moral für den Klerus, niemals „monita secreta" für die Jesuiten, niemals eine besondere Sündenvergebung für den Papst. Bei all ihrer Ehrwürdigkeit ist die gebräuchliche Kultsprache kein unersetzliches Gut der Kirche. Kein Gottesbefehl und keine Offenbarungslehre zwingt die Kirche, an ihr festzuhalten. Nichts hindert sie, von heute auf morgen jeder Nation die Feier der heiligen Geheimnisse in der lebendigen Volkssprache zuzugestehen, als — ihre Weisheit! Wer weiß, ob sie nicht den Schritt hier und heute tun würde, wenn sie nur die Klugheit befragte. Jedenfalls wurde ihr der gute Rat oft genug gegeben, so im französischen Jansenismus, in der deutschen Aufklärung, in der Zeit der altkatholischen Bewegung, im neuen Jahrhundert oder auch „Jahrtausend" des absolut gesetzten Nationalismus. Wo aber Weisheit und Klugheit sich im gleichen Rat begegnen würden, könnten sie sich auf die ehrwürdigsten „Präzedenzfälle", ja, auf die älteste Tradition selbst berufen.

Zweifellos wurde in den ersten christlichen Jahrhunderten

liturgie.de

die Eucharistie in der Muttersprache ebenso der Judenchristen wie der Heidenchristen, in den drei Volkssprachen des Mittelmeergebietes, die in der Kreuzesaufschrift gebraucht waren, gefeiert. Dabei wog jedoch das Griechische vor, das als „koine" die Sprache ebenso der Bildung wie des Handels im ganzen Bereich der römischen Herrschaft bildete. Auch in Rom trat das Volkslatein erst im 4. Jahrhundert an die Stelle der älteren Verkehrssprache der ersten Christenheit, in der auch die neutestamentlichen Schriften umliefen. Im 9. Jahrhundert schufen dann Cyrillus und Methodius den neubekehrten Slawen eine Kirchensprache eigener Prägung, die bis heute bei Russen, Ruthenen, Serben und Bulgaren in Gebrauch blieb. Man mag es bedauern, daß nicht auch die neubekehrten Germanen sprachschöpferische Genies zu Missionären hatten.

Das Althochdeutsche, das die irischen, britischen oder römischen Glaubensboten vorfanden, war jedoch bei weitem nicht so reich entwickelt, daß es die Ideenfülle des Evangeliums und den Formenreichtum der Liturgie hätte rein darstellen können. Das Erwachen der deutschen Stämme hinein in den Morgen des Christentums fiel noch dazu zusammen mit ihrem Erwachen hinein in eine Neugeburt klassischer Bildung, die wir „Karolingische Renaissance" nennen. Schon damals war der deutsche Drang in die Weltweite stärker als der Drang nach nationaler Selbstbehauptung. Wer dies als das Verhängnis und die Todesgefahr für deutsches Wesen ansieht und nicht als eine Mahnung der Natur, mit nichts Engerem als dem ganzen Umfang des Menschlichen zufrieden zu sein, der muß freilich Bonifatius, Karl den Großen und seinen Alkuin, der muß auch die St. Gallener und

liturgie.de

Reichenauer Mönche für Schädlinge halten. Er muß aber mit dem gesamten deutschen Idealismus, mit Goethe und Schiller auch Martin Luther aus der Reihe der vollbewußt deutschen Menschen ausscheiden. Denn selbst Luther, der größte Förderer der neuen deutschen Schriftsprache, rührte bis 1523 überhaupt nicht an die lateinische Kultsprache und ersetzte sie erst 1526 im Sonntagsgottesdienst mit der deutschen, während die Wochengottesdienste lateinisch blieben. Dementsprechend weisen die Agenden der deutschen Landeskirchen noch jahrhundertelang eine reichliche Verwendung lateinischer Texte auf. Auch der Protestantismus zog nur sehr zögernd die Folgerung aus seiner Grundansicht, daß das liturgische Wort die gleiche Aufgabe habe wie das Predigtwort, nämlich zu missionieren und zu erbauen. Den Vätern des Tridentinischen Konzils erschien es aber, obwohl sie diese Nebenwirkung der Liturgie zu fördern trachteten, „nicht als nützlich, daß die Messe allenthalben in der Landessprache gefeiert werde" (22. Session, 8. Kap.). Diesen Standpunkt erhält die Kirche noch heute aufrecht. Die Armenier, Kopten, Abessinier, Syrer, Malabaren und andere frühbekehrte Völkerschaften feiern die Liturgie in der „toten" Sprachform ihrer nationalen Frühzeit. Damit sind der Fortbildung und erst recht einer Fernwirkung dieser Riten enge Grenzen gesetzt. Wenn deutsches Wesen in Einzelheiten einen vielfältigen und in der geistigen Haltung einen tiefgehenden Einfluß auf die Gesamtentwicklung der römischen Liturgie gewann — wir wiesen in diesem Buche immer wieder darauf hin —, dann ist der Gewinn aus der Entbehrung dankbar zu preisen. Es erfüllte sich nur ein unerbittliches Gesetz in der Geisteswelt, als die gotische Liturgie der Arianer vor

liturgie.de

der Sonne spätrömischer Bildung in nichts zerging. Und selbst diese, von dem Mischling Ulfilas geschaffene „deutsche" Art des Gottesdienstes war reichlich mit griechischem Brauch und Sprachgut durchsetzt gewesen. Der Gebrauch lebender Sprachen wurde von der römischen Kurie nur selten zugestanden, so für die Melchiten Syriens der Gebrauch des Arabischen, für einzelne Diösesen auf dem Balkan die Einführung eines modernisierten Slawisch, für Jugoslawien die Verlesung von Episteln und Evangelium in alter und neuer Sprachgestalt. Eine schematische Einheit wurde also von der Kirche nie gefordert. So bestehen gegenwärtig etwa zwölf verschiedene Kultsprachen innerhalb der katholischen Weltkirche. Was die Zukunft etwa mit der Rückkehr getrennter kirchlicher Gemeinschaften zur Einheit mit Rom bringen kann, weiß heute noch niemand zu sagen. Man darf jedoch annehmen, daß die Annahme der lateinischen Kirchensprache schwerlich eine erste und unbedingte Vorbedingung der Wiedervereinigung darstellen wird.

Soviel zum geschichtlichen Verständnis der Kultsprache. Zum ideellen, sachlichen Verständnis wird noch Eindringlicheres zu sagen sein.

4. Bedeutung der Kirchensprache

(13. Sonntag nach Pfingsten)

Wir werden allzeit in Cicero und Horaz Meister des lateinischen Stiles sehen. Aber wir haben es uns abgewöhnt, in ihnen die Schulmeister aller Latinität zu verehren. Die Ausdruckskraft der Sprache Roms hat sich auf diesen Höhepunkten nicht erschöpft, ihre Entwicklungsfähigkeit ist auf ihnen nicht eingefroren. Woher nahm denn eine schachtel-

liturgie.de

und regelfreudige Philologie das Recht, Cicero nicht nur als klassisch, sondern auch als kanonisch zu erklären? Wir haben uns ihrer Tyrannei so weit entwunden, daß uns heute tertullianische Sentenzen mehr sagen als ciceronianische Perioden, daß wir die Prägnanz der Schriften des hl. Ambrosius als echt römisch, als unvergleichlich römisch empfinden und in der bilderreichen Beredsamkeit des hl. Augustin mehr als Wortakrobatik erblicken. Wir waren dem Humanismus allzulange hörig gewesen, der das „*Kirchenlatein*" als „Küchenlatein" verspottete, das Spätlatein als „Vulgärlatein" abwertete und die Vulgata, die Bibelübersetzung des hl. Hieronymus, sozusagen mit dem Rotstift in der Hand las. Die meisten Texte unserer liturgischen Bücher sind Übersetzungen. Das wird stets fühlbar bleiben, besonders bei den Psalmen. Dennoch werden wir den Wohllaut und den rhythmischen Schwung, die Erhabenheit der Redeweise, alles, was die Schönheit einer echten Kultsprache ausmacht, täglich neu genießen. Der Kenner erschrickt förmlich vor der Idee, diese Texte könnten ihm plötzlich in modernen Sprachen erscheinen, selbst wenn ein neuer Hieronymus sie neugewendet und -gewandet hätte, selbst wenn ihre Einheitlichkeit und Vielgestalt zugleich in einem Deutsch wiederkehrte, das mit der Altersdichtung Goethes und der Hymnik Hölderlins gleichwertig sein müßte. Eher möchte schon eine kongeniale Übersetzung in die romanischen Sprachen gelingen. Hier wäre aber eine solche nicht gleich notwendig.

In romanischen Ländern versteht ja auch der Mann aus dem Volk wenigstens die gebräuchlichsten Gebete und Gesänge der Liturgie und gebraucht sie wie Mutterlaute. Der größte

liturgie.de

lebende Väterforscher, der Benediktiner Germain Morin, erzählt im 25. Jahrgang des „Hochland" (Vom Geiste und von der Zukunft der katholischen Liturgie, S. 253 ff.), er habe als Siebzehnjähriger schon alle Texte und Melodien des Kirchenjahres auswendig gekonnt, ohne je ein Buch in der Hand gehabt zu haben. Das tägliche Hören in einer dem Franzosen leichtfaßlichen Sprache hatte dies ermöglicht. Es ist daher durchaus verständlich, wenn er „eine Art individuelles Schisma" darin sieht, wenn ein gebildeter Katholik nicht mit Aug' und Ohr dem Geschehen am Altare zugewendet bleibt, sondern in seinem Buch die Übersetzung der Meßgebete nachliest. Dabei ist dieses Verfahren noch ein Versuch, jenes liturgische Kollektivschisma zu überwinden, das vor Einbruch der sog. „Liturgischen Bewegung" bei uns bestand, wenn sich der Gläubige auf die „drei Hauptteile" durch ein Glockenzeichen aufmerksam machen ließ, sofort aber wieder in sein frommes Glück im Winkel zurücksank. Solche individualistische Aufspaltung einer Gemeinde mag dem Deutschen von Natur aus liegen. Fast unvermeidlich wurde sie jedoch, wo die Kirchensprache nicht verstanden werden konnte und noch dazu an eine liturgische Bildung, an eine Erziehung zum Verständnis des Allernötigsten kaum mehr gedacht wurde.

Gründliche Abhilfe wäre nun auf zweierlei Weise denkbar: Entweder lernen alle deutschen Katholiken, wenigstens die Gebildeten, Latein, oder der Priester liest in nichtromanischen Ländern die Messe in der Volkssprache. Im Ernst müßten so radikale Forderungen erhoben und erfüllt werden, wenn der Gottesdienst eine Art Predigt und Volksunterricht, nichts als „*Dienst am Worte*" wäre. Diese Meinung ist aber

liturgie.de

völlig unkatholisch. Zudem wäre es praktisch unmöglich, in großen Kirchen eine deutsche Messe allen Gläubigen verständlich zu lesen. Einem fragwürdigen und nicht zu großen Gewinn stünde hier ein riesengroßer Nachteil mit Gewißheit gegenüber. Die Katholizität der deutschen Katholiken würde herabgestimmt, indem der Zusammenhang mit einer zweitausendjährigen, ehrwürdigen Überlieferung, mit der Geschichte der Gesamtkirche gelockert würde, indem die Einheit im Glauben weniger sinnfällig darzustellen wäre, indem das Gefühl der Lebensverbindung mit der Gemeinschaft der Heiligen auf Erden schwinden müßte, indem die Treuebindung an den Mittelpunkt der Einheit weniger innig empfunden würde, dafür aber ein Schutzwall gegen nationalkirchliche Bestrebungen fiele, indem eine Scheidewand zwischen dem Heiligen und dem Profanen einbräche, indem zuletzt mit der Richtigkeit der Texte auch die Reinheit des Glaubens in Gefahr käme. Gewiß, alle diese Folgen *müssen* nicht eintreten, aber es ängstigt den treuen Katholiken schon die nähere oder entfernte Gefahr, daß sie eintreten können. Wir Deutsche lassen uns deshalb gerne abmahnen, so radikale Forderungen an die kirchliche Zentralgewalt zu stellen, wie sie zuletzt (1896) von den Ungarn ohne Erfolg gestellt wurden.

Dom Morin macht nun einen beachtlichen Vorschlag, wie in nichtromanischen Ländern die *Volkssprache* mit Nutzen *in die Meßliturgie einbezogen* werden könnte. Selbstverständlich will er den Kanon als speziell priesterliches Gebet von aller Popularisierung ausgenommen wissen. Aus dem „Wortgottesdienst" sollten jedoch möglichst viele Texte gemeinverständlich vorgetragen, Gemeinbesitz des ganzen Volkes

liturgie.de

werden. Er wünscht daher die Schaffung eines deutschen Hymnenschatzes, der Introitus, Graduale, Offertorium u. a. poetisch wiedergeben sollte, wofür die Kirchenliedersammlung von Rat *Schlosser* vorbildlich sein könnte. In der Tat hat das Liturgische Apostolat von Klosterneuburg diesen Weg beschritten und in kleinen Heftchen derartige Lieder gebracht, die z. T. von dem Salesianer Hugo Weber stammen. Bei aller Anerkennung der schönen Idee möchten wir dennoch hoffen, daß nun nicht „drauflos" gedichtet wird. Sonst müssen wir ein Stilgemenge befürchten, wie es in dem gutgemeinten und sicher vielfach liebenswerten Versuch der *Jugendbewegung* vorlag, die „Katakombenchristentum" und Wandervogelbräuche kühn kombinierte und das Ganze dann „Gemeinschaftsmesse" nannte. Es wäre zu wünschen, daß diese Bezeichnung möglichst bald wieder verschwindet. Sonst kommt es zu der grotesken Erscheinung, daß sich die Liebhaber des neuen Bewegungsstiles aus dem Pfarrgottesdienst gänzlich herausgewöhnen, der doch wesentlich „Gemeinschaftsgottesdienst" auch dann bleibt, wo er „stilistisch" nichts von dieser Wesensart verrät. Oder es kommt zu der noch schwerer erträglichen Groteske, daß sich der Kreis eines Führers der Bewegung noch einmal von der allgemein zugänglichen „missa recitata" absondert, wie es tatsächlich vor einigen Jahren auf einer großen Tagung geschah. Solche stilwütige Neuerer tragen die Schuld, wenn einerseits die kirchliche Autorität sich vorsichtig dem Fortschritt verschließt und andererseits die „unbewegte" Masse der Frommen mit Recht die völlige Stille der Privatmesse sucht.

Was allgemein zur Lösung des Problems geschehen könnte und sollte, ist zunächst, daß die wesentlich zur Belehrung

liturgie.de

des Volkes bestimmten Leseteile des Meßformulars, Epistel also und Evangelium, in der Volkssprache wiederholt werden, daß die Predigt wieder ihren alten Platz nach dem Evangelium und ihren alten Charakter als Erklärung des Evangeliums erhält, daß, wie es neuere Diözesanritualien ohnehin nahelegen, bei der Sakramentenspendung, bei Weihungen aller Art, beim Begräbnis u. a., reichlich Gebrauch gemacht wird von der Landessprache. Im übrigen wird der Gebrauch der Übersetzungen und Erklärungen nach wie vor seine Bedeutung behalten. Gewiß sind Übersetzungen nur ein „Notbehelf", wie Dom Morin sagt, aber wer sich eifrig behilft, wird bald von der Not nicht mehr viel spüren. Gewiß spricht unser Herz wie unser Mund lieber und leichter Deutsch als Latein, aber der Himmel versteht beides, wenn es aus lauterer Gesinnung kommt. Und über alles dies ist das Seufzen des Heiligen Geistes in der Seele „unaussprechlich" (Röm. 8, 26). Wo alle Sprachen aufhören, da bleibt die Liebe (1. Kor. 13, 8).

5. Die Kirchenmusik

(14. Sonntag nach Pfingsten)

„Cantare amantis est", „Singen ist die Sache des Liebenden". Dieses feine Wort Augustins erklärt die Entstehung aller religiösen, besonders aber der kultischen Musik. Gehobene Seelenstimmung will gehobenen Ausdruck. Die Sprache erhöht sich so zum Gesang. Die Nähe des Heiligen schafft Feierlichkeit, die alle Ausdrucksmittel des Menschen in Zucht nimmt. Man will sich erinnern, daß Mozart alle seine Werke dafür hergegeben hätte, der Schöpfer der Paternoster-

liturgie.de

weise des Chorals zu sein. Jedenfalls zwingt die Art, in der hier nur fünf Töne das feierliche Geradeaus gehobenen Sprechens zur Melodie gestalten, dem Hörer das Empfinden auf: So spricht der Ergriffene am würdigsten zu Gott! Ähnlich wirken die knappen Tonschritte, die das bloße getragene Rezitieren der Gebets- und Lesetexte zum Gesange wenden. Die Terz, die Quint, die Senkung um einen Halbton, lauter erste Bauelemente aller Musik, werden hier in ihrem ganzen Wert so stark aufgenommen, wie nur mehr — diese Verwandtschaft ist nicht von ungefähr — in den großen Themen der Brucknerschen Symphonien. Urlaute der Seele, die zum Ewigen redet! Darum auch allgemein faßlich, gleichfaßlich für den nicht gänzlich unmusikalischen Solisten wie für den gewaltigen Chor von Natursängern.

Man sage nicht: „Die alte Kirche übernahm diese Singweisen, weil eben keine anderen vorlagen, weil ihr diese von der Synagoge und von der griechischen Antike her ohnehin vertraut waren. Wären die äußeren Mittel der Vokal- und Instrumentalmusik damals schon reicher entwickelt gewesen, so hätte die Kirche auch diese sich dienstbar gemacht. Choral ist also aus Not und Armut geboren, er ist zeitgebundene Tonsprache einer versunkenen Kulturwelt, nur die Gewöhnung läßt ihn uns als spezifisch religiöse, kirchliche, kultische Musik erscheinen. So wenig der Basilikenstil als allein des Heiligtums würdiger Stil zu gelten hat, so wenig darf der Choral als Ideal der Kirchenmusik hingestellt werden." Derartigen Auffassungen ist entgegenzuhalten: Urlaute sind und bleiben Naturlaute, alle Weiterentwicklung geht von ihnen aus, ohne sie je auszuschalten. Auch die höchstentwickelte Musik wird darum, soll sie würdige Diene-

liturgie.de

rin des Heiligtumes bleiben, die Ursprungsverwandtschaft mit dem Choral wahrhaben und betonen müssen. Es ist darum nicht formalistischer Purismus, sondern Treue zum innersten Wesen, nicht akademischer Historismus, sondern Sorge um unvergänglichen Besitz, wenn die kirchliche Autorität Recht und Wert aller Kirchenmusik am Choral als dem kanonischen Ideal mißt. Er wird in alle Zukunft die Tonsprache des amtierenden Priesters sein.

Jeder Gläubige hört die Gesänge vom Altare her. Er soll darum auch einiges vom Stil dieser Gesänge und von ihrer Geschichte wissen. Der Choral hat sein *Tonmaterial* im Umfang einer menschlichen Stimme den acht Tonleitern entnommen, aus denen die acht Tonarten der Antike sich herleiten. Aus diesem bescheidenen Material baut er bei grundsätzlicher Einstimmigkeit eine Fülle von *Melodien*, indem er entweder jeder Textsilbe einen eigenen Ton zuteilt oder über einer einzigen Silbe eine ganze Reihe von Tönen auftürmt. So unterscheiden sich syllabische und melismatische Gesänge. Den gleichen Melodien werden vielfach die verschiedensten Texte unterlegt, so daß die „typischen" Melodien fast zahlreicher sind als die den Text einmalig illustrierenden. Der *Rhythmus* folgt dem natürlichen Fluß der Sprache, hier des Spätlateins, das nicht mehr wie das klassische Latein lange und kurze Silben unterscheidet, sondern betonte und unbetonte, wie ja überhaupt die neueren Sprachen von Hebung und Senkung des Tones stärker bestimmt werden als von der Länge und Kürze der Wortsilben. Im natürlichen Fluß der Sprache folgten auf eine betonte nicht mehr als eine oder zwei unbetonte Silben, ohne daß wenigstens ein neuer Nebenakzent einträte. Diese zwei- oder dreiteiligen

liturgie.de

Sprachgebilde werden dann durch Haupt- und Nebenakzente und eine steigende und fallende Stärkeverteilung zum Satz zusammengefaßt, der die Phrasen und Perioden des Melodiebaues bestimmt. Eine regelmäßige, taktmäßige Aufteilung kennt die Choralmelodie nicht. Dadurch waren, als diese Kirchenmusik mit der Zeitmusik noch identisch war, alle tänzerischen oder kriegerischen Anklänge auszuschalten. Wie er einstimmig und freirhythmisch war, so war der Choral anfangs auch *unbegleitet*. Heute sucht man in der Regel durch eine diskrete Orgelbegleitung, die sich im Charakter der antiken Tonarten hält, den Eindruck des Archaischen und Asketischen zu mildern und so dem modernen Klangempfinden die notwendigsten Zugeständnisse zu machen. In der Tat dürften gegenwärtig nur wenige Chöre gleich dem der Benediktiner von Solesmes mit solcher Stilsicherheit und Tonschönheit singen, daß eine Begleitung den Eindruck nur schädigen würde. Die Primitivität der Mittel, mit denen die Choralkomponisten von der Frühzeit bis ins hohe Mittelalter hinein arbeiteten, hinderte nämlich durchaus nicht, daß viele Stücke, wie Gradualgesänge, Responsorien u. a., eine ungemein reiche Melodie bis an die Grenzen des technisch und stilistisch Möglichen entwickeln, also reinen Kunstgesang, ja eine Art Ziergesang darstellen. Seit die kirchliche Gesetzgebung durch Pius X. und Pius XI. die Choralpflege wieder als erste Aufgabe aller Kirchenmusik forderte, wird darum der Kenner zwar viel guten Willen, aber nur selten ein wahrhaft beglückendes Gelingen feststellen können. In unseren Gegenden wird es noch lange dauern, bis der Stand erreicht ist, unter den romanische Länder vielleicht nie herabgesunken sind. Erste Bedingung

liturgie.de

wäre jedenfalls dafür, daß alle Chormeister auch Choralmeister wären.

Der Choralgesang ist von Anfang an durch *Tradition* von Meister zu Schüler, von einer Schule zur anderen erhalten und fortgebildet worden. Nur die einfachsten Gesänge blieben dem gesamten Volk überlassen. Die übrigen übernahm ein nahe beim Altar stehende „Schola", die auch das Vorrecht hatte, das Wasser zum Vollzug des hl. Opfers darzubringen. Die berühmteste „Schola" ist die des hl. Papstes Gregorius d. Gr. (590—604), der sich auch als Sammler der liturgischen Gesänge so verdient machte, daß der Choral heute noch „gregorianischer Gesang" genannt wird. Den Unterricht im Singen und die Leitung des Vortrages führte der Magister aus, indem er Höhe und Tiefe der Töne, Auf und Ab der Tonstärke, das Tempo des Vortrages und die rhythmische Gliederung durch Winke (neuma) mit der Hand vorzeichnete. Daher erhielten auch die buchstabenähnlichen Zeichen, die zur Niederschrift der mündlichen Tradition verwendet wurden, den Namen: *Neumen.* Diese dienten anfänglich nur als Gedächtnisstütze; als sich selbst erklärende Notenschrift wurden sie erst brauchbar, als man durch Einziehung von einer bis zu vier Linien die Tonhöhen fixiert und die Grundform viereckiger „Punkte" für die einzelnen Noten gefunden hatte. Dabei blieben mancherlei Unterschiede zwischen der römischen, mailändischen, fränkischen Tradition in Kraft, bis das Gesamtwerk in den Klosterschulen von Fulda, Reichenau, St. Gallen seine Höhe erstieg, die alle gesunden Möglichkeiten der einstimmigen und freirhythmischen Gesangsart erschöpfte. Die Entwicklung der Mehrstimmigkeit und der Instrumentalbegleitung führte

liturgie.de

dann dazu, daß man den alten Choralbestand eigentlich nur mehr als Steinbruch für Neuschöpfungen wertete. Man stutzte die langen Melismen bis zur Unkenntlichkeit, gab den Noten verschiedenen Dauerwert, führte Taktbindungen ein usw. Das traurige Ergebnis liegt in der sog. Medicaea vor, einer 1615 in der Druckerei des Kardinals Medici in Rom erschienenen Choralausgabe, die, 1870 neugedruckt, noch lange offizielle Geltung beanspruchen durfte, als längst die französischen Benediktiner das Riesenwerk der Entdeckung, Entzifferung und Auswertung der alten Handschriften zu praktischer Brauchbarkeit gefördert hatten. Schließlich beauftragte Papst Pius X. den Abt Pothier und seine Mitbrüder mit Neuherausgabe der alten Melodien des Graduale für das hl. Opfer und des Antiphonale für den Chordienst. Seine Ausgabe, die sog. „Vaticana", hat nunmehr allein amtlichen Charakter. Sie bedeutet allen für wahre Schönheit aufgeschlossenen Musikkennern und -Freunden eine unerschöpfliche Schatzkammer, ein wiedergewonnenes Paradies, ein gewaltiges Feld für neue Arbeit im Dienste des Heiligtums.

6. Die Kirchenmusik

(15. Sonntag nach Pfingsten)

Die Jahrhunderte, die den Hauptbestand unserer Liturgie schufen, fanden keine andere Musik vor, der sie die heiligen Texte unterlegen konnten, als jene antike Singweise, die wir den gregorianischen Choral nennen. Der geschichtlich unterrichtete und stilistisch feinfühlige Liturgiefreund wird darum in der Verbindung von liturgischem Text und gregorianischer Melodik eine ideale Einheit erblicken. Ja, er wird

liturgie.de

überzeugt sein, daß sein Gemüt auf Flügeln dieser Melodik einen leichteren Zugang zum Geist der liturgieschöpferischen Frühzeit gewinnt als in jeder anderen Art musikalischer Begleitung und Ausdeutung der heiligen Vorgänge. Die leichte Ausführbarkeit der wichtigsten Gesänge ermöglicht auch, daß die Gemeinschaft una voce Gott preisen kann, daß kein Gläubiger die Messe nur „hört", ihr nur „beiwohnt" und dabei seiner Würde und Pflicht als Mitopfernder gänzlich vergißt. Wie es aber im Abendland keine klassische Form der Liturgie gibt, über die eine Entwicklung nicht hinausführen durfte, genau so läßt sich nicht im voraus jede Entwicklung der kirchlichen Musik als Verirrung brandmarken, nur weil sie irgendeinen Fortschritt der gesamten musikalischen Kultur der Menschheit in den Dienst des Heiligtums miteinbeziehen will.

Tatsächlich erschöpften sich die Möglichkeiten der Choralkomposition im Laufe des Mittelalters, so daß schon die spätesten Erzeugnisse entweder eine Geschmacksverwilderung, eine gewisse Maßlosigkeit zeigen oder aber dem modernen Tonempfinden bereits näher stehen als dem antiken. Die Erfindung von *Orgeln*, deren Pfeifenwerk nicht allzuschwer in Tätigkeit gesetzt werden konnte, lud bald dazu ein, der choralen Melodie eine Parallele im Quarten- oder Quintenabstand zu unterlegen oder auch das Instrument in solcher Gegenbewegung zur Singweise zu schlagen, daß dem Aufsteigen der Oberstimme ein Fallen der Unterstimme oder umgekehrt entsprach. Zu solcher Untermalung bzw. Kontrastbildung konnte natürlich auch eine zweite menschliche Stimme beigezogen werden. Im Orient wurde es üblich, die Choralmelodie einen langgezogenen, von Summstimmen fest-

liturgie.de

gehaltenen Grundton umspielen zu lassen. Im Abendland aber gewöhnte man sich, der überlieferten Singweise „Punkt gegen Punkt", Note gegen Note, eine zweite, dritte und weitere Stimme entgegenzusetzen. Dieser „*Kontrapunkt*" lief zunächst mit der gregorianischen Melodie zeitlich im Gleichmaß, *homophon*. Die beigegebenen Stimmen konnten aber auch früher oder später einsetzen und der Choralmelodie imitierend oder völlig selbständig gegenübertreten, wodurch die vokale *Polyphonie* entstand. Ihre höchste Entwicklung kennt wohl jeder musikalische Deutsche aus den Tonwerken des Johann Sebastian Bach, der um eine alte Kirchenweise, den sog. Cantus firmus, ganze Chöre im Eindruck äußerster Freiheit bei wahrhaft strenger Gesetzmäßigkeit „herumschreibt". In England zuerst geübt, wurde diese Art, die Meßtexte mehrstimmig zu setzen, in den Niederlanden weitergepflegt, bis sie in Italien eine besonders reiche Ausbildung und praktische Verwendung fand. Die „Motive" zu den polyphonen Chorwerken entnahm man zunächst dem alten Choral, später auch den Volksliedern, selbst sehr profanen. In der Renaissancezeit hatte die neue „klassische" Polyphonie bereits einen so gründlichen Sieg über den gregorianischen Choral errungen, daß dieser in seiner Urform gar nicht mehr ertragen wurde und es sich gefallen lassen mußte, wie man ihn den völlig neuartigen Bedürfnissen der vielstimmigen, in strengen Takt gebundenen Tonkunst anpaßte. Bald geriet die neue Polyphonie in virtuosen Überschwang. Das Konzil von Trient muß sich darum auch mit der Erhaltung des Ernstes der Kirchenmusik befassen. Die Missa Papae Marcelli von Pierluigi da Palestrina verdankt freilich ihren Ruhm der Legende.

liturgie.de

Aus den Kyrie-eleison-Rufen, die das Verständnis und Kunstvermögen auch des einfachsten Mannes nicht überstiegen, war das deutsche *Kirchenlied* entstanden, dessen Melodien nahe Verwandtschaft mit dem Choral verraten. Daß Martin Luther das deutsche Kirchenlied eigentlich erst geschaffen habe, wird heutzutage ebensowenig mehr im Ernste behauptet werden, wie daß er die erste Bibelübersetzung ins Deutsche unternommen hätte. Sicherlich hat jedoch die Ablehnung des Opfercharakters der neutestamentlichen Abendmahlsfeier und die Wendung des ganzen Gottesdienstwesens ins Belehrende und Erbauende, der Verwendung des deutschen Gemeindegesangs neue reiche Möglichkeiten erschlossen. Die Erinnerung an diese Tatsache ist selbst im katholischen Deutschland so stark, daß man zuerst an diesen evangelischen Gemeindegesang denkt, wenn man die Bezeichnung „Choral" hört. Aber auch im lutherischen Gottesdienst blieb der Wechselgesang zwischen Altar und Volk noch lange unter dem Einfluß der katholischen Tradition, vielerorts erhielt er sich sogar in lateinischer Sprache. Die Größe des Johann Sebastian Bach verdrängte auch bei gebildeten Katholiken die Erinnerung daran, daß Renaissance und Barock auch in den altgläubigen bayerischen und österreichischen Landen eine Blütezeit der Kirchenmusik heraufgeführt haben. Speziell in München stand diese auf gleicher Höhe mit der höfischen und der bürgerlichen Kunstpflege.

Als dann im Aufklärungszeitalter das Rokoko sterben mußte und die stilbildende Kraft der bildenden Künste schwand, erstieg merkwürdigerweise die süddeutsche Kirchenmusik eine neue Höhe der Produktivität, der Erfindung und des

liturgie.de

Einsatzes aller nur denkbaren vokalen und instrumentalen Mittel. Die „*Wiener Klassiker*" zumal: Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert schufen eine ganze Welt von Schönheit für jene Kirchen, die den entsprechenden Apparat von Solisten und Instrumentalisten aufzubringen vermochten. Eine ganze Reihe bescheidenerer Talente versorgten gleichzeitig Stadt und Land mit einer treukirchlich gemeinten, aber liturgisch nicht eben tiefverstandenen Gebrauchsmusik gleichen Stiles, doch geringeren Aufwandes. Dieser riesigen Literatur hat man seither die liturgische Brauchbarkeit schon oft abgesprochen, weil die Meßkompositionen zu weit ausgesponnen seien, weil sie die Texte verstümmeln oder die Intonationen des Priesters durch den Chor wiederholen lassen, weil sie kaum ein Ausdrucksmittel der profanen Musik verschmähen. Diese Angriffe scheinen uns aber genau so am Wesentlichen vorbeizugehen wie jene Rechtfertigungsversuche, die auf persönliche Gläubigkeit und Frömmigkeit der Autoren hinweisen. Die ehrliche Absicht, Gott zu verherrlichen und die Gläubigen zu erbauen, verbürgt zwar bei entsprechendem technischen Können, daß eine wahrhaft *religiöse* Musik ersteht, nicht aber, daß diese als *liturgische* Musik das Wesen des Opfergottesdienstes gegenüber anderen Formen der Gottesverehrung kennzeichnet. Liturgierechtlich ist die Frage nach dem Daseinsrecht der Orchestermessen sehr einfach zu beantworten: Jede Art kirchlicher Musik, die von der kirchlichen Autorität geduldet wird, darf nicht von einer privaten Autorität, erst recht nicht vom individuellen Geschmacksurteil als unzulässig erklärt werden. Verdienstvoll war und bleibt jedoch, daß einzelne berufene Persönlichkeiten wie Kaspar Ett in München, Karl Proske und Franz

liturgie.de

Xaver Witt in Regensburg oder auch ganze Vereinigungen von Freunden der Kirchenmusik wie der „Allgemeine Deutsche Cäcilienverein" (gegründet 1868) Anschauungen und Praxis zurechtrückten und heilsamen Reformdekreten der kirchlichen Autorität die Wege bahnten. Vielleicht verstehen sich Traditionsfreunde und Reformgeister am ehesten auf die eine Forderung, daß alle liturgische Kunst, auch die liturgische Musik, als *Diener* des Heiligtums kenntlich bleiben muß. Eine Kirchenmusik, die allen Reichtum neuzeitlicher Harmonik, Rhythmik und Orchestration zu stärkstem Eindruck auf die Sinne vereinigt, wird die Aufmerksamkeit notwendigerweise für lange Strecken des Hochamtes vom Altar weg auf den Sängerchor lenken. Dadurch entsteht die Gefahr, daß ein Credo oder ein Benedictus wie eine Konzertnummer wirkt, die „im Rahmen der Liturgie", ja fast „aus Anlaß der Liturgie", exekutiert wird. Dadurch verlagert sich die Frage nach dem Daseinsrecht solcher Musik auf das psychologische Gebiet: Empfinden sie die jeweiligen Hörer noch als dienende Musik, die eine Gemeinde um das Geschehen auf dem heiligen Opfertisch sammelt? Uns scheint, daß sich diese Frage nicht gemeingültig beantworten läßt. Der jeweilige Volkscharakter, die Stammesart, die lokale Gewöhnung üben hier bestimmenden Einfluß. Der fränkische Katholik z. B. hat das Bedürfnis, mit eigenem Mund Gott zu loben, so daß er eine Musik vom hohen Sängerchor herab als Lahmlegung seines aktivistischen Ausdrucksbedürfnisses empfindet. Der bayerische und der österreichische Katholik hingegen lieben eine sinnfällige Schönheit, Glanz und Feierlichkeit, wie in der Kirchenausstattung, so auch in der Kirchenmusik. Sie sind nicht leicht zu bewegen, daß sie den

liturgie.de

Mund auftun, woran sie eine merkwürdige Scham hindert. Daher fordern sie, daß entsprechend der Höhe des Festes ein tüchtiger Kirchenchor als stolzer Repräsentant der Gemeinde das Gotteslob ihr abnimmt, es ihr vorführt, es vor ihr „aufführt". Man stößt sich nicht an der Mitwirkung von Frauenstimmen, die gewiß keine frühchristliche Tradition besitzt, und freut sich auch an Trompeten und Pauken. Dafür erscheinen Choral und unbegleiteter Vokalgesang als grau und dürftig, als Fastenmusik. Eine radikale „Reform" von heute auf morgen würde somit Gefahr laufen, einen stilistischen Gewinn mit großen seelsorglichen Schädigungen zu bezahlen. Vielerorts würde man die Kirchen leeren, wenn man die Kirchenmusik reinigt. Man sage nicht leichthin, für ein hohes Ideal müsse man auch etwas riskieren. Denn, auch von diesen psychologischen Erwägungen abgesehen, geht es einfach nicht an, nach Art der philosophia perennis auch eine Art cantus perennis als allein berechtigt, als allein katholisch, als allein liturgisch zu proklamieren. Der Purist, der eine letzte Übereinstimmung der Kirchenmusik mit der heiligen Handlung am Altar herstellen will, dürfte auch nicht vor Abschaffung der vokalen Vielstimmigkeit und selbst der Orgelbegleitung zurückschrecken. Solche Forderungen aber ließen sich wohl in einer ecclesiola stilgeschichtlich gebildeter Feinschmecker verwirklichen, nicht aber in der großen ecclesia, die allen alles werden will und darum als weise und gütige Mutter nicht nur darnach fragt, was für ein Ideal erreicht werden soll, sondern auch, wie es erreicht werden kann und wie weit es erreicht werden muß.

„Lobet den Herrn nach seiner ganzen Größe. Lobet ihn mit Posaunenschall, lobet ihn mit Harfen und Zithern, lobet ihn

liturgie.de

mit Pauken und Chören, lobet ihn mit Saitenspiel und Pfeifen, lobet ihn mit feinklingenden Zimbeln, lobet ihn mit Freudenzimbeln. Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!" (Ps. 150). Ist das etwa zu alttestamentlich empfunden? Oder läßt sich gar, wie es jüngst versucht wurde, aus dem Dogma von der gottmenschlichen Natur des Erlösers das alleinige Lebensrecht des Chorales deduktiv beweisen? „Psallieret weise" (Ps. 46, 8) mahnt die Schrift. Weise aber ist, wer das rechte Maß hält in allen Dingen.

liturgie.de

VII.
DAS GOTTESHAUS

1. Der Kirchenbau der Frühzeit

(16. Sonntag nach Pfingsten)

Es ist ein Grundgesetz neuzeitlichen Bauens: „Das Bedürfnis schafft sich den Raum." Im vergangenen Jahrhundert konstruierte man einen schematischen oder auch einen „malerischen" Grundriß und sorgte für eine prächtige Fassade. In die fertigen Blöcke schachtelte man dann Innenräume hinein. Kein Wunder, daß da finstere Treppenhäuser, enge Korridore, bald zu große und bald zu kleine Zimmer, völlig unbrauchbare Winkel sich ergaben, kurz, daß das Haus seinem ersten Zweck sehr wenig entsprach, daß es den Lebensbedürfnissen seiner ständigen Bewohner nur unvollkommen diente. Heute schildert der Bauherr dem Architekten zuerst seine Ansprüche an eine ideale Wohnstätte, und dieser ordnet dann alle Räume genau nach diesen Wünschen an, wobei es seiner Kunst überlassen bleibt, wie er auch den äußeren Anblick bedeutend und gefällig gestalten will.

„Das Bedürfnis schafft sich den Raum." Dieser Grundsatz hat von jeher vor allem Gliederung und Einteilung, aber auch das Schaubild der christlichen Kultbauten bestimmt. Jede Entwicklung der Liturgie bedingte eine Mitentwicklung der Kultstätte. Ohne Zweifel genügte für die Abendmahlfeier der ersten Christenheit jeder Raum, der, hinreichend groß und würdig ausgestattet, einer kleineren oder größeren Gemeinde das „Mittun" ermöglichte und dabei das Gefühl gab, von der nicht eingeweihten Außenwelt abgeschlossen,

liturgie.de

zu engster Familiarität zusammengeschlossen zu sein. Solange die strenge Geheimhaltung des heiligsten Geschehens am Altare nicht nur von der Vorsicht geraten, sondern auch von der Ehrfurcht geboten war, solange begnügte man sich damit, geeignete Räume in *Privathäusern* zu benützen. In den Katakomben wurde wegen der Enge selbst ihrer größten kapellenartigen Ausweitungen wohl nur ganz ausnahmsweise das heilige Opfer gefeiert. Sobald aber die Freiheit der Kirche errungen war und ihre innere Größe auch nach außen sichtbar werden konnte, ging man an die Errichtung monumentaler Bauten, die ausschließlich dem Liturgievollzug dienen sollten. Für ihre Konstruktion und Ausstattung gaben sowohl die jüdischen wie die heidnischen Tempel manche Anregung; und doch konnte sie der christliche Kultbau nicht einfach kopieren, ohne den Eindruck der Neuartigkeit und Einzigartigkeit der neuen Glaubenswelt zu gefährden. Man hielt sich darum lieber an das Vorbild großer Profanbauten, der römischen Markt- und Gerichtshallen, die, durch Säulen in mehrere Schiffe geteilt und in eine runde Apsis endigend, große Menschenmassen faßten und für die Leiter der Geschäfte einen eigenen markierten Raum boten. So empfahl sich für die ältesten christlichen Kirchen im Abendland die Basilikaform, die Form der „königlichen Halle". Einzelheiten ihrer Vorgeschichte sind bis heute unaufgeklärt und mögen zunächst auch unbeachtet bleiben. Jedenfalls war in der *Basilika* der Raum für den Altar und dessen Diener von dem Raum für das Volk (laos), für die Laien, leicht zu scheiden. Der Altar kam frei vor die Apsis zu stehen, in deren tiefer Rundung die Sitze für die Priesterschaft untergebracht wurden. Gegen das Schiff, bzw. die Schiffe hin zog

liturgie.de

man Schranken (cancelli). In diese fügte man erhöhte Stehplätze für die Verlesung von Schrifttexten, für die Verkündigung und Erklärung des Evangeliums ein, die sog. Ambonen. Ebenso lag es nahe, den Altar auf Stufen zu erhöhen, um auch Weitzurückstehenden den Blick auf ihn freizugeben und das Verstehen der Gebete und Gesänge zu erleichtern. In der Nähe des Altars wurde zweckmäßig der Raum für die Sängerschar ausgespart, zuweilen auch eigens eingegrenzt. Der Laienraum hatte zumeist die Form eines oblongen Rechtecks, für dessen Belichtung Reihen kleiner Fenster sorgten, während mehrere Portale das Ein- und Ausfluten der Menge kontrollierbar und rasch vollziehbar machten. Sehr willkommen blieb die allgemein überlieferte Vorhalle, die nun auch einer inneren Sammlung dienen konnte, ehe der Gläubige aus dem profanen Leben in das Gotteshaus trat. Zumeist fand sich in ihr ein großes Waschbecken oder ein Brunnen. Die Säulen oder Pfeiler, zu zwei oder vier Reihen hintereinander angeordnet, sorgten sowohl für eine einfache Gliederung der Bodenfläche und der Decke wie für die Hinleitung aller Blicke auf den Altar. Kirchenbänke oder Stühle für die Gemeinde kannte man nicht, auch keinerlei sonstige Ausstattungsstücke. Die Wandflächen aber reizten, nachdem die erste Scheu der Christen vor bildhafter Darstellung des Heiligen überwunden war, zu reicher Auszierung in Mosaik oder Freskomalerei. Diese Grundform der Basilika kennt nun allerlei Variationen. So konnte jedes der Schiffe in eine eigene Apside münden. Auch wurde vielfach ein Querschiff im rechten Winkel zum Langhaus erstellt, so daß der Grundriß die Form eines Kreuzes erhielt und dadurch an praktischer Brauchbarkeit und symbolischer Klar-

liturgie.de

heit gewann. Über die Hauptapsis erhob sich der Triumphbogen, der, Altarraum und Gemeinderaum zugleich trennend und verbindend, zu besonders reicher Schmückung einlud.
Im Morgenland hatte sich gleichzeitig ein anderer Typus für christliche Kultbauten entwickelt, der sog. *Zentralbau*, der seine Wände auf einer quadratischen, achteckigen oder runden Grundfläche hochführte und mit einer Kuppel überwölbte. Das Abendland übernahm diesen Typus als besonders zweckentsprechend für die Taufkapellen, die jeder größeren Basilika beigebaut wurden, weil der reiche Ritus der Erwachsenentaufe durch Untertauchen eigene Zurüstung und viel Platz erforderte. In Ravenna finden wir die schönsten Beispiele des westlichen und östlichen Typus und auch die Vereinigung der beiden. Von Byzanz her wirkten die Stileinflüsse bis ins Frankenreich fort, wie das Oktogon des Aachener Münsters heute noch bezeugt. Maßgeblicher blieb jedoch die westliche Tradition. Darum empfinden wir die kleine Kapelle, die sich die Kaiserin Theophanu in Paderborn von Baumeistern aus ihrer griechischen Heimat errichten ließ, sozusagen als ein Fremdwort, wenn auch als ein ganz entzückendes. Den wenigsten Kunst- und Liturgiefreunden kommt es noch zum Bewußtsein, daß sich Morgen- und Abendland die Hand reichen, wo immer ein von der Basilika her entwickelter Langhausbau irgendwie mit einem Zentralbau verbunden wird, sei es, daß beide hintereinander angeordnet sind wie zu St. Gereon in Köln, sei es, daß die Vierung, d. h. die Kreuzungsfläche von Längsschiff und Querschiff, selbständige Bedeutung gewinnt. Selbst die kompliziertesten Grundrißlösungen des Barock weisen noch deutlich genug auf die zwei Grundformen zurück. So ver-

liturgie.de

raten z. B. die Außenwände der Ottobeurer Kirche den basilikalen Grundcharakter einer westlichen Schöpfung, während die Abschrägung der Vierungspfeiler und der Schwung der Vierungskuppel Erinnerungen selbst an die Hagia Sophia lebendig werden lassen. Hier noch wirkt die raumbildende, formschaffende, eine ganz bestimmte Form geradezu erzwingende Kraft der frühchristlichen Eucharistiefeier nach, die nur in größerer, um einen Altar gescharter Gemeinde sich vollzog: „Memento, gedenke, Herr, deiner Diener und Dienerinnen N. und N. und aller Umstehenden, deren Glaube dir bekannt ist, um deren Opfergesinnung du weißt, für die wir das Opfer dir darbringen oder die dir selbst das Opfer des Lobes darbringen, für sich und alle die ihrigen, zum Loskauf ihrer Seele, für die Hoffnung auf ihr Heil und ihre Wohlfahrt und die ihre Gelübde darbringen dir, dem ewigen Gott, dem lebendigen und wahren." So betet der Priester ja heute noch im stillen Kanon auch der Privatmesse.

Die „*romanische*" Kunst, d. h. die Form, in der die neuen Siedler im europäischen Raum, die Barbarenvölker, nach Zerstörung des Römerreiches als „besiegte Sieger" dessen Kulturerbe übernahmen und fortbildeten, entfernt sich nicht weit von der frühchristlichen Bau- und Schmuckweise. Erst das Aufkommen der Privatmessen und der Verehrung mehrerer Heiliger in einer Kirche veränderte den Charakter der Liturgie und forderte damit neue Gestaltung des Inneren wie des Äußeren auch im Kirchenbauwesen.

liturgie.de

2. Der Kirchenbau des Mittelalters

(17. Sonntag nach Pfingsten)

Fast das ganze erste Jahrtausend war der frühchristlichen Übung treu geblieben, das heilige Opfer gemeinhin nur vor einer größeren Gemeinde, sozusagen im Zusammenspiel mit ihr, zu feiern. In der Regel trat dabei der Bischof oder der erste Priester einer Kirche an den Altar, während das gesamte Priesterkollegium „konzelebrierte". Doch hatte sich schon früh die Notwendigkeit ergeben, daß der Bischof mehrmals am Tage zelebrierte. So wissen wir von Papst Leo III. († 816), daß er bis zu neunmal, vom hl. Bischof Ulrich, daß er bis zu viermal, von anderen, daß sie quotieslibet, d. h. je nach Bedarf, das heilige Opfer vor den Gläubigen darbrachten. Eine Synode von Toledo mußte schon 681 dagegen einschreiten, daß manche nur bei der letzten Messe die Kommunion empfingen. B. Bartmann sieht darin mit Recht ein Anzeichen, wie weit das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit von Opferdarbringung und Teilnahme am Opfermahl bei Klerus und Volk geschwunden war. Als die Naturalien, die das Volk beim Opfergang zum Altar brachte, immer mehr durch Stiftungen und freie Spenden abgelöst wurden, konnten sich manche Wunderlichkeiten herausbilden. Auch die Seelsorgepriester zelebrierten nunmehr öfter am Tage, wobei das mitopfernde Volk nurmehr durch einen Akolythen, schließlich durch einen Laien vertreten wurde. Bald lasen sie sogar „Winkelmessen" ohne Meßdiener, um möglichst vielen Bitten der Gläubigen genügen und möglichst viele Stipendien von ihnen annehmen zu können. Das führte zu unleidlichen Zuständen und zu strengen kirchlichen Ver-

liturgie.de

boten, bis Honorius III. (1227) endgültig die Anordnung traf, jeder Priester dürfe, außer am Weihnachtsfest und in Notfällen, nur einmal am Tage zelebrieren und auch nur für eine Messe ein Stipendium annehmen. Das Gesetz gilt noch heute, doch wurde seit dem Weltkrieg die dreimalige Darbringung des heiligen Opfers auch am Allerseelentage gestattet.

Diese Entwicklung der liturgischen Anschauung und Übung gewann für Kirchenbau und Kirchenausstattung einschneidende Bedeutung. In Domkirchen mit zahlreichem Klerus und in Klöstern, deren Mönche immer regelmäßiger zum priesterlichen Ordo erhoben wurden, war mit einem einzigen Altar nicht mehr auszukommen. Wo schon mehrere Absiden bestanden, waren für die Seitenaltäre eigene Kapellen schon gegeben. Dazu kam, daß spezielle Andachten zu verschiedenen Heiligen es nahelegten, zu ihrer Ehre eigene Altäre zu errichten, wobei das herkömmliche Altargrab durch Einfügung von Reliquien in den Altarstein ersetzt wurde. Die Orden und Kongregationen, in die sich die Benediktinerfamilie verzweigte, entwickelten ihre Spezialitäten im Kirchenbau. So ordneten die Kluniazenser parallel mit dem Hauptchor der Kirche eine Marienkapelle an, die Zisterzienser dagegen liebten es, den Chor mit einem Kranz von Kapellen zu umgeben, dafür aber rechteckig abzuschließen, während die Hirsauer die Absiden beibehielten. Die große Zahl der Mönche verlangte einen mächtigen Raum beim Hauptaltar für Verrichtung des feierlichen, vielfach von wechselnden Chören ununterbrochen gesungenen Gotteslobes. Diesen Raum sperrte man gegen das Volk ab und setzte vor die Chorschranken einen Altar, auf den man eine

liturgie.de

Kreuzesdarstellung vom Triumphbogen herab versetzte. Als später die „Lettner" niedergelegt wurden, verblieb dieser Kreuzaltar am Eingang zum Presbyterium freistehend, oder es wurde die Kreuzigungsgruppe wieder auf einen Querbalken erhöht bzw. das Kreuz bis zur Kirchendecke hochgezogen. Vielerorts vollzog sich das Chorgebet unter Fernhaltung der Laien. Für diese erbaute man dann neben der Stiftskirche eine eigene Pfarrkirche und besetzte sie mit einem Nichtmönch als „Leutepriester". Bei St. Emmeram in Regensburg sieht man heute noch die beiden Kirchen nebeneinanderstehen, während sonst die Säkularisation entweder die Pfarrkirche oder die Stiftskirche, zuweilen auch beide, erbarmungslos niederlegte.

Als der Rundbogenstil in den Spitzbogenstil überging, war diese liturgische Entwicklung längst abgeschlossen. Vielfach hatte man neue Räume auch dadurch zu gewinnen verstanden, daß man dem alten Ostchor am Ende des Langschiffes einen Westchor gegenüberstellte. So in Augsburg und Bamberg. Da die Ostung der Kirchen immer noch als Forderung empfunden wurde, blieb später der Westchor in der romanischen Form bestehen, während der Ostchor mit den reichen Mitteln der Gotik betont wurde.

Die Geschichte des Kirchenbaues wird bis heute fast immer vom *formgeschichtlichen* Interesse aus gesehen. Eine Kirchenbaugeschichte vom Ideellen her, in *liturgiegeschichtlicher* Betrachtungsweise, ist noch gar nicht ernstlich versucht worden.

Die späte Gotik bildete unter diesem Gesichtspunkt gesehen einen Abschluß. Die alten Kirchen in den seit dem Kulturbruch der Reformation protestantischen Gegenden Deutsch-

liturgie.de

lands verblieben in dem damaligen Zustand. Darum wirken sie heute museal, auch wo der Museumscharakter nicht durch Eintrittsgelder und Katalognummern eigens markiert wird. Der Protestantismus lehnte Meßopfer, Chorgebet und Heiligenverehrung ab. Darum wußte er mit dem Altarraum, mit dem Chor, mit den Seitenaltären und den vielen Heiligenbildern kultisch nichts anzufangen. Diesem Umstand verdanken wir es, daß in norddeutschen Kirchen der Lettner, der den Chor vom Volk trennt, unangetastet blieb, während er in katholischen Gegenden fast durchwegs niedergelegt wurde, um den Blick zum Altar freizubekommen, wie es eine dritte Stufe liturgischen Denkens, von der wir noch sprechen werden, verlangte. Stets wird der Kunstfreund tief beklagen, daß im neuen Glauben vielorts die bilderstürmerischen Tendenzen der Radikalen zur Geltung kamen. Einer glücklichen Inkonsequenz, in der Herz und Sinn über Hirn und Energie den Sieg gewannen, verdanken wir jedoch die Erhaltung des köstlichen katholischen Erbgutes in den „Schatzkästchen des Reiches", Nürnberg und Rothenburg. Zuweilen waltete dabei auch die Absicht, das Volk möglichst unmerklich in den neuen Glauben und Kultus hinüberzuführen. Diese erhielten in der Wortverkündigung ihren Mittelpunkt, was wiederum die Kanzel zum wichtigsten Stück der Kirchenausstattung machte. Da die alten Gotteshäuser zunächst vollauf die Gläubigen zu fassen vermochten, sah sich der Protestantismus lange Zeit nicht veranlaßt, seinem Sinn gemäße Originalbauten zu errichten. Er begnügte sich damit, die Altäre abzuräumen, die Chöre abzuschließen, die Kanzel an den Mittelpfeiler des Laienraumes zu rücken und Stühle um sie zu gruppieren. Im Ulmer Münster wird der

liturgie.de

fatale Charakter dieser Behelfslösungen besonders fühlbar, da doch die Architektur der Schiffe stürmisch nach vorne drängt, während die Stühle in Hufeisenform festgestockt um die seitliche Kanzel stehen. Man merkt, daß hier nicht nur eine stilistische Unstimmigkeit vorliegt. Ideale Predigtkirchen hat der Protestantismus aus seiner eigenen Kultauffassung dort geschaffen, wo er an der Stirnwand kleiner Kirchen die Kanzel über den Altartisch stellen oder, wie in der Dresdner Frauenkirche, mehrere Zuhörerränge vom Kanzelaltar ausgehend in der Runde anordnen konnte. Die Kalviner hatten von Anfang an mit allem Kirchenschmuck auch den Hochaltar entfernt, den sie durch einen einfachen Tisch ersetzten. Dafür zeichneten sie den Stuhl des Gemeindeältesten in scharfer Absage an das Amtspriestertum besonders aus. Das Ausdrucksbedürfnis des Luthertums flüchtete sich in die Kirchenmusik, während der Kalvinismus auch dieser entsagte. Innerer und äußerer Anlaß zur Fortentwicklung der kirchlichen Baukunst und der liturgischen Schaukunst war nur in der alten Kirche gegeben, die, durch das Konzil von Trient wahrhaft erneuert, neuer Schaffensfreude und Schaffenskraft nicht allein gewaltige Aufträge, sondern auch — aus einer veränderten Liturgieauffassung heraus — den gebieterischen Anstoß zu neuartiger Raumkunst gab.

3. Der Kirchenbau der Neuzeit

(18. Sonntag nach Pfingsten)

Die spätmittelalterliche Heiligen-, Reliquien- und Bilderverehrung hat ohne Zweifel alle Künste mächtig angeregt und zu höchsten Leistungen aufgerufen. Der Pacher-Altar

liturgie.de

in St. Wolfgang, der Grünewald-Altar in Colmar, der Baldung Grien-Altar im Freiburger Münster, die Werke des Albrecht Dürer, Adam Kraft, Veit Stoß und Peter Vischer bringen wahre Frömmigkeit zu einem Ausdruck, den auch der nichtgeniale Mensch versteht und liebt und innerlich nachspricht. Daß sie also *Gemeinschaft* ebenso voraussetzen wie schaffen, wird keiner leugnen, auch wenn ihn nichts mit dem Glauben und der Frömmigkeit jener Meister und ihrer Zeit verbindet. Trotzdem ist nicht zu leugnen, daß dieses Mittelalter stark „herbstelte", daß es genug absonderlichen Wildwuchs hervorbrachte und mit einer Fülle anschaulicher Nebensächlichkeiten den Blick vom einen Notwendigen, von einer Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, abfing. Heiligenverehrung ist immer heilsam, gewiß, aber nur Gottesverehrung ist heilsnotwendig. Ablaß ist gut, aber nur Sündenvergebung macht ihn wirksam. Sakramentalien machen reich und froh, aber nur Sakramente machen gerecht und selig. Wer die Nachfolge Christi aufmerksam liest, wird darin überall die Rückbesinnung von der Form auf den Geist betont sehen.

In Italien hatte inzwischen der Humanismus in souveräner Verachtung der krausen „barbarischen "Gotik dazu geführt, daß man auch die Kirchen in einem neuen Stil baute, der seinen Ursprung aus heidnisch profanen Elementen der Antike nicht verleugnete. Doch gelang es einer innerlich erneuerten Kirche bald, auch die *Renaissance* zu „taufen". Nun lag es nahe, der reformatorischen Lehre vom „Wort allein" die Bedeutung äußerer sichtbarer Zeichen in der Gnadenvermittlung, der Lehre vom „Glauben allein" die Notwendigkeit dienender Mittlerschaft des Priestertums, der

liturgie.de

Lehre von einer nur „unsichtbaren Kirche" die Schaubarkeit des Reiches Gottes auch im Irdischen mit allen Ausdrucksmitteln der Kunst gegenüberzustellen. Der Einzug der Renaissance in das Kirchenbauwesen diesseits der Alpen bedeutet darum nicht eine Überfremdung, nicht eine Romanisierung, sondern die Einbeziehung auch der Deutschen in einen gesamtkatholischen Lebensvorgang. Da die Jesuiten die Hauptträger der gegenreformatorischen Bestrebungen waren, ist es vom Geistesgeschichtlichen her erlaubt, von einem „*Jesuitenstil*" zu sprechen, wozu eine bloß formalistische, stilvergleichende Kunstbetrachtung nicht berechtigt. Die altchristliche Arkandisziplin hatte den Mysteriencharakter des eucharistischen Opfers auch durch äußerliche Geheimhaltung betont, indem sie den Kanon hinter zugezogenen Altarvorhängen oder geschlossenen Lettnern zu vollziehen hieß, ohne daß die gewandelten Gestalten dem Volk gezeigt worden wären. Sie wirkte nach, bis die Kirche die Angriffe des Berengar von Tours auf die wahre Gegenwart Christi im *Sakrament* mit der Elevation der hl. Gestalten beantwortete. Nunmehr wies man, entgegen den Lehren Luthers, auf die bleibende Gegenwart des Herrn auch außerhalb des Opfergeschehens hin, indem man die hl. Gestalten mit immer neuen Ehrenbezeugungen bedachte, sie aus den Wandnischen (Sakramentshäuschen) in den Tabernakel inmitten des Altares erhob und immer wieder auf einem kleinen Altarthronus in sonnenförmigen Monstranzen zur öffentlichen Anbetung außerhalb der Messe aussetzte. Alle Künste sollten nun ihr Höchstes leisten zur äußeren Ehrung des heiligsten Sakramentes und zur Stärkung gläubiger Begeisterung für den in ihm gegenwärtigen Herrn. Eine neue

liturgie.de

Hochschätzung der *Predigt* forderte den weiten Raum, der dem gesprochenen Wort äußerste Verständlichkeit sicherte. Schon der erste Renaissancebau diesseits der Alpen, St. Michael in München, erfüllte die neuen Ansprüche ideal: Helle, Weite, Einräumigkeit unter einem mächtigen Tonnengewölbe und ideale Akustik. Die Wahrheit, Größe und Schönheit des katholischen Glaubens sollte durch die strahlende Helligkeit des Raumes, durch Mächtigkeit und äußersten Reichtum von Baugliedern und Schmuckelementen, durch eine möglichst „sprechende" Symbolik in Wandgemälden, Altarbildern, Skulpturen und Stuck mitgepredigt werden.

Von der Renaissance führt nun eine einzige große Linie der Effektsteigerung und -häufung über den *Barock* ins *Rokoko*, wobei selbst die Mittel theatralischer Illusion nicht verschmäht werden. Daß ein schlichter Tisch das Zentrum des Kultraumes ist und bleibt, wird da über der Kühnheit und Vielgestalt des *Altaraufbaues* kaum mehr empfunden. Man denke nur an die figurenreichen Altäre des Augsburger Ulrichmünsters oder an den bühnenartigen Chor der Wieskirche! Das „Christus *wird* gegenwärtig" ist nicht mehr so stark akzentuiert wie das „Christus *bleibt* gegenwärtig". Die Wohnung des eucharistischen Herrn soll wahrhaft gotteswürdig gestaltet werden. Die Architekten erfinden immer reichere Lösungen in Grund- und Aufriß, die Beleuchtung wird immer raffinierter angeordnet, Wände und Kapellen werden zu wahren Tummelfeldern farbenfroher und ideenreicher Maler und Dekorateure, Emporen und Oratorien suchen den Raum ins Unendliche zu weiten, bis man beispielsweise im Salzburger Dom 20 Sängerchöre zur Kircheneinweihungs-

liturgie.de

messe als getrennte Klanggruppen aufstellen konnte. Die Stützen bauchen sich und die Säulen winden sich, der Stuck beginnt zu wirbeln und zu wuchern, bis er sich schließlich in lustigem Naturalismus gefällt; in den Gewändern der Heiligen ist Sturm, in ihren Gebärden Pathos, in den Putten Grazie und Übermut. Alles Große und Kleine singt die Gloria des Allerhöchsten, dessen Freude es ist, bei den Menschenkindern zu wohnen. Gott bereitet den Menschen ein Fest, und die Menschen suchen, Gott ein Fest zu bereiten. Schier unerschöpflich wird die Fülle der Symbole. Ein südlicher Frömmigkeitstypus dringt vor und gibt dem empfänglichen süddeutschen Gemüt eine neue Leichtigkeit. Wie fühlt sich der süddeutsche Katholik heimatlich angeweht, wenn er etwa in der so niederdeutschen Stadt Münster die Clemenskirche betritt, in der tirolische und bayerische Meister einem wittelsbachischen Bischof ihre unglaublich gewandten und dabei doch so geschmacksicheren Dienste liehen! Norddeutsche Katholiken, auch solche aus katholisch gebliebenen Gegenden, haben hingegen auch heute noch eine im Augenblick aufsteigende Entrüstung zu überwinden, ehe sie den Barock und das Rokoko als echte gottesdienstliche Kunst zu bejahen sich getrauen. Sie kennen den Barock fast ausschließlich von den jesuitischen Kirchen her, die den italienischen Ursprung noch deutlicher zeigen als etwa die großen bayerischen und schwäbischen Stiftskirchen, in denen deutsche Gemütskräfte die kalte Pracht durch eine neue Gottesfreudigkeit und Menschenfreundlichkeit erwärmten.
Freilich endet auch im Süden der Überschwang in lehrhafter Nüchternheit. Das Symbol wird schließlich zur Allegorie, das Denken macht den Glauben bleichsüchtig, der Gottes-

liturgie.de

dienst wird zum Volkserziehungsmittel. Das trefflichste Beispiel hiefür ist die Alabasterausstattung der Salemer Zisterzienserkirche, die eine schier freimaurerisch-esoterisch anmutende Kreuzestheologie zum Programm hat und dieses in der glatten, etwas morbiden Gefälligkeit des *Klassizismus* durchführt. Mysterium und Solemnität, beide haben nun der „Idee" das Feld geräumt. Es war eine gesunde Reaktion aus dem Gefühl des „So geht es nicht weiter" heraus, wenn die *Romantik* allen Barock verwarf und zur Frühzeit deutscher oder auch nur vermeintlich deutscher Kirchenbaukunst zurückstrebte. Nun ging es an das Kopieren, Restaurieren und leider auch an das „Purgieren". Man entfernte die barocken Kirchenausstattungen und ersetzte sei durch „Schreinergotik", man nahm die barocken Altarbilder aus den Rahmen und setzte die flauesten Nazarenerbilder dafür ein. Das alles geschah aber nicht etwa aus einer neuen bzw. alten Auffassung von der liturgischen Bedeutung all dieser Dinge heraus, sondern nur aus Befangenheit in einer historisierenden Kunsttheorie und aus individualistischem Erbauungsbedürfnis. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwand man sich sodann dieser Befangenheit und gebärdete sich in purem Eklektizismus bald romanisch, ist gleich ernst, bald gotisch, ist gleich andächtig, dann wieder barock, ist gleich festlich, letzteres freilich nur unter der Voraussetzung, daß man Frömmigkeit und Fröhlichkeit für vereinbar hielt und im Barock stilgeschichtlich etwas spezifisch Katholisches, ist gleich Gegenreformatorisches, sah. Ein Glück noch, wenn man bei der Stilwahl darauf achtete, daß der Bau „bodenständig" wirke, was gewiß vor den schlimmsten Fehlgriffen schützen konnte. Im Grunde aber

liturgie.de

schien es ganz belanglos, ob der Katholik seine „Sonntagspflicht" in einer Kirche dieses oder jenes Stiles erfüllte, wenn er nur die gesuchte Sammlung und Erbauung in ihr fand. Die Baumeister waren größtenteils persönlich fromm, innerlich begeistert für ihre Aufgabe, bereit, von überallher brauchbare Motive zu übernehmen, der liturgischen Korrektheit beflissen; eines tieferen Verständnisses für die Liturgie der Kirche aber waren sie gänzlich bar. Volk und Künstler hatten voreinander in diesem Punkte nichts voraus. So blieb es bis in die jüngste Vergangenheit. Die stilbildende Kraft katholischer Liturgie schien erstorben. In Wirklichkeit war aber nur das liturgische Denken einem frommen Individualismus gewichen, der gewiß eine religiöse, aber keine kultische Kunst hervorzubringen vermochte.

4. Der Kirchenbau der Gegenwart

(19. Sonntag nach Pfingsten)

Nur eine Zeit, die etwas Eigenes zu sagen hat, wird einen eigenen Stil schaffen. Ist dieses Eigene gesund und bedeutend, so wird der neue Stil sein Eigenrecht schließlich selbst den Massen, die langsam begreifen und ungern weiterlernen, beweisen können. Wenn wir auch die Breite und Tiefe der „liturgischen Bewegung" in deutschen Landen nicht überschätzen, so scheint es doch, sie habe der Gegenwart wenigstens *eine* Erkenntnis geschenkt, die stilbildend wirken kann, die Erkenntnis nämlich, daß alle Frömmigkeit soviel katholisch ist, als sie sakramental ist, und daß im Mittelpunkt des großen Gesamtsakramentes, das wir „Kirche" heißen, das heilige Meßopfer steht, die Opfertat Christi durch den Dienst

liturgie.de

des Priesters unter Mittätigkeit der Gemeinde. Auf dem Weg über die dogmatische Besinnung, in der Absicht religiöser Erneuerung wird die „liturgische Bewegung" einen neuen Stil schaffen, nicht aber irgendeinen überlieferten kanonisieren. Je weniger wir sie ästhetisch und historisch meinen, desto sicherer wird sie uns eine neue, eigenständige Kirchenkunst schenken. In Stadt und Land brauchen wir viele neue Kirchen. Sie werden mit denselben Materialien gebaut, mit denen die Zeit sonst baut. Sie werden alle haushälterisch gebaut. Werden sich nun neue liturgische Gesinnung und neue Bauweise glücklich begegnen?

Im Jahre 1922 erschien zu Gladbeck eine Programmschrift: „*Christozentrische Kirchenkunst*, ein Entwurf zum liturgischen Gesamtkunstwerk" von dem Pfarrer J. van *Acken*. Dort lesen wir auf Seite III: „Was wir wollen, ist in einem Satz das: Der Altar als der mystische Christus soll der Ausgangspunkt des Kirchenbaues und der Kirchenausstattung sein. Die gesamte gottesdienstliche bildende Kunst soll bei durchgeistigter Kenntnis der Überlieferung aus dem liturgischen Zweckgedanken heraus wahre und edelste Gegenwartsformen schaffen, dabei im Hauptraum ein einheitliches Gesamtkunstwerk erreichen, völlig beherrscht vom göttlichen Magister artium". Das Ziel des Autors ist also die Schaffung einer „ausgesprochenen Meßopferkirche", die möglichst vollkommen die Wahrheit ausdrückt, daß Christus selbst es ist, der da betet und seine Opfertat im Gemeinschaftsopfer der Kirche fortsetzt, m. a. W., daß der verklärte Herr selbst das Subjekt der Liturgie ist. Die Kirchenkunst soll dementsprechend in allen ihren Formen die von der zufälligen, persönlichen Andacht der einzelnen Gläubigen unab-

liturgie.de

hängige objektive Heiligkeit des liturgischen Geschehens ausprägen. Und dies in der Kunstsprache unserer Zeit, unseres Volkes, unserer Landschaft, der einzelnen Künstlerpersönlichkeit. Der Idealplan, eine „christozentrische Meßopferkirche", sieht nach dem Verfasser so aus: Der Altar steht erhöht, eigens belichtet, von einem Baldachin überdacht und durch eine Vierungskuppel oder einen Vierungsturm architektonisch gekrönt in der Mitte der einschiffigen Kirche oder wenigstens nach allen Seiten frei vor dem Priesterchor. Er soll nicht als bloßes Einrichtungsstück, sondern als Kräftemittelpunkt der ganzen Kirche erscheinen. Die Apsis bzw. der Triumphbogen soll das Bild des Erlösers tragen, Heiligen- und Engelgestalten sollen nur dienend und auf den Herrn zugewendet auftreten. Den Gegenpol des Altars soll der Taufstein bilden als Schauplatz und Erinnerungszeichen der ersten Einführung der Christen in die sakramentale Welt. In schmalen Seitenumgängen und Kapellen wird alles untergebracht, was der Privatandacht und zunächst der persönlichen Heiligung dient.

Sicherlich will van Acken hier nicht einen Typus, eine Norm begründen, sondern nur einen idealen Einzelfall darstellen. Normierend könnte ja nur die kirchliche Gesetzgebung eingreifen. Die zufälligen Bedingungen neuzeitlichen Kirchenbaus sind aber seiner Idee und seinem Ideal zweifellos günstig. Die allgemeine Tendenz, kleine Pfarrkirchen zu schaffen und im Gotteshause der Pfarrfamilie das Bewußtsein der Einheit zu geben, schaltet von selbst manche bisherige Lösung der Bauaufgabe in den überlieferten Stilarten aus. Es kann da nicht schwer fallen, aus der Not eine Tugend zu machen. Die einräumige Kirche, die um den Hauptaltar die

liturgie.de

Gemeinde „sammelt", ist in Eisenbeton- oder Klinkerausführung durchaus materialgerecht herzustellen, sie ist rasch und billig zu schaffen, sie kommt mit wenig festem Schmuck aus und ist leicht nach dem Charakter der Kirchenjahrzeit zu dekorieren. Was einfach und richtig ist, wirkt monumental auch in kleinen Maßen. Nun geht aber das Streben aller Architektur heute mit gleichen Mitteln auf ähnliche Wirkung aus. Was unterscheidet dann den Kirchenbau ganz charakteristisch von der Fabrikhalle, was gibt ihm den Charakter des Hieratischen, die Weihe der Verklärung, jene Stimmung, die um ein Mysterium weht? An originellen Versuchen zur Erzielung dieses Eindruckes: „Hier bricht die jenseitige Welt ins Diesseits, die Ewigkeit in die Zeit herein" hat es in den letzten Jahrzehnten nicht gefehlt. Bald probierte man es mit mathematischer Nüchternheit, daß mehr ein Gerüste als ein Gehäuse entstand, dann kam man uns kubisch, als wollte man Steinsärge über alle Andacht wälzen, dann baute man angewandte Stereometrie mit Fazettenwirkung, vielfach verspantete man das Innere, als sollte nur der Dachstuhl einer versunkenen Kirche aus dem Boden ragen, einem umgestürzten Schiffsrumpf gleich. Manche Ergebnisse raffinierter Überlegung, wie man es einmal „ganz anders" machen könnte, haben das Volk befremdet, ja gereizt, erkältet oder beleidigt. Mancher Künstler bedenkt eben nicht, daß das Volk weder fähig noch gewillt ist, die vielen Stufen der Abstraktion, die er in sich vollzogen hat, nachzudenken.

Der Osservatore Romano brachte einmal einen ungewohnt heftigen Artikel gegen „Gotteslästerungen im Bilde". Wir glauben, daß er den schaffenden Künstlern unrecht tat.

liturgie.de

Diese wollten Gott sicherlich nicht lästern, sondern, jeder auf seine Weise, loben. Nur verwarfen sie das nächstliegende Wort, eben weil es das nächstliegende war. Sie wollten ein jeder seine eigene Individualität aussprechen und vergaßen ganz, daß die Liturgie nur in der „Wirform" sich ausspricht. Doch möchten wir meinen: unsere kirchliche *Baukunst* ist wieder auf rechtem Wege. Mögen ihre Schöpfungen auch noch nicht überwältigen, es genügt schon, wenn sie überzeugen. Der Willkür sind hier schon durch das Material Grenzen gezogen. Malerei und sonstige *Ausstattungskunst* finden schwerer die Mitte zwischen zu viel und zu wenig Rücksicht auf den Volksgeschmack, sie huldigen entweder dem individualistischen Erbauungsbedürfnis des Beschauers oder dem ebenso individualistischen Ausdrucksbedürfnis des Gestalters. Das liturgische Gesamtkunstwerk ist noch ein Wunschtraum, der aber durch liturgische Erziehung rascher und sicherer seiner Verwirklichung entgegengeführt wird als durch stilistische Programme.

Als Beweis dieses Satzes diene folgende Überlegung: St. Maurus im Felde bei Beuron ist eine ideale Meßopferkirche im kleinen. Von der ersten Stufe der Außentreppe an leitet alles hinan zum heiligen Tisch, zumal die Friesmalereien an den inneren Langwänden, die beiderseits erst einen Engel, der steht und staunt, dann einen Engel, der niederkniet und sich zum Beten bereitet, dem Altar zunächst aber einen Engel zeigen, der in Schauern der Ehrfurcht vor der Gegenwart des Allerhöchsten sein Haupt tief neigt und im Gewand verbirgt. Wenn da irgendein Motiv ägyptisch wirkt, ist es nur wie zufällig so. Stellen wir uns aber vor, die Pläne des Pater Desiderius Lenz für eine gewaltige Kirche im „Beu-

liturgie.de

roner" Stil wären ausgeführt worden, so hätte wohl jeder Beschauer vor dieser Höchstleistung theoretischer Abstraktion und mathematischer Spekulation zu allererst geurteilt: „Wie ägyptisch ist das alles!" Die Beziehung auf den christlichen Opfergedanken aber hätte er nicht als nahe und notwendig, sondern als weithergeholt und zufällig empfunden. Wo aber immer bei einem Kirchenäußeren oder -inneren die Kunstform lauter redet als der Glaubensgedanke, da werden sich die Gläubigen in Kunstverständnis und -geschmack so gründlich, einer vom anderen, unterscheiden, daß sie *dieses* Gotteshaus unmöglich als das steingewordene Gebet ihrer *Gemeinschaft* wiedererkennen und lieben. Erst recht wird *dieses* Gotteshaus nicht dazu beitragen, daß jener Gedanke wieder lebendig wird, der die frühen Christen bei ihrer Eucharistiefeier besonders tief bewegte: „Ein Brot, ein Leib sind wir viele, wir alle, die wir an einem Brote teilnehmen (1. Kor. 10, 17)."

5. Die Kirchenausstattung

(20. Sonntag nach Pfingsten)

Wenn man uns fragt: „Wie soll nun eine neuzeitliche Kirche aussehen?", dann werden wir nicht mit einem Kanon, einem Schema, einem Rezept anrücken. Wir wollen ja in der baulichen Anlage und in der Ausstattung des Gotteshauses die „Gemeinschaft im Gebet und in der Lehre der Apostel und im Brotbrechen" (Apg. 2, 42) ausdrücken, schützend umhegen und fördern. Gerade darum müssen wir viele Wege zum einen Ziel gelten lassen. Neue Kirchen sollen nicht wie Drahtstifte aus der Maschine fallen. Wo wir uns des harten, aber unwiderleglichen Urteils, in dem J. H. Newman jede

liturgie.de

populäre Religion immer schon „verdorben" nennt, erinnern, da werden wir nicht den Wünschen jener nicht mehr erziehbaren Gemeindeglieder schmeicheln, die nun einmal nur im Kitsch beseligt ruhen können, mögen sie auch die fleißigsten Besucher der neuen Kirche sein. Aber noch weniger werden wir ihre Wünsche brüskieren oder ignorieren dürfen, indem wir einer dünnen Oberschicht von Kunstverständigen gefallen wollen, auf deren Seelengrund überhaupt nicht viel Kraut wahrer Religiosität, und nur darum auch weniger Unkraut „verdorbener" Religiosität wächst. Erst recht müssen wir verhindern, daß schließlich nur der Künstler selbst und sein schwärmerischer Anhang ein Bauwerk „versteht" und genießt. Das hieße ja, den schlimmen Grundsatz: „L'art pour l'art" noch weiter verschlimmern zu einem „L'art pour l'artiste"! Der Pfarrer, der eine neue Kirche baut, wird sich also fragen: „Wie muß das Gotteshaus aussehen, in dem sich diese meine Pfarrgemeinde wirklich ganz zu Hause, recht als Gottesfamilie, als eucharistische Opfer- und Mahlgemeinschaft fühlen kann?"

Eine neue *Landkirche* wird der Stammesart der Bevölkerung, ihren Stilüberlieferungen, dem Charakter der Landschaft, den örtlichen Baubedingungen, dem ortsüblichen Material sehr fein entsprechen müssen, damit sie eine Dorfgemeinde wirklich „sammelt". In der *Stadt* hingegen sind das künstlerische „Gesicht" der Stadt — falls sie ein solches hat —, das Siedlungsbild, das Straßenbild, der Charakter der schon vorhandenen großen Bauwerke, die soziale Schicht der Gemeindemitglieder und der Grad ihrer Erziehbarkeit in Dingen des Geschmackes zu berücksichtigen. Für das äußere Bild wird heutzutage der *Turm* vielfach weniger Bedeutung

liturgie.de

haben als ehedem. Inmitten riesiger Wohnblöcke oder gar in der Nachbarschaft von Hochhäusern werden Türme überhaupt nicht mehr den entscheidenden Akzent im Stadtbild abgeben. Auch wird die Reichweite der Glockenstimmen nur gering sein, so daß schwere und vielstimmige Geläute wenig Zweck haben. Auch wäre es widersinnig, einen sehr großen Teil der verfügbaren Gelder auf den Turm zu verwenden und so für den Nutzraum zu verlieren. Die Zeit liegt weit hinter uns, in der das romantische Gefühl in der Liturgieauffassung triumphierte und den Ausbau alter Türme als wichtigste Bauaufgabe einer Nation empfand, in der man sogar die Münchener Frauentürme zuspitzen wollte.

Grundriß und *Aufriß* einer *ländlichen* Kirche werden nicht viel Kopfzerbrechen machen. Doch wird es auch hier ein leiser Anklang an historische Stile bei durchaus freier Baugesinnung dem Volke leichter machen, die neue Kirche zu verstehen und lieb zu gewinnen. Wollte man aber versuchen, heute „echt barock", „echt gotisch" zu bauen, so würde man die Erfahrung machen, daß sich leichter ein Architekt findet, der ein annehmbares Werk schafft, als Altarbauer, Bildhauer, Stukkatoren und Maler und Schreiner, die über allerflaueste Imitation auch nur hinausstreben oder gar hinauskommen. Das gilt übrigens auch für stilgerechte „Ergänzung" alter Kircheneinrichtungen und für sog. „Renovationen", die sich nicht auf Säuberung und Entfernung von Zutaten und Heilung von Schäden beschränken, also mehr konservierend vorgehen, sondern mit Neuem den Eindruck des Alten zu erwecken suchen. Wenn hier die Zutaten nicht als solche kenntlich bleiben, heißt das, die alten Mei-

liturgie.de

ster für die Unzulänglichkeit der Neueren verleumderisch verantwortlich machen. Was wahrhaft dienende Ehrfurcht kundiger Konservatoren für die alte Kunst zu leisten vermag, dafür sieht der Augsburger in seiner Stephanskirche ein schönes Beispiel und in seinem Dom noch ein wichtigeres, ein einzigartiges Zeugnis.

Sehr viel schwieriger ist es, *Großstadt*kirchen, überhaupt große Kirchen, richtig zu planen. Bei ihnen gilt es nicht nur, eine außerhalb der Kirche in tausend Interessen auseinanderfließende Gemeinde um den alles beherrschenden Altar in geistige Einheit zusammenzubannen. Diese Absicht wird in dem heute sehr gebräuchlich gewordenen Typus der wesentlich einschiffigen Halle mit stark belichtetem Altarraum und flacher Saaldecke zumeist erreicht. Die heutigen Methoden der Großstadtseelsorge fordern aber auch kleinere Nebenräume oder wenigstens eine Abteilbarkeit des Gesamtraumes für Feierlichkeiten, die in der Weite an Glanz oder an Intimität nur verlieren könnten, für Trauungen etwa, für Kongregationsandachten, für Standeslehren, für kirchliche Zusammenkünfte der Pfarrjugend u. ä. Zudem sucht die private Andacht des immer in weiter Steinwüste und dennoch in allzu enger Tuchfühlung mit dem Nächsten lebenden Großstadtmenschen auch stille, abgeschiedene Winkel und stimmungsfördernde, die Gedanken sammelnde Einsamkeit. Man wird, um all diesen Bedürfnissen zu genügen, vielfach auf die im Mittelalter so häufig auftretende Form der Unterkirche zurückgreifen können oder ein System von Seitenkapellen mehr lyrischen Charakters schaffen müssen. Wenn Architektur und Innenausstattung ein organisches Ganze bilden sollen, so ist es sehr nötig, daß der Architekt

liturgie.de

von Anfang an ein klares Gesamtbild des Endzustandes hat, selbst wenn die Kirche noch jahrelang auf die letzte Vervollständigung ihrer Einrichtung warten müßte. Sollte es nicht möglich sein, daß Architekt, Bildhauer und Maler von Anfang an sich zur Werkgemeinschaft zusammenfinden? Jedenfalls sollte es nicht vorkommen, daß erst spätere Überlegung darüber entscheidet, wer eine Kirche ausmalen soll und was er darin darstellen soll, daß fromme Stifter, jeder nach seinem Geschmack, Stück um Stück der Einrichtung mitbestimmen, daß jeder neubestellte Kirchenvorstand nach Belieben Stein und Stil wechseln kann, lauter Vorgänge, die im 19. Jahrhundert eine traurige Selbstverständlichkeit hatten. Kurzum, Bau und Ausstattung mögen „sub una conclusione" erdacht werden! Einige Anregungen vom liturgischen Denken her seien uns gestattet:

In nicht allzu großen und akustisch nicht allzu ungünstigen Kirchen könnte wieder an die Errichtung von *Ambonen* für Schriftlesung oder Predigt in den Altarschranken gedacht werden, weil diese den Zusammenhang zwischen Opfergottesdienst und Wortgottesdienst besonders deutlich augenfällig machen. Die im Laienraum an eine Wand geklebte oder gerückte *Kanzel* lenkt ja immer, wenigstens auf die Dauer der Wortverkündigung, vom Altare ab und stört sowohl den Sinn des Baues, wie die Einheit der Liturgie.

Ein besonderer Segen wäre es, wenn der *Taufstein*, der nach uralter Tradition in eine eigene Taufkapelle gehört, wieder mehr Beachtung und — mehr Benützung fände! Er sollte nicht von einer Karsamstagswasserweihe bis zur nächsten verlassen und vergessen träumen müssen! An ihm sollte sich die feierliche Taufe nach dem Buchstaben des Rituale

liturgie.de

unter Teilnahme einer größeren Gemeinde vollziehen, damit das erste Sakrament nicht als Privatangelegenheit eines engen Kreises von Angehörigen des Täuflings, sondern als Freudenfest der gesamten Pfarrgemeinde erscheint, in deren Gnadengemeinschaft der Täufling eingeführt wird. In Zulassung von „Haustaufen" gehen ja unsere Diözesangepflogenheiten sehr weit über das allgemeine Kirchenrecht hinaus. Daß man zumeist die Taufspendung in die Sakristei verbannt, ist wirklich nicht mit der Angst zu rechtfertigen, der Täufling könne in unserem rauhen Klima schon vom ersten Kirchenbesuch gesundheitlichen Schaden davontragen! *Beichtstühle* sind erst seit dem Konzil von Trient allgemein gebräuchlich. Die heute übliche Form der „geheimen Kirchenbuße" legt es nahe, die Beichtstühle stark zurücktreten, in den Winkel treten zu lassen. Viel Takt erfordert es, die *Kirchenbänke*, die ja nur in Deutschland zur ständigen Einrichtung der Kirche gehören, in den Gesamtcharakter des Raumes einzupassen, damit sie nicht den Raum zerreißen, sondern auf ihre Weise dazu beitragen, die Blicke aller auf den Altar hinzuzwingen. Die *Kinderstühle* müssen aus allerlei Gründen dem Altar sehr nahegerückt werden. Einen idealen Rückgriff auf klassische Formen des feierlichen Gottesdienstes sehen wir in der Anordnung des *Sängerchores* beim Altar, was allerdings nur dann sinnvoll und wirklich erbauend ist, wenn der Charakter der ausschließlich männlichen Sänger als Repräsentanten der Gemeinde beim Opfer, als Mithandelnde beim Liturgievollzug erneuert würde. Sonst muß es wohl beim räumlichen Auseinander von Priesterchor und Sängerchor bleiben, was allerdings eine „polare Spannung" in den Kirchenraum und in die Aufmerksamkeit der Gläubi-

liturgie.de

gen bringt. Einem liturgischen Purismus, der neuere *Spezialandachten*, etwa zur Muttergottes von Lourdes, völlig aus der Kirche verweist, vermögen wir nicht das Wort zu reden. wenn auch zugestanden werden muß, daß die alten volkstümlichen Andachten, etwa zur schmerzhaften Muttergottes oder zum Heiligen Grab, die Gedanken der Gläubigen vom Opfertod des Herrn weniger weit wegführten. Wir möchten jedoch meinen, daß Lourdesgrotten, ähnlich den alten Ölbergen, besser an die Außenwände oder in die landschaftliche Umgebung der Kirchen gestellt werden. Auch der *Kreuzweg* würde sicher fleißiger gebetet werden, wenn er nicht, als eine Bilderreihe neben vielen anderen, in der Wand fast wie eine Reihe von Farbflecken „aufginge", solange man ihm nicht eine Einzelinteresse zuwendet, das wiederum den liturgischen Raum als Ganzes ignoriert. Damit stehen wir beim Problem des malerischen und bildnerischen Schmuckes, das eine gesonderte Behandlung erfordert.

6. Liturgischer Stil

(21. Sonntag nach Pfingsten)

Kirchliche Malerei und Bildhauerei sind Diener und Helfer der Architektur. So ist das Verhältnis gesund. Die Hoffnung, ein Bau mit schlechten Maßen, ungeschickter Aufteilung oder ähnlichen Mängeln werde durch richtige Ausmalung etwas „gewinnen", wird in der Regel fehlschlagen. Die Wände müssen eigene Bedeutung haben, nicht nur eine Gelegenheit, geradezu einen Vorwand für Bebilderung bieten. Eine in sich unbedeutende Gliederung wird nur bloßgestellt, wenn man Träger, Gurten, Rippen, Kappen usw. durch

liturgie.de

farbige Schablonenornamentik hervorzuheben sucht. Ebenso kann ein kraftvoller Bau die Gesamtwirkung einbüßen, wenn der Maler, um all seine Gedanken unterzubringen, der Bildhauer, um privaten Devotionen von Stiftern zu genügen, der Glasmaler, um schöne Geschichten möglichst farbig zu erzählen, jeder sein Feld planlos und rücksichtslos bepflanzen. Warum wirken fast alle Barockkirchen bei unabsehbarem Reichtum an Einzelheiten dennoch als einheitliches Werk und zwar in erster Linie als Bauwerk? Entweder war der Baumeister sein eigener Maler, Dekorateur und Statuarius, wie wir es bei den Brüdern Asam bewundern. Oder der Baumeister hatte für alle Einzelheiten der Ausstattung schon seinen Mann bereitstehen. So holte sich Johann Michael Fischer den Altarbauer Straub, einen Maler Zeiller oder Knoller oder Zick, die Stukkateure von Wessobrunn und irgendeinen tüchtigen Schreiner aus dem Lande, in dem die Künste nicht fabrikmäßig, sondern in Familiengemeinschaft oder Schulgemeinschaft betrieben wurden. Da war für 30 und 40 und mehr Kirchen eine Mindestqualität und eine überzeugende stilistische Einheit gesichert. Da durfte man es wagen, ein paar Kuppeln nebeneinander zu bemalen, durch Scheinarchitekturen die wirkliche Tektonik aufzulockern, ganze Zyklen biblischen oder geschichtlichen Inhalts aufzureihen, jeden Gewölbezwickel und jede Kartusche mit allen möglichen Symbolen zu schmücken, ohne daß ein Detail frech herausplatzte, ohne daß die ganze Kirche wie mit Bilderbogen behängt schien, ohne daß sie wie ein Magazin christlicher Kunst wirkte.

Heute begibt sich in der Regel der kunstliebende Pfarrer selbst auf die Suche nach Meistern seiner Neigung. Da kann

liturgie.de

es dann vorkommen, daß sein Nachfolger wieder eine ganz neue Liebhaberei hat. Dann wieder wollen Stifter nicht nur ihren frommen Sinn, sondern auch ihren schlechten Geschmack verewigt sehen. Schließlich überschneiden sich die Programme ebenso wie die Stile so unerträglich, daß auch eine gute Architektur nicht etwa verlebendigt, sondern völlig totgeschlagen wird. Wobei wir ja an „Hausgreuel" im Gotteshaus noch gar nicht denken wollen! Wir kennen eine mächtige Kirche, romanischen Domen trefflich nachempfunden und der Landschaft ungewöhnlich glücklich eingefügt, die mit mächtigen Innenwänden und -Räumen eine einzige Einladung oder auch Versuchung zu großzügiger Beiziehung der helfenden Künste darstellte. Der Hochaltar ist den frühesten Missionaren des Landes geweiht und nach Hünenart aufgebaut, die Nebenaltäre sind schon erheblich sanfter, an die Wände klebte man einen impressionistisch nervösen Kreuzweg, der „wirken" sollte. Seine Wirkung schlug man wieder tot mit breiten, wildglitzernden, kaltfarbigen Mosaikrahmen im Jugendstil, die Kanzel wurde zwar gedankenreich, aber allzu bewußt „modern" errichtet, in die Apsis setzte man endlich ein Mosaikbild der Schmerzensmutter zur Ehrung der Kriegermütter, an einen Pfeiler eine große Herz-Jesu-Statue usw. Keines der Stücke dürfte man kitschig nennen, und doch ist das Ganze eine einzige Strafe nach dem Sündenfall der Emanzipation des Ausstattungswesens vom Geiste der Architektur. Und immer noch gelang es nicht, die Leere des Raumes zu beheben. Sie ist nun erst recht fühlbar geworden. Wo man Nüchternheit bannen will, muß es eben in einer einzigen Trunkenheit des Geistes geschehen, nicht in nachträglichen und wechselnden Überlegungen!

liturgie.de

Die Armut der Gemeinden wird heute dafür sorgen, daß sich die Bemalung vielfach auf geschickte Tönung, eigentlicher Bilderschmuck aber auf die Apsis, beziehungsweise die Stirnwand, beschränkt. Wo aber mehrere große Tafelbilder über den Altären oder Fresken an den Wänden angebracht werden sollen, muß man danach streben, das am stärksten wirkende Werk dem Hochaltar zuzuteilen. Das gelang beispielsweise in der neuen St. Franziskuskirche in München, in der ein eminent durchgebildeter „Predigender Franziskus" von Franz Xaver Dietrich die übrige Einrichtung fast vergessen macht. Hier aber drängt sich die Frage auf, ob ein Heiligenpatronat überhaupt so beherrschend zur Geltung gebracht werden darf. Mag die Vorschrift der Ritenkongregation, daß Heiligenbilder nicht über den Tabernakel gestellt werden würden, auch buchstäblich befolgt sein, so bleibt doch vielfach ihr unverkennbar „christozentrischer" Sinn unbeachtet. Den schwersten Irrtum dieser Art konnte man früher im Freisinger Dom bestaunen, wo eine illusionistisch überhelle Immakulatadarstellung den Blick, wir möchten fast sagen, unanständig zu fesseln suchte. Auch riesengroße Kreuze oder realistische Kreuzigungsgruppen gehören nicht über den Altar des unblutigen Opfers. Sie nehmen sich „protestantisch" aus. Liturgisches Denken wird auch heute noch am sichersten gebildet, wenn der Pantokrator, der verklärte Herr, hoch über dem Opfertisch thront. Mag aber für die Hauptdarstellung auch irgendein anderer Vorwurf gewählt werden, jedenfalls soll er im Sinne der „Verklärungsidee" in großen Formen durchgeführt werden. Nicht jedes Bild eines persönlich frommen Meisters ist schon ein religiöses Bild. Und ein Bild mit religiösem Stimmungsgehalt ist noch

liturgie.de

lange nicht hieratisch, aus dem Geiste der Liturgie geboren. Soll aber ein Bild „gemeinschaftsbildend" wirken, dann darf es auch nicht übertrieben stilisiert, rücksichtslos originell, gewollt häßlich oder aufregend sonderbar sein. Gewiß braucht es dem Durchschnittsgeschmack und dem Tagesgeschmack keine schwächlichen Konzessionen zu machen. Was einer Zeit allzuleicht verständlich ist, ist ja selten zeitüberlegen, so daß es schon der nächsten Generation fad erscheinen wird. Man darf ruhig riskieren, daß einmal die Volksseele kocht, wenn nur eine urteilsfähige Schicht von Kennern glauben kann, daß einige Gewöhnung einem Bildwerk den Charakter der Sonderbarkeit nehmen werde. Recht „brav" erscheinen uns z. B. heute schon die noch vor 20 Jahren so heftig befehdeten Fresken von Becker-Gundahl in St. Anna in München oder sein „Taufe-Christi"-Bild in Solln. Als Beispiel für eine Kunst, die alle Gemeinschaft sprengt, nennen wir den Christus von Gies, der seinerzeit die „Dombauhütte" im Münchener Ausstellungspark zum Lachkabinett machte. Das war freilich mehr die Schuld der Beschauer als des Künstlers. Aber auch noch in 30 Jahren werden ernste Beschauer, mögen sie noch so „verständigungsbereit" sein, ein quälendes Kuriosum in einem Christusbild erblicken, das nur in einem einzigen, im Hirn des Künstlers, gültig und richtig sein kann, weil dieses tausend Abstraktionen vollzogen hat, ehe aus der Vorstellung eines Bluttropfens die Form einer holländischen Tabakspfeife und aus der Vorstellung eines menschlichen Auges die Gestalt eines konkaven flachen Tellers wurde. Dabei wirkte das Endergebnis nicht einmal fortschrittlich, sondern eher historisierend, weil hier die Überreife fast an die unbeholfene Naivität primitiver Anfänge

liturgie.de

der Bildnerei erinnerte. „Liturgisch", hieratisch wird ein Bild auch nicht dadurch, daß es liturgische Motive verwendet, sonst wäre die süßliche und affektiert kindliche Malerei des Benediktiners de Wit schon aus ihren Gegenständen gerechtfertigt. Es ist aber ebenso unmöglich, daß je der liturgische Gegenstand, das liturgische Motiv eine Kunst „liturgisch" macht, als es unmöglich ist, eine Defreggersche oder Kaulbachsche Madonna schon deshalb religiöse Kunst zu nennen, weil zufällig daruntersteht, das schwärmerische Puppengesicht habe eben eine „Madonna" darzustellen. Wenn man auch mit einigem Recht gesagt hat, wer ein guter Maler werden wolle, könne gar nicht dumm genug sein, wenn man auch von liturgischer oder intellektueller Bildung eines Künstlers noch lange nicht auf bildmäßige Ausdruckskraft schließen darf, so wäre doch dringend zu wünschen, daß unsere kirchlichen Künstler, schon um aus ihrem unglaublich engen Zirkel von Motiven herauszukommen, gründlich die liturgischen Texte und Gebräuche und Gesetze studierten. Es gehört eben doch einiges Wissen um die Liturgie dazu, wenn man Geist und „Stimmung" der Liturgie selber einfangen und anderen vermitteln soll. Dabei fehlt es vielfach nicht an den Künstlern, die lernen wollen, sondern an Theologen, die aus der dünnen Luft der Wissenschaft oder aus der dicken Luft der Seelsorgslast noch heraus- und im Dickicht einer Künstlerphantasie sich zurechtfinden. Kein Zweifel, daß ehedem die Barockprälaten nicht nur Aufträge, sondern auch Anregungen wie Krösusse verstreuten! Man schelte unsere schaffenden Künstler nicht, wenn ihnen nichts Neues einfällt! Es wird ja immer das Gleiche bei ihnen „bestellt".

liturgie.de

Wenn wir oben sagten, daß heutigentags die Armut der Gemeinden eine verwirrend üppige Kirchenausstattung verhindert, so wollten wir damit keineswegs sagen, wir sähen in möglichst kahlen und einförmigen Kirchen eine Forderung des „strengliturgischen" Denkens oder Empfindens. Gewiß läßt sich auch ein ganz schlichter Altar in einer sehr leeren Kirche oft mit wenig Aufwand für die wechselnden Zeiten und Hochfeste des Kirchenjahres geziemend bereiten. Aber es wäre doch ein furchtbarer Verlust für Kirche und Kunst, wenn für diese Aufgabe nur noch Tapezierer, Gärtner und Elektrotechniker herangezogen würden. Irgendein wertbeständiges Werk bildnerischer Kunst gehört auch in die ärmste Diaspora- oder Siedelungskirche, und es müßte nicht mit weniger, sondern mit noch mehr Können und Versenkung geschaffen sein als ein gleiches Stück in einer reichausgestatteten Kirche, weil es ja allein alles leisten muß, was ein Bildwerk für die Erziehung und Sammlung einer Gemeinde auf die Liturgie hin überhaupt leisten kann. Wir glauben an die Zukunft christlicher Kunst, gerade weil wir an die überzeitliche Bedeutung liturgischer Denk- und Darstellungsformen glauben.

7. Motive liturgischer Kunst

(22. Sonntag nach Pfingsten)

Das Urchristentum ging nur zaghaft von der Verwendung von Symbolen zur Darstellung von Figuren über, da es gegen Götzendienst und Judaismus einen Zweifrontenkrieg zu führen hatte. Aber es verzichtete schon früh darauf, der Ausdrucksfreudigkeit starken Glaubens irgendwelche Bin-

liturgie.de

dungen aufzuerlegen. Mit erstaunlicher Sorglosigkeit deutete man mythologische Gestalten ins Christliche um und unterlegte rein profanen Darstellungen einen dogmatischen Sinn. So entstanden die Figuren des Guten Hirten, die Darstellung des Moses, der Wasser aus dem Felsen schlägt, des Jonas in der Laube, die Gastmahlbilder, die sinngesättigte Gestalt der Orante. Sie alle waren christologisch gemeint. Als dann die Kirche aus den Katakomben stieg, begann der Siegeszug des Pantokratorbildes. Dogmatische oder religiöse Hintergründe des frühen Bildersturmes im Orient sind schwer festzustellen; hier handelte es sich mehr um eine Kraftprobe des Staates gegenüber der Kirche. Gerade im Osten blühte in der Folge der Bilderkult immer reicher auf bis zur Ausgestaltung der Ikonostase, der Bilderwand, die heute noch in den Kirchen östlicher Riten den Altar vom Volke trennt. Es war auch nicht richtige Rekonstruktion des Urchristentums, sondern nur ideologische Konstruktion, so oft sich im Abendland Widerstand gegen figürlichen Schmuck in den Gotteshäusern erhob, mögen wir an den häretischen Fanatismus der Waldenser oder an den aszetischen Rigorismus des hl. Bernhard denken.

Vom Ausgang der Antike bis heute wuchs und wandelte sich die *Gesamtheit* der im Gotteshaus zugelassenen bildnerischen *Motive* in einer fast unübersehbaren Breite. Nur selten sah sich die kirchliche Autorität veranlaßt, irgendeine Darstellung zu verbieten, etwa die Darstellung des Heiligen Geistes in Menschengestalt, das sogenannte Jansenistenkreuz mit den aufwärtsgerichteten Armen Christi oder eine Darstellung des Herzens Jesu, losgelöst von der Gestalt des Herrn. Wie aber alle Perioden der Kirchengeschichte ihren

liturgie.de

charakteristischen Christustyp haben, so haben sie auch ihren charakteristischen Motivkreis. Manche Darstellung hat ihre ehrwürdige Tradition und ist dennoch heute ungebräuchlich, ja unverständlich geworden. Nennen wir etwa die älteste Form künstlerischer Feier der Passion des Herrn im sogenannten Gregorianischen Schmerzensmann, der, von der liturgischen Passionsfeier in Santa Croce in Gerusalemme zu Rom ausgehend, die Wurzel aller möglichen ikonographischen Formen der Christusdarstellung, zuletzt der Herz-Jesu-Darstellung wurde, heute aber nur mehr von Forschern richtig gedeutet wird und im Volk selbst dem Namen nach vergessen ist! Ähnlich verhält es sich mit dem sogenannten Gnadenstuhl, einer tiefsinnigen Darstellung der Heiligsten Dreifaltigkeit, mit dem Bild Jesu als Keltertreter oder als Lebensbrunnen, auch mit einigen Marienbildern wie bei St. Anna selbdritt und der Ähren-Madonna. Selbst die Schutz manteldarstellung ist ebenso selten geworden wie die „Wurzel Jesse" oder die „Heilige Sippe." Zeitüberlegen ist das sogenannte Vesperbild, die Pieta, seit dem Krieg wieder überaus beliebt als Motiv für Kriegerdenkmäler.

Der Wechsel der Andachtsformen und der Bildthemen bedingen sich gegenseitig. Während man sich noch im Barock heiß bemühte, Leiber der alten Märtyrer aus den wieder entdeckten Katakomben zu erhalten, ist heute der Märtyrerkult auf ganz wenige Heilige beschränkt. Die „Märtyrerfamilie" in Raitenhaslach z. B., Mann, Frau und Kind, wirkt heute nur mehr als ein etwas unheimliches Kuriosum. Wieviele Leute in Bayern wissen auch, daß Benediktbeuern das Haupt der hl. Anastasia, also einer der Heiligen des Meßkanons, birgt, und daß Ebersberg die Hirnschale des hl.

liturgie.de

Sebastian aufbewahrt? Wer weiß heute noch um die ehedem so volkstümliche Bedeutung der Christophorusdarstellungen in fast allen alten Kirchen? Dieser wurde immer nahe bei den Portalen an die Wand gemalt oder an einem Pfeiler aufgestellt, weil der Volksglaube lehrte, wer am Morgen diese Statue ansehe, der bleibe tagsüber vor dem Tode behütet. Diese Auffassung geistert nur noch nach in der fast abergläubischen Verehrung auch völlig unreligiöser Autofahrer für den riesigen Fergen.

Die Zahl der für *Kirchenpatronate* beanspruchten Heiligen war in alter Zeit sehr eng umschrieben, aber gerade diese alten Titelheiligen wie St. Petrus oder St. Martin treten heute nur mehr selten auf. Nur die Friedhofkirchen werden nach wie vor dem hl. Sebastian oder Stephanus geweiht. Eine geradezu gesetzmäßige Kombination der Kirchenpatronate in einer Stadt, wie sie ehedem an der Ostseeküste je eine Marien-, eine Nikolaus- und eine Jakobuskirche vorsah, ist heute gar nicht mehr denkbar. Gerade die Erforschung der Kirchenpatronate gibt dem Historiker die wertvollsten Aufschlüsse über alle möglichen kulturellen Zusammenhänge in alter Zeit. Heute aber haben zufällige Liebhabereien und fromme Moden viel mehr zu bedeuten.

Eine gewisse Stabilität in Devotion und Ikonographie werden stets die *Apostel* haben, weil ihr Andenken durch die Salbungskreuze bei der Kircheneinweihung festgehalten wird. Die Darstellung der vier *Evangelisten* und ihrer Symbole, die eine besonders ehrwürdige liturgische Tradition hat, wird heute noch fast regelmäßig gebracht, aber dem Volksverständnis nicht hinreichend lebendig gemacht. Die vier großen *Kirchenväter* hingegen sind dem Volk völlig

liturgie.de

unbekannt geworden. Vor dem ihnen gewidmeten gewaltigen Pacheraltar in der Münchner Alten Pinakothek werden wohl auch die meisten Theologen ziemlich ratlos stehen.

Wir haben schon einmal den Wunsch ausgesprochen, es möchte zu den stilgeschichtlichen Darstellungen der Entwicklung kirchlicher Kunst einmal auch eine ideengeschichtliche treten, in der die Zusammenhänge der Stile und Werke im Wandel der dogmatischen Interessen, der Frömmigkeitsideale, der religiösen Zeitstimmung, der seelsorglichen Methoden, der kulturellen Auf- und Niedergänge des Zeitgeschmacks usw. zu sehen wären. Es wird dabei zu zeigen sein, wie das flutende Leben immer sorgfältiger in die schützenden Dämme der Gesetzgebung geleitet wurde.

Heute ist alles Liturgische bis in die minutiösen Einzelheiten *normiert*, so die Gestalt und die Abfolge der liturgischen Texte, die Modulation der Stimme, der Gestus der Hände, jede Verneigung des Hauptes, die Farbe jedes Gewandstückes, die Zahl der Lichter auf dem Altar ebenso wie die Zahl der Stufen zu dem Altare hinauf. Man möchte zunächst befürchten, daß hier die Buchstaben den Geist töten müßten, und doch zeigt die Erfahrung, daß die genaueste Befolgung der sogenannten „Rubriken", d. h. der „rotgedruckten" Vollzugsvorschriften für die liturgischen Akte, das religiöse Empfinden weder des Liturgen noch des Volkes stört. Im Gegenteil! Wo irgendeine noch so kleine Vorschrift mißachtet wird, wo z. B. ein Priester die Meßtexte predigt statt sie zu lesen, wo er weit ausladende theatralische Bewegungen macht, wo er zu kurze Gewänder trägt, überall da ist zugleich mit der Korrektheit auch die erbauliche Wirkung gefährdet und die ästhetische Wirkung empfindlich gemindert. Auch

liturgie.de

die genauesten Vorschriften vermögen ja nicht immer zu verhindern, daß, wenn irgendeine Gewöhnung die Achtsamkeit herabsetzt, auch die erhabensten Formen bis zur Unkenntlichkeit abgeschliffen werden. Der verstehende Gläubige wird darüber nicht zu hart urteilen, sich nicht in seiner Andacht stören lassen. Aber der „Ausländer und Ankömmling", dem man vielleicht die Schönheit der katholischen Liturgie rühmte, wird vergeblich nach ihr ausschauen, wenn er ein hastiges Zelebrieren, ein regelloses Chorgebet, einen verwahrlosten Altar oder häßliche Paramente wahrnimmt. Jene Äußerlichkeiten, die Hilfen auf dem Weg zu einem ersten Interesse, einem gerechten Urteil oder gar zu tieferem Eindringen und gläubiger Annahme sein sollten, werden ihm zu Hindernissen, die zu überwinden er nicht einmal die Lust, geschweige denn den inneren Schwung hat. Es kostet erfahrungsgemäß viel Mühe, einem Nichtkatholiken, der etwa in Maria Laach oder Beuron die Liturgie kennen lernte, begreiflich zu machen, daß die Stilreinheit, die Geschmackssicherheit und die ausgesuchte Sorgfalt, die dort walten, anderwärts auch bei größter Hingebung nicht erreicht werden können, daß überhaupt die Kirche nur absichtslos und aus der innerwesentlichen Größe dessen, was sich in der Liturgie begibt, heraus das vielgerühmte „Gesamtkunstwerk" schuf. Man gestatte einen Vergleich aus der Profankunst: Shakespeares Dramen sind in ihrem inneren Wert durchaus unabhängig davon, ob der Szenenwechsel nur auf einer Tafel angeschrieben oder auf der raffiniertesten Drehbühne vom Bühnenbildner zur Schau gebracht wird. Wenn wir, vom Kirchenbau sprechend, den Ausdruck „Meßopferkirche" für einen Idealtyp zuließen, wagten wir dies nur

liturgie.de

unter der für den Katholiken selbstverständlichen Voraussetzung, daß auch schon vier nackte Wände, gänzlich kunstlos und stillos geschichtet, „Meßopferkirche" sind. Wir freuen uns aller Dienste der Kunst am allerheiligsten Geschehen. Notwendig aber ist diesem nach dem Willen des Herrn nur *ein* Sinnenfälliges: Die Gestalten von Brot und Wein, über die der geweihte Priester die Wandlungsworte spricht.

8. Liturgisches Gerät

(23. Sonntag nach Pfingsten)

Eine ganze Schutztruppe von weisen und heilsamen Vorschriften hat die Kirche im Laufe vieler Jahrhunderte beigestellt für die geheiligten Formen, in denen das Heilige zu uns kommt und unter uns wirkt, in denen wir dieses Heilige verehren und bedienen. Strenge gesetzliche Vorschriften bestehen wie für den Bau, so auch für die Ausstattung der Opferstätte, des *Altares*. Er muß mit mehreren Leintüchern bedeckt sein, eine bestimmte Zahl von Kerzenlichtern und ein kleines Kruzifix tragen. Soll das Allerheiligste auf ihm aufbewahrt werden, so gelten wieder für Bau und Auskleidung des Tabernakels genaue Bestimmungen; wird er zur Meßfeier gerüstet, so müssen Meßbuch und Meßpult, kleine Tafeln für die meistgebrauchten Texte, ein Glöcklein zur Ankündigung einzelner Teile der heiligen Handlung, Kännchen für Wein und Wasser und ein Becken mit Tuch für die Handwaschung beigebracht werden. An Festtagen wird er mit Reliquienbehältern besetzt und gärtnerisch ausgeschmückt, der Unterbau mag festlich verkleidet werden mit dem sog. Antependium. Auch im rückwärtigen Überbau

liturgie.de

können die Festgedanken bzw. der Charakter der Kirchenjahrzeit auf mannigfache Art betont werden. Die sog. Flügelaltäre z. B. ließen sich so auseinander- oder zusammenfalten, daß die jeweils zur liturgischen Zeit passende Darstellung sichtbar war.

Der kirchlichen Kleinkunst, dem *Kunsthandwerk* sind hier viele dankbare Aufgaben gestellt. Jede Kunstperiode betont bald die eine, bald die andere von ihnen. Die *Antependien*, ehedem ein Tummelfeld frommbegeisterter Phantasie, werden heute kaum mehr verwendet; dafür wird das oberste der *Leintücher* reichlich mit Spitzen, Ornamentstickereien, Sinnbildern und Lobsprüchen verziert, die leider nicht durchwegs auf das heilige Altargeschehen verweisen, sondern private Anmutungen des Stifters aussprechen. Die äußere Verkleidung des *Tabernakels* mit Stoffbehängen, das sog. Conopeum, ist in unseren Ländern wenig verbreitet. Ebenso ist der Gebrauch einer eigenen Wandlungskerze oder der Fackeln, die vom Sanktus bis nach der Kommunion den gegenwärtigen Herrn ehren wollen, bei uns fast unbekannt. Überhaupt ist in romanischen Ländern die Verwendung unzähliger Wachskerzen beliebter als bei uns, ebenso die Sitte, ein Heiligtum mit vielen Ampeln oder Lampen zu umgeben. Streng vorgeschrieben ist nur die Verwendung einer *Öl-Lampe* vor dem Tabernakel, in dem das heiligste Sakrament aufbewahrt wird. Nur für die Zeit der Not war Ersatz durch eine elektrische Glühbirne zugestanden worden. Elektrische Beleuchtung muß überhaupt im ganzen Bereich des Altares sehr vorsichtig angeordnet werden, sollen sich nicht Erinnerungen an Theater und Jahrmarkt aufdrängen. Romanischer Geschmack verirrt sich wieder lieber

liturgie.de

in die Vorliebe für künstliche Blumen und üppige Tapezierkünste. In alter Zeit verwandten die Schreiber und Illuminatoren, die Binder und Goldschmiede ihre höchste Kunstfertigkeit und Sorgfalt auf die Ausstattung des liturgischen *Buches*, das ja hohe liturgische Ehren in der Beräucherung und im Kuß erfährt. Die Erstleistungen der Buchdruckkunst blieben leider bis heute auf diesem Gebiet auch die Höchstleistungen. Das Maria Laacher Missale erstrebte wenigstens den heilsamen Rückschritt. Die übrigen Ausgaben aber haben leider keine Typen, die nicht dem Geschmack des 19. Jahrhunderts allzudeutlich verbunden wären. Auch das „Gottwaldmissale" bringt keine typographische Neugestaltung, es glossiert vielmehr die Texte mit Illustrationen kleinen Formates, die wohl den Priester erbauen und anregen können, das Buch im Ganzen aber nicht wirksam als heiliges Stück charakterisieren.

Zur Feier des heiligen Meßopfers braucht der Priester *Kelch* und *Patene*, die, aus edlem Metall gefertigt oder wenigstens dauerhaft vergoldet, die heiligen Gestalten tragen sollen. Ihre Grundform steht zweifach fest, aus ihrem Zweck heraus und aus der Tradition. Der Kelch besteht aus dem Becher, dem Schaft mit einem Knauf und dem Fuß. Für alle drei Teile sind unzählige Variationen möglich, und jede Stilperiode hat ihre Charakteristika ausgebildet. Großes Interesse erregten seinerzeit die Versuche des Beuroner Benediktiners Suitbert Kraemer, jeden einzelnen Kelch aus einem mystischen Symbolgedanken zu entwickeln. Allzukühnen Neuerungen steht hier schon die Grundforderung der Zweckdienlichkeit entgegen. Die alten Formen der Abendmahlkelche, der Henkelkelche usw. sind zugleich mit der Kom-

liturgie.de

munion auch der Laien unter beiden Gestalten außer Gebrauch gesetzt worden.

Das *Ziborium*, der Speisekelch, trat ihr Erbe an. Die *Kommunionpatene* für die Hände der Laienkommunikanten ist erst in allerletzter Zeit bei uns eingeführt worden. Wir haben sie rasch schätzen gelernt. Sie erfüllt besser als das bisher übliche „Speistuch" die praktische Aufgabe, auch die kleinsten heiligen Partikel vor Verunehrung zu bewahren. Indem sie der Kommunikant an seinen Nachbar weiterreicht, erweist er ihm eine zarte Aufmerksamkeit und wird zudem an die große Wahrheit erinnert, daß wir alle, die an dem einen Brote teilhaben, *ein* Leib sind (1. Kor. 10, 17).

Wie die Herausbildung der *Monstranz* mit einem Wandel der eucharistischen Andacht überhaupt zusammenhängt, haben wir schon früher gezeigt. Die alten Formen der Hostientaube und des Turmes wurden verdrängt durch die Sonnengestalt in den verschiedensten Abwandlungen. Die Schatzkammern in den Kirchen bergen manch köstliches Meisterwerk, originell und tief in der Idee, stark in der Form und unübertrefflich in der Arbeit. Nennen wir auf gut Glück die barocke Monstranz von Maria Plain bei Salzburg, die das dortige Gnadenbild in Silber getrieben widergibt, doch so, daß Maria nicht die Figur des Kindes in den Windeln zeigt, sondern die hl. Hostie. Oder eine neuere Monstranz von St. Bonifaz in München, die bauliche Motive der Basilika mit dem Gedanken der Gemeinschaft der Heiligen sinnig verbindet. Dann wieder alte Meisterwerke der Goldschmiedekunst, die das Sakrament im Schifflein Petri oder in den Zweigen des Jessestammes weisen.

Der *Meßkelch* enthält ein einfaches Tüchlein, das Purificato-

liturgie.de

rium, in vielen Gegenden auch ein Löfflein, um den Wassertropfen in den Wein zu geben. Er wird zugedeckt mit der Palla, einem quadratischen, leinenüberzogenen Deckel, und mit einer Kelchdecke in der jeweils für den Tag treffenden Farbe des Meßgewandes. Darüber liegt die gleichfarbige Bursa, die das Corporale, das Leinentuch, auf dem bei der hl. Messe die hl. Hostie ruht, birgt. Früh schon mit den Grabtüchern des Herrn verglichen, sollte dieses nur ganz bescheidenen Schmuck tragen. Beim Hochamt werden auch *Rauchfaß* und Weihrauchschiffchen gebraucht, deren sich das Kunstgewerbe stets liebevoll angenommen hat. Das sog. „*Pacificale*" oder Friedensinstrument, ein Täfelchen mit dem Bild des Herrn, mittels dessen der Friedenskuß an die Laien weitergegeben wurde, ist heute nur mehr Museumsstück und wird kaum wieder zur Verwendung kommen, weil einer Wiedereinführung des allgemeinen Friedenskusses wohl noch mehr Bedenken entgegenstehen, wie einer zeitgemäßen Neuaufnahme des Opferganges. Wenn an Wallfahrtsorten Kreuzpartikel in reicheren Fassungen den Andächtigen zum Kuß gereicht werden, wird sich der Kundige gern an den schönen alten Gebrauch des Friedenssakramentes erinnern lassen: „Christus ist unser Friede, der aus zwei getrennten Dingen eines gemacht hat" (Eph. 2, 14).

9. Die liturgische Gewandung

(24. Sonntag nach Pfingsten)

Zweifellos feierten die Liturgen der ersten christlichen Jahrhunderte das hl. Opfer in Kleidern alltäglichen Schnittes, wenn auch in ihrem besten Staat. Die Hochachtung vor dem

liturgie.de

Heiligtum legte es nahe, diese im Alltag nicht mehr aufzutragen. Die Mode übte weiterhin auf deren Form keinen Einfluß. So halten noch heute die liturgischen Gewänder der Kirche eine bestimmte Epoche antiker Trachten fest. Nicht ästhetische, sondern praktische Rücksichten wandelten die Formen nur unwesentlich ab, so daß die *Tunica* und *Paenula* der Antike noch heute die beiden Typen für verschiedene Paramente darstellen. Die römische Tunika, das Gegenstück zum Chiton der Griechen, ist dem Gebildeten von der Plastik und Vasenmalerei der Alten her wohlbekannt. Ihre bis zum Knöchel reichende Abart, die tunica talaris, die durch einen zusammenzuknüpfenden Gürtel (Cingulum) hochgerafft wird, haben wir in der sog. *Albe* (d. h. weiße Tunika). Eine kürzere, ungegürtete Form finden wir in der Amtskleidung des Subdiakons, in der tunicella, eine ähnliche, enganliegende, besonders festliche Form dalmatinischen Ursprungs in der Amtstracht des Diakons, der sog. *Dalmatica.* Diese Kleider waren ursprünglich mit roten Streifen, den sog. claves, vertikal besetzt, die heute noch bei Paramenten als Ziermotiv auftreten. Ganz leinen, waren die Alben früher mit schildartigen farbigen Aufsätzen, den sog. Paruren, besetzt, die längst dem Spitzenwerk wichen. Aus der Tunika entwickelte sich auch der Chorrock in zwei Formen, dem sog. *Rochett* (d. h. kleiner Rock), das, immer kürzer geworden, eng anliegt und enge Ärmel hat, und im *Superpelliceum*, das über eine Unterkleidung von Pelzwerk anzuziehen war und darum weit und weitärmelig sein mußte, vielfach nur mehr offene Flügelansätze, dafür aber reiche Fältelung erhielt.
Die alte Paenula, ein rings um den Halsausschnitt geschlossener Mantel, ist der Urtyp unserer *Casula*, die ehedem von

liturgie.de

Klerikern aller Grade getragen wurde, wie es noch heute die Leviten an Fastensonntagen tun. Sonst kennen wir sie als das eigentliche „Meßgewand". Lange Zeit verblieb ihr die Zelt- oder Glockenform, bis man diese als hinderlich empfand und die Casula in der Gotik spitz verlaufend zuschnitt, bald aber an den Seiten aufschnitt, bis nur ein Brust- und Rückenschild übrig blieben. Auch diese machten Wandlungen durch. In Spanien liebte man es, den Rückenteil nach unten zu verbreitern, in Frankreich und Deutschland nahm der Brustteil die Baßgeigenform an. „Ein weiteres Zustutzen war dann nicht mehr möglich" (J. Braun). Anfangs mit Stäben verziert, die zumeist ein Gabelkreuz bildeten, wurde die Casula im hohen Mittelalter reich bebildert, bis sich der Brauch festigte, Vorder- und Rückseite mit einem geradarmigen Kreuz zu versehen, um den Priester an die Nachfolge des gekreuzigten Jesus zu mahnen, wie Thomas von Kempen die neue Sitte auslegt. Heute kehrt man vielfach zur Glockenform zurück. Einem allzu stürmischen Rückschritt sucht freilich die Ritenkongregation zu wehren, obwohl offensichtlich die Paramentik von einer Verbesserung der Schnittformen mehr gewinnen kann als vom Geschmackwandel in der Ornamentierung. Von figürlichen Darstellungen, besonders von sehr realistischen, wird am besten abgesehen. Es wirkt unsagbar peinlich, wenn etwa ein Pfingstgewand die Leidenswerkzeuge trägt, ein Osterornat die schmerzhafte Muttergottes und ein Meßkleid für Feste des Herrn das Bild irgendeines Heiligen. In früher Zeit trug zuweilen der Diakon die Casula zusammengerollt über der linken Schulter; daraus entstand die in Bußzeiten verwendete *Stola latior*. Da selbst das aufgerollte Gewand

liturgie.de

noch beim Umblättern der Evangelienbücher hinderte, legen in den Fastenmessen noch heute die Leviten ihr Obergewand ab. Auch der Chor- oder Rauchmantel hat sich aus der Paenula entwickelt, indem man die Vorderseite völlig auseinanderteilte. So entstand unser *Pluviale* (wörtlich: Regenmantel), das vorne durch eine Schließe zusammengehalten, hinten eine Kapuze trug, die sich, weil nicht mehr gebraucht, in einen flachen Rückenschild abwandelte. Auch dieses Gewandstück bietet Anlaß für reichen Schmuck, mindestens zur Verwendung reichgewebter Stoffe, bei denen das Granatapfelmotiv, das schon im Alten Testament eine Rolle spielt, überaus beliebt wurde.

Die heutige Bischofsmütze, die *Mitra* oder Inful, ist wohl kaum aus der Antike herzuleiten, da die Kugelform der ältesten Mützen der Päpste eher auf orientalische Vorbilder schließen läßt und die Klappenmütze mit den zwei Hörnern erst im zweiten Jahrtausend sich verbreitete. Auch der *Bischofsstab* kam erst spät zu liturgischer Bedeutung. Er trug die verschiedensten Abschlußformen, so eine Kugel, eine Krücke, einen Schlangenkopf, entwickelte eine immer stärkere Krümmung und immer reichere Füllung der Kurvatur, die dem Elfenbeinschnitzer oder Goldschmied dankbarste Aufgaben stellte. Die germanische Rechtsauffassung, die dem Abschluß von Verträgen oder der Übertragung von Amtsvollmachten stets gegenständlichen Ausdruck zu geben suchte, sah im Hirtenstab die Regierungsgewalt des Bischofs geradezu lokalisiert, woraus die Tragweite, Heftigkeit und Dauer des Kampfes zwischen Kaisern und Päpsten um die „Investitur" mit Stab und *Ring* allein verständlich werden. Die Geschichte der übrigen „*Pontifikalien*" ist durchaus

liturgie.de

friedlich. Manches Gewandstück ging aus dem alleinigen Gebrauch des Papstes in den allgemeinen Gebrauch der Bischöfe und selbst der einfachen Priester über, manch anderes ging den umgekehrten Weg. Heute trägt der Bischof eine Tunicella und eine Dalmatika aus feiner Seide unter der Casula, damit er so im Vollbesitz aller Weihegrade sich darstelle. Das Brustkreuz, aus einem Reliquienbehältnis entwickelt, die Handschuhe, eigene Strümpfe und Schuhe vervollständigen die gegenwärtige Feierkleidung des Bischofs. Eine Spezialauszeichnung der Erzbischöfe oder Metropoliten ist das *Pallium*, eine Umhangbinde, aus der Wolle von Lämmern, die zu S. Agnese in Rom geweiht werden, gefertigt, mit Kreuzen benäht und mit Nadeln zu befestigen. Die Pallien werden am Grabe Petri niedergelegt und von dort, als dem Mittelpunkt der kirchlichen Einheit, weggenommen, um jedem Empfänger als persönliche Auszeichnung übersandt zu werden.

Mit der Zeit erhielten alle priesterlichen und bischöflichen Gewänder ihre *Symbolik* zuerkannt, und zwar gleich eine vielfache.

So findet man in den Gebeten, die beim Anlegen der Paramente gesprochen werden, eine aszetisch-moralische Bedeutung ausgesprochen, zumeist eine Allegorie des geistlichen Kampfes; daneben hat jedes Stück seine typische Beziehung zu den christlichen Grunddogmen, wie zur Menschwerdung des Gottessohnes, zur Tugendfülle des Herrn, zur Würde der Kirche als Leib Christi oder als Braut Christi, was alles jeweils im Zusammenhang mit dem hl. Mysterium gesehen wird. Mit dem Aufkommen der Leidensmystik in der Zeit der Kreuzfahrer und des hl. Bernhard wird jedes einzelne

liturgie.de

Gewandstück auch auf das historische Leiden des Herrn phantasievoll gedeutet. Ähnlich verhält es sich mit der *Farbe* der Gewänder; ursprünglich herrschte wohl die weiße Farbe vor, ja, ein Farbenkanon zur Charakterisierung der Festtage und Kirchenjahrzeiten bildete sich erst im 12. Jahrhundert heraus, durch Pius V. wurde er endgültig festgelegt. Die Symbolsprache der fünf liturgischen Farben ist leicht verständlich und allgemein bekannt. Weiß wird gebraucht an Festen des Herrn, der heiligsten Jungfrau und aller Heiligen, die nicht Martyrer sind. Rot ist für den Pfingsttag und für die Feste der Apostel und Blutzeugen bestimmt. Grün als „mittlere Farbe" trifft an allen Tagen ohne eigenen Charakter, Violett an den Bußtagen: Fastenzeit, Advent und Vigilien, Schwarz ist die Farbe der Totenmessen. Sonstige Farbspezialitäten wurden im Lauf der Zeit wieder unterdrückt. Nur der Sonntag „Gaudete" im Advent und der Sonntag „Laetare" in der Fastenzeit sind durch rosafarbene Meßgewänder ausgezeichnet, so wie ein lyrisches Intermezzo im großen Erlösungsdrama stehend. Mit Recht bewundert alle Welt die Erziehungsweisheit, die sich in solcher Veranschaulichung des Unanschaulichen ebenso sicher wie liebenswürdig äußert.

liturgie.de

VIII.
GESCHICHTE UND GEGENWART

1. Geschichte der Liturgie

(5. Sonntag nach Erscheinung)

Ein wirkliches Verstehen der Riten und Texte unserer gegenwärtigen Liturgie ist nur auf den beiden Wegen geschichtlichen Verstehens erreichbar: Der eine Weg führt von der Formgeschichte zur Erkenntnis des ideellen Sinnes, der andere von der Ideengeschichte zum Begreifen der Form. In der Liturgiegeschichte gibt es keine „praestabilierte Harmonie", die Teile sind hier früher als das Ganze, während umgekehrt die Dogmenwelt, als Ganzes vom Herrn und seinen Aposteln uns anvertraut, durch menschliche Gedankenarbeit nur immer feiner im Detail erkannt, buchstäblich „entwickelt" wird. Die Liturgie ist darum in jeder Gestalt und auf jeder Entwicklungsstufe von geographischen, ethnographischen, allgemein kulturellen, kirchenpolitischen, ja sogar weltpolitischen Faktoren mitbestimmt. Nie ist sie mit innerer Notwendigkeit so, wie sie ist. Die gegenwärtige Gestalt ist zwar strenger als rechtsverbindlich erklärt, als es frühere waren, damit ist aber auch ihr weder Endgültigkeit noch letzte Vollendung zugesprochen. Noch weniger geht es an, aus historisierender Spezialneigung oder aus dogmatischer Schulmeinung irgendein früheres Stadium als „klassisch" zu erklären. Hingegen bleibt es erlaubt, Teilmomente der Entwicklung als besonders glücklich, andere als weniger erfreulich zu beurteilen. „Ich glaube, daß ich den Geist Christi habe" (1. Kor. 7, 40), kann aber die lebendige kirch-

liturgie.de

liche Autorität hier allzeit dem Apostel Paulus nachsprechen, ob sie nun schöpferisch auftritt oder nur normt und überwacht.

Den Grundelementen der Liturgie hat man von jeher *apostolischen* Ursprung zugesprochen. Dennoch wird es fast nie gelingen, die Urgestalt eines Gebetes oder Gebrauches historisch treu festzustellen, da die literarischen Quellen nicht lückenlos zusammenhängen. Nur Materie und Form der Sakramente gehen in ihrem Wesentlichen auf die Anordnung des Herrn selbst zurück. Die Taufe z. B. wird stets mit Wasser unter Anwendung der trinitarischen Taufformel gespendet werden müssen. Das hl. Opfer wird stets mit Weizenbrot und Wein vom Weinstock gefeiert werden und die Einsetzungsworte in sich fassen. Unzweifelhaft erscheint außerdem nur, daß die Urgestalt der Liturgie von den alttestamentlichen Tempelgebräuchen beeinflußt blieb und daß sie von der hellenistischen Umwelt manche gottesdienstlichen Formen annahm, die nicht Spezialitäten irgendeines offiziellen oder geheimen heidnischen Kultes, sondern als allgemein-menschlich verständlicher Ausdruck religiösen Denkens und Empfindens mehr oder weniger Gemeingut aller vor- und außerchristlichen Kulte waren. Unter dieser Voraussetzung ist es zwar nicht unerlaubt, aber auch nicht notwendig, Einzelheiten der christlichen Mysterienfeier als dem Zeremonial der spätantiken Mysterien entlehnt oder als an dieses angelehnt zu betrachten.

Wenn nun auch Grundelemente, wie die Form des Wechselgrußes, die Verwendung des Herrengebetes, das dreimal Heilig und ähnliches schon für die apostolische Zeit feststehen und wenn sie wegen dieser Herkunft allgemein bei-

liturgie.de

behalten, als „kanonisch" und rechtsverbindlich angesprochen wurden, so blieb doch die Liturgie unter tausenderlei lokalen Bedingungen dem Einfluß charismatischer Begabung und der persönlichen Ausdruckswelt des einzelnen Liturgen oder der Einzelgemeinde vielfach überlassen. Dabei lernte natürlich eine Kirche von der anderen. Die Erkenntnis, daß Uniformierung des Gottesdienstes auch eine Garantie für Einheit und Reinheit des Glaubens sowie eine Festigung der rechtlichen Abhängigkeitsverhältnisse bedeute, führte erst nach dem Ende der Verfolgungszeiten zu der praktischen Konsequenz, daß ganze Kirchenprovinzen und schließlich Morgen- und Abendland je ihre Grundform ausbauten und sicherten. Zudem waren die Grenzen zwischen frommem Volksbrauch und amtlicher Liturgie lange Zeit hindurch fließend, vielfach kaum wahrzunehmen. Was ideell-dogmatisch bedingten Charakters ist, „die beständige Gegenwart des Erlösungswerkes", die man neuerdings als „das Mysterium" bezeichnet, erscheint auch heute noch in den Kirchen des Orients so klar gezeichnet wie in denen des Abendlandes. Die deutlicheren Erinnerungen an das historische Heilswerk, an Leben, Leiden und Sterben Christi, scheinen jedoch den Weg von Jerusalem ins Abendland leichter gefunden zu haben als den Weg in die nähere morgenländische Umwelt. Darum unterscheiden sich östliche und westliche Liturgie heute noch besonders deutlich, indem die östliche vor allem das „Sinnbild" zeigt, während die westliche immer mehr das „Schaubild" zum Sinnbild hinzutreten oder das Sinnbild in ein Schaubild übergehen ließ. Hat so die östliche Liturgie das Gepräge deutlicher des Altehrwürdigen, so die westliche das ihre des unerschöpflich Fruchtbaren. Selbst-

liturgie.de

verständlich gewannen auch die lokalen Erinnerungen Roms, der Stadt der Apostelfürsten, des Vorortes in der großen Agape, allenthalben im Abendland eine charakterbildende Bedeutung. In der Art, wie sie aufgenommen werden, zeigt sich in verhältnismäßig engen Grenzen der Einfluß völkischer Eigenart. Die frühe fränkische und deutsche Christenheit zeichnete sich z. B. gerade durch die lebendigste Petrusverehrung aus.

Mit welcher Liebe die gegenwärtige Kirche alle Phasen ihrer Geschichte sieht und mit welcher Weisheit sie dabei echte Werte des Volkstums erhält, zeigt sich in der Sorgfalt, mit der Rom der steten Angst der Orientalen begegnet, es möchte ihre liturgische Sonderart angetastet werden, ob sie nun mit Rom uniert oder zur Union mit Rom bereit sind. In der Tat würden der Gesamtkirche unermeßliche Werte verloren gehen, wenn die Liturgien der Morgenländer nur mehr als Literatur fortlebten, nicht mehr in der alltäglichen Übung. Obwohl der Kirchenjahrgedanke in ihnen nicht so reich entwickelt ist wie im Westen, so verhält sich der Reichtum ihrer Zeremonien und der Sinngehalt ihrer Texte zur heutigen römischen Liturgie fast wie eine weitgeschwungene Handschrift zur knappen Kurzschrift. Die größte Verbreitung hat im christlichen Orient die sog. *Chrysostomusliturgie*, die zwar aus Konstantinopel, dem Sitz des großen Heiligen, stammt, aber nicht vom Heiligen selbst eingerichtet oder gar verfaßt wurde. Die meisten Liturgien suchten ja nach einem hochklingenden Patronate, am liebsten dem eines Apostels, wie des heiligen Jakobus, des heiligen Petrus oder Markus. In Wahrheit kennen wir jedoch aus den apostolischen und den nächsten zwei Jahrhunderten nur ganz wenige gottesdienstliche Formulare, zumeist Teile der sogenannten Ana-

liturgie.de

phora, des Eucharistischen Hochgebetes. Die im Urtext griechische Chrysostomusliturgie wird heute in verschiedenen Ländern des Balkans in der Landessprache gefeiert, deren liturgische Form freilich seit vielen Jahrhunderten eine sprachliche Weiterentwicklung nicht mehr mitmachte. Älter als diese byzantinische Liturgie ist die *altarmenische.* Beide aber stammen aus dem Bereich des antiochenischen Patriarchates, das ja auch den heiligen Chrysostomus selbst an die Kirche der Reichshauptstadt des Ostens abgegeben hatte. Als Antiochien seinen Einfluß auf die benachbarten Syrer verlor, verselbständigten sich eine *westsyrische* und eine *ostsyrische* Gottesdienstform. Die ostsyrische entzog sich auch dem Einfluß von Byzanz. Viel später wurde sie von Rom aus reformiert. Ihrer bedienen sich die sogenannten Thomaschristen an der malabarischen Küste. Das zweite liturgiebildende Zentrum im Osten war, für den Kenner der frühen Kirchengeschichte ist das selbstverständlich, das Patriarchat Alexandrien. Hier war eine andere griechische Liturgie im Gebrauch. Diese wurde bei der ägyptischen Urbevölkerung, den sogenannten *Kopten,* in die Volkssprache übersetzt, ebenso bei den *Abessiniern.* So können wir heute noch mit L. Eisenhofer acht Grundformen des östlichen Ritus unterscheiden, die sich je nach ihrer Herkunft aus Antiochien oder aus Alexandrien näher miteinander verwandt zeigen. So ist wirklich noch der bunte Rock, den Jakob seinem Lieblingssohn Joseph schenkte, das Feierkleid der Ostkirche, während das Abendland aus ursprünglich noch stärker lokal bestimmten, viel zahlreicheren Einzelformen die imponierende Einheit von heute entwickelte, die eher an den ungenähten Leibrock Christi gemahnt.

liturgie.de

Heute haben nur mehr Toledo und die Kirchenprovinz von Mailand eine von der römischen abweichende Liturgie, erstere als *mozarabische*, letztere als *ambrosianische* bekannt. Ursprünglich war die gottesdienstliche Feier in Rom in der sogenannten Koine, dem Griechischen der gebildeten Welt von damals, gehalten worden, sie hat sich noch im vierten Jahrhundert durch Elemente aus östlichen Liturgien bereichert. Um diese Zeit wurde freilich das Griechische schon nicht mehr allgemein verstanden, so daß gleichzeitig mit der Fixierung der Texte auch die Übersetzung ins Lateinische erfolgte. Während es bisher vielfach dem freien Schwung des religiös ergriffenen und sprachlich gewandten Liturgen überlassen war, wie er einen festen Gedankenbestand in immer neuen Wortlaut kleiden wollte, wurden nun die besten Prägungen amtlich gesammelt und vorgeschrieben. Der Geltungsbereich dieser Stadtliturgie von *Rom* reichte aber nicht sehr weit. Überall sonst in Italien, in Nordafrika und im ganzen neubekehrten Westeuropa lebten die griechischen Einflüsse mächtig fort, die jedoch territorial und lokal verschieden verarbeitet wurden. Da das Frankenland besonders charakteristische Formen entwickelte, glaubte der große Benediktiner Mabillon alle außerrömischen Liturgien der vorkarolingischen Zeit unter den Sammelnamen „*gallikanisch*" zusammenfassen zu dürfen. Eine nationalgermanische Form, etwa gar in der Volkssprache, gab es in der katholischen Kirche nie und nirgends. Die sog. „*westgotische*" Liturgie ist die Frühgestalt der oben erwähnten „mozarabischen" und der „gallikanischen" nächstverwandt, also in keiner Weise als deutsches Sondergut anzusprechen. Eine Vereinheitlichung der abendländischen Riten

liturgie.de

empfanden die Karolinger ebenso wie die Päpste als dringendes Gebot. Es blieb aber auch nach der *Liturgiereform* des 8. und 9. Jahrhunderts genug Raum für Neubildung von Gebräuchen und Texten, wobei auch das deutsche Volk sein Gutteil beitrug. Daß den Päpsten zentralistischer Drang fremd war, zeigt wohl am besten die Tatsache, daß die päpstliche Kurie sich selbst von der römischen Stadtliturgie trennte und Messe wie Chorgebet energisch kürzte. Die Verbreitung der *Kurialliturgie* durch den Franziskanerorden arbeitete ideell und praktisch einer stärkeren Vereinheitlichung und Festlegung vor, die schließlich, vom tridentinischen Konzil gewünscht, unter *Pius V.* durchgeführt wurde. Man romanisierte jedoch so maßvoll, daß genug Eigenbräuche auch in den deutschen Diözesen erhalten blieben. Nur in Frankreich sorgte ein neuer Gallikanismus, ein nationalkirchlicher, antirömischer Affekt dafür, daß es erst dem heiligen Eifer des Benediktinerabtes Guéranger († 1875) gelang, die letzten Diözesen zur Annahme der römischen Liturgie zu bewegen. In der Gefolgschaft Guérangers erstand dann eine immer mächtiger anschwellende „Liturgische Bewegung" über Belgien, Holland und Deutschland hin. Sie bereitete Geister und Gemüter zu einem günstigen Boden für die verständnisvollen Reformen, durch die *Pius X.* eine historisch und gedanklich gleich glücklich fundierte Ordnung aller liturgischen Dinge schuf.

2. Geschichte der Liturgik

(6. Sonntag nach Erscheinung)

Nachdem wir die Geschichte der Liturgie gezeichnet haben, sei ebenso kurz die Geschichte der Liturgik, d. h. der *Wissen-*

liturgie.de

schaft von der Liturgie, behandelt. Aufgabe der Liturgik ist es, die gottesdienstlichen Handlungen und Gebete der Kirche in ihrem Bestand darzustellen, ihren geschichtlichen Werdegang zu verfolgen und ihren Sinn zu erklären. Liturgik wurde oft genug gleichgesetzt mit ihrer bescheidensten Teilwissenschaft, der sog. Rubrizistik, die sich mit den Vollzugvorschriften für die einzelnen Riten befaßt. Zudem wurde sie der sog. Pastoral, d. h. der praktischen Einweisung in die Seelsorgepflichten, eingegliedert. Das war so verfehlt, wie wenn man ein Exerzierreglement schon für Kriegswissenschaft und Kriegskunst nähme. Heute sehen wir ein, daß Liturgik geradezu eine „Schlüssel"-Wissenschaft ist, die dogmatische, historische, kirchenrechtliche Erkenntnisse voraussetzt und selbst wieder läutert und fördert. Zwischen der lex credendi, dem Glaubensleben der Kirche, und der lex orandi, ihrem Gebetsleben, besteht ja das innigste Wechselverhältnis. Zudem muß der Liturgiker die schier unübersehbaren Arbeitsgebiete der allgemeinen Religionsgeschichte und Religionsphilosophie, der Sprachwissenschaft, der Altertumskunde, der Kulturgeschichte im weitesten Umfang, der Volkskunde usw. in seinen Interessenkreis einbeziehen. Dazu kommt, daß die Formengeschichte der Liturgie der tieferen Erfassung ihres Geistes und der Verlebendigung dieses Geistes unter den Gläubigen dienstbar gemacht werden muß. In der Liturgik eine „Spitzen"-Wissenschaft zu sehen, ist also wohlberechtigt.

Der Geist der Liturgie kann ebenso wie die Form nur richtig und gründlich begriffen werden, wenn sich die Liturgik getreu an die urkundlichen *Quellen* hält. So sei hier zunächst der Bestand dieser Quellen in seinem großen Reichtum

liturgie.de

skizziert. Die ältesten, darum ehrwürdigsten und wichtigsten Quellen fließen spärlich. Die frühchristlichen Gebetsformulare sind in den verschiedensten Schriften der ersten Jahrhunderte nur wie zufällig erhalten. Was allgemein gekannt und geübt wurde, was das Lebenselement der Kirche und jedes einzelnen Gläubigen bildete, brauchte ja für Zeitgenossen nicht aufgezeichnet zu werden. Erst vom 5. Jahrhundert ab erfolgt die Zusammenfassung der wichtigsten Messetexte in den sog. *Sakramentarien*. Die römische Meßliturgie kennen wir aus drei solchen Sakramentarien, die nach drei großen Päpsten benannt werden, nach Leo I., Gregor I. und Gelasius. Die Episteln und Evangelien, aus welchen schon im 7. Jahrhundert immer die gleichen Abschnitte (Perikopen) an Sonn- und Festtagen treffen, ebenso die Wechselgesänge waren nebenher in je einem eigenen Buch gesammelt. Eine ganze Anzahl von Büchern war auch nötig für die Verrichtung des Stundengebetes. Wir hörten schon früher, daß erst spät die Zusammenfassung aller Gebets- und Gesangstexte in ein *Vollmissale* und in ein *Brevier* erfolgte. Der Heiligenkalender ist in den sog. *Martyrologien* aufgestellt, deren frühestes zwar dem heiligen Hieronymus zugeschrieben wird, aber erst aus dem sechsten Jahrhundert stammt. Dazu treten *Pontifikalien* und *Rituallien* oder Agenden, die dem Bischof und Priester genaue Beschreibung aller liturgischen Amtshandlungen bieten. Seit dem siebten Jahrhundert werden auch eigene *Ordines* verfaßt, die den Vollzug nach der Gewohnheit der einzelnen Kirche festlegen, ähnlich wie die Klöster ihre *Consuetudines*, ihre Gewohnheiten, aufzeichneten. Vom 17. Jahrhundert an tritt die heutige Einheit und Gesetzmäßigkeit in Anweisun-

liturgie.de

gen zutage, die noch gegenwärtig im Gebrauch sind, wie das *Zeremoniale* für Bischöfe und die *Generalrubriken*, die jedem Meßbuch und Brevier im Auszug vorangedruckt sind.

Ehe sich die Wissenschaft an das Studium irgendeiner Kulturerscheinung macht, hat diese immer schon eine Geschichte hinter sich und ist in ein gewisses Stadium der Vollendung getreten. Deshalb kann man von einer *Liturgiewissenschaft* in den ersten sieben Jahrhunderten der Kirche nicht reden. Ebenso wie schon Tertullian mit seiner Tauferklärung, verfolgten Cyrill von Jerusalem mit seinen Einführungskatechesen in die Mysterien und Ambrosius mit seinen Schriften über die Sakramente praktische Zwecke. Wo die Väter, angefangen von dem Philosophen Justin, vom Gottesdienst im ganzen oder von seinen Einzelheiten sprechen, tun sie dies selten in einem größeren Zusammenhang, mag sich auch schließlich aus den Werken eines so allseitig interessierten und tätigen Kirchenmannes wie Augustin eine großartige Schau der Liturgie seiner Zeit und seiner Heimatprovinz ergeben. Auf die Liturgie als auf die äußere Erscheinung der inneren Gottesverehrung und Heiligungsarbeit in der Kirche richteten als erste ihr Augenmerk der mystische Schriftsteller, den man mit dem von Paulus auf dem Areopag in Athen bekehrten Dionys gleichsetzte, und Isidor von Sevilla, dessen Werke förmlich ein Konversationslexikon alles frühchristlichen Wissens darstellen. Erst in der Zeit Karls des Großen und unter seinem Einfluß ersteht in Alkuin ein Liturgiker „von Fach", der durch Sammlung aller gebräuchlichen Riten und durch deren Angleichung an den römischen Brauch eine einheitliche Gottesdienstform für das Frankenreich ermöglichen wollte. Eine neue Betrach-

liturgie.de

tungsweise führen dann Amalar von Trier und Amalar von Metz ein, indem sie die Liturgie durchwegs als Allegorie für die geschichtlichen Heilstatsachen und für das mystische Schicksal des Gottesreiches fassen. Diese Betrachtungsweise wurde als Bruch mit der Tradition empfunden und bekämpft, setzte sich aber durch und gab der mittelalterlichen Liturgie ihre Richtung. Dem modernen Denken steht allerdings der historische Sinn, den gleichzeitig Rabanus Maurus von Fulda und Walafried Strabo von Reichenau entwickelten, entschieden näher, wenngleich auch wir die Allegorie besonders in der liturgischen Volksbelehrung immer noch gerne anwenden.

Überhaupt haben in der nächsten Zeit liebe deutsche Landsleute die Führung im liturgischen Schaffen und Denken: Berno und Hermann der Lahme von der Reichenau, Bernold von Konstanz, die drei Notker von St. Gallen, Wilhelm von Hirsau, Regino von Prüm, Aribo von Freising. Im 12. Jahrhundert legt Rupert von Deutz bei seiner Meßerklärung das Hauptgewicht auf die aszetisch-mystische Auswertung der zwar allegorisch erklärten, aber doch innerhalb des Meßformulares als Einheit verstandenen Texte. Der rechtsgelehrte Mönch Gratian lehrt die Gesamtordnung als ein rechtliches Gefüge sehen. Innozenz III. gibt auf dem Gipfel der weltlichen Macht des Papsttums eine herrliche Meßbeschreibung und -erklärung heraus. Eine liturgiefremde Theologie, Mystik und Aszese gab es damals noch nicht. Darum zogen auch die großen Scholastiker, wie Thomas von Aquin, die Liturgik in den Bereich ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen. Mit deutschem Tatsachensinn hatte sich Albert der Große gegen die seit der Kreuzzugszeit üblich

liturgie.de

gewordenen allegorischen Spielereien gewendet, die in jedem kleinen Ritus eine bestimmte Einzelheit aus dem Leiden Jesu wiederfinden wollten. Abseits der großen Systematik blühte aber diese Betrachtungsart erst recht auf, dank dem sog. „Rationale" des Wilhelm Durandus, einer Art liturgischer Summe, die bis zur Stunde auf vielerlei Wegen die Erbauungsliteratur speist. Der Forscher von heute wird mit der durch Durandus eingeleiteten spätmittelalterlichen Art der Meßerklärung nicht viel anfangen können. Ihn wird viel mehr der kritische Sinn des Radulph de Rivo von Tongern († 1403) erfreuen, der aus bester Kenntnis der Überlieferung den hauptsächlich vom Franziskanerorden getragenen Neuerungen entgegentrat.

Die Verwerfung des hl. Opfers durch die Glaubensneuerer hatte ein Anschwellen des populären Schrifttums an Meßerklärungen und Beichtbüchlein, um das sich auch der hl. Petrus Canisius verdient machte, zur Folge, aber auch ein gesteigertes Streben nach quellenmäßiger Kenntnis der wahren katholischen Tradition. Im größten Stil führten diese Aufgaben die gelehrten Benediktiner der Kongregation von St. Maurus in Frankreich, die sog. Mauriner, durch, denen unter uns Deutschen der geistesgewaltige Abt Gerbert von St. Blasien nacheiferte. Systematische Werke über liturgische Dinge verfaßten in dieser Zeit Papst Benedikt XIV., der Kardinal Bona und der Hieronymitaner Catalani. Besonderes Interesse hat für uns die Materialsammlung des Jesuiten Jakob Gretser, weil sie auch die volkstümlichen Randgebiete der Liturgie, wie das Wallfahrtswesen, miteinbezieht. Die deutsche Aufklärung und der französische Gallikanismus brachen dann mit der traditionellen Auffas-

liturgie.de

sung und lähmten auch die Forschungsarbeit. Man trug sich mit radikalen Reformplänen, als deren Hauptvertreter der Neresheimer Benediktiner Werkmeister und der Landshuter Professor Winter genannt seien. Ihnen treten Bischof Wittmann und der Freisinger Professor Herenäus Haid entgegen. Aber erst die Romantik, als deren verdienstvollste Äußerung hier des Gießener Theologen Franz Staudenmaier Werk „Der Geist des Christentums", erschienen 1835 in Mainz, zu werten ist, stellte in Deutschland den Zusammenhang mit dem liturgischen Denken der Überlieferung wieder her. In Frankreich erweckte Abt Prosper Guéranger vor allem durch sein bis heute unübertroffenes „Liturgisches Jahr", ein dogmatisch, historisch und aszetisch gleich gesundes Werk, den Geist streng katholischer Restauration und mit ihm einen „liturgischen Frühling". Was wir heute mit Freuden erleben, ist Ernte aus der Arbeit jener wackeren Säer.

3. Liturgik und liturgisches Leben

(24. Sonntag nach Pfingsten)

Im Zusammenhang mit der allgemeinen Belebung des historischen Sinnes und der Verfeinerung der historischen Forschungsmethoden hat die Kenntnis der Vorzeit auch unserer Liturgie von der Romantik bis heute einen ungeahnten Aufschwung erlebt. Diese Feststellung gilt für Frankreich, Deutschland, Italien und England gleichermaßen. Die französischen und belgischen Forscher zeichnen sich durch Scharfsinn in der Untersuchung und durch Eleganz in der Darstellung aus. Die Anfänge des „christlichen Kultes" beleuchtete L. Duchesne, die Geschichte des Breviers und der

liturgie.de

Messe P. Batiffol, während U. Chevalier und der hochgeehrt unter uns Deutschen lebende Benediktiner G. Morin unzählige alte Texte ans Licht brachten. Die französischen Mönche von Solesmes gaben die Denkmäler der Choralgeschichte, sowie unter Leitung von Cabrol und Leclerq großartige, vielbändige Nachschlagewerke über alle Dinge der Liturgie und Archäologie heraus. In England erwachte im Gefolge der Oxfordbewegung ein reger Eifer für liturgiegeschichtliche Studien, vor allen machte sich dort E. Bishop verdient. Geschichtliche Erkenntnisse der italienischen Forschungsarbeit vermittelt weiten Kreisen das monumentale Werk des gegenwärtigen Kardinals von Mailand, J. Schuster: „Liber Sacramentorum", das nunmehr auch deutsch vorliegt. Die deutsche Leistung kann sich neben der ausländischen in Ehren sehen lassen. Bahnbrechend wirkten von der älteren Generation F. Probst in der Aufhellung der ersten christlichen Jahrhunderte, A. Ebner für die Geschichte des Missale, A. Franz für die mittelalterlichen Missalien und die kirchlichen Volksgebräuche, S. Bäumer mit seiner „Geschichte des Breviers", H. Grisar durch Beiziehung der römischen Stadtgeschichte für die Erklärung liturgischer Texte, Dreves und Blume mit der Sammlung des Hymnenschatzes der Kirche. Von lebenden Meistern der Einzelforschung seien genannt: Josef Braun, der in ungebrochener Rüstigkeit in München schafft, als Herausgeber mächtiger Werke über die liturgischen Paramente, über den Altar und das Altargerät, J. Sauer, der beste Kenner der kirchlichen Baugeschichte, als Archäologen J. P. Kirsch und Fr. J. Dölger, sodann O. Casel, der die Zusammenhänge der frühesten Liturgie mit dem Kulturkreis des Hellenismus aufhellte, A. Baum-

liturgie.de

stark, der uns den Blick für die Zusammenhänge von Orient und Okzident schärfte, und L. Fischer, den mittelalterliche und populäre Erscheinungen des Gottesdienstes beschäftigen. Auch nichtkatholische Gelehrte wie E. Rietschel und H. Lietzmann haben wertvolle Beiträge zur Liturgiewissenschaft geleistet. Fortlaufend erweitern von Mohlberg, Rücker u. a. redigierte Sammelwerke wie: „Liturgiegeschichtliche Forschungen", „Liturgiegeschichtliche Quellen", „Jahrbuch für Liturgiewissenschaft" unsere Kenntnisse der geschichtlichen Wirklichkeit.

Alle hier genannten Namen und Werke sagen Lesern, die der Theologenwelt fernstehen, gewiß recht wenig. Diese mögen sich aber mit den Fachleuten freuen, wie etwa der Städter die rührige Feldarbeit der Bauern mit Respekt und Dank zu sehen gewöhnt sein soll. Erst wenn „absichtslose" Erkundung dessen, was wirklich war und ist, ihre stille Arbeit getan hat, kann das Erkundete in den Dienst des flutenden Lebens gestellt werden. Das geschieht besonders in dem ungemein klaren und reichen Handbuch der katholischen Liturgik von V. Thalhofer und von L. Eisenhofer, in Eisenhofers „Grundriß der katholischen Liturgik", in der „Katholischen Liturgik" von R. Stapper, in J. Brauns „Liturgischem Lexikon", durchaus volkstümlich in dem „Handbuch der Liturgik" von A. Neugart und in dem Prachtwerk „Die betende Kirche", anspruchsvoller, aber auch mit erlesener Feinheit in den Schriftenreihen „Ecclesia orans", die durch die Abtei Maria Laach, und „Liturgia", die von den Mönchen von St. Josef in Gerleve herausgegeben werden, um den Gebildeten zu tieferem Verständnis zu verhelfen, was auch in Einzeldarstellungen die Bücher von

liturgie.de

J. Merk, St. Stephan, J. Brinktrine, J. Weiger, J. Kramp S. J., H. Dausend O. F. M. und vielen anderen erstreben. Über den schier unzähligen Neuerscheinungen sollten aber so gediegene ältere Werke wie Gregor Rippel „Die Schönheit der katholischen Kirche", ja sogar der alte Goffine und Martin von Cochem nicht vergessen werden.

Deutsche Ausgaben des *Missale* liegen heute für jedermanns Bedürfnis und Geschmack bereit, mögen wir nun zu der Beuroner Ausgabe von A. Schott und P. Bihlmeyer, zu der Maria-Laacher-Ausgabe von U. Bomm oder zur Ilbenstädter von Jakobs, zu Chr. Kunz oder H. Fischer greifen. Ebenso gab Beuron ein Vesperbuch heraus, wie Maria Laach eine freie Sammlung von Breviertexten als „Laienbrevier" veröffentlichte. Das Psalmenbuch fand zahlreiche Übersetzer wie S. Landersdorfer, A. Miller, B. Grundl. Sehr verdienstlich sind auch die Laacher „Liturgischen Volksbüchlein" zu den verschiedensten rituellen Anlässen. Als die fruchtbarsten Anreger der Besinnung auf „alte Quellen neuer Kraft" dürfen jedenfalls Abt Ildefons Herwegen von Maria Laach und der Kloster-Neuburger Chorherr P. Parsch angesprochen werden. Der Letztgenannte trat mit einer Riesenzahl von Veröffentlichungen und in einer unermüdlichen Vortragstätigkeit als geschickter Werber an die breiten Volksmassen heran, vielfach glücklich bestrebt, lebendige Volksfrömmigkeit mit den uralten gottesdienstlichen Formen neuerdings enger zu befreunden. Damit trat er in eine edle „Konkurrenz" mit den erstgeborenen Trägern der liturgischen Bewegung, den Benediktinern, die im Vorstehenden ohnehin immer wieder genannt wurden.

So verkehrt es wäre, in der Liturgiepflege etwas ausschließ-

liturgie.de

lich oder notwendig Benediktinisches zu sehen, so ist doch nicht zu zweifeln, daß das lebendige Vorbild, das die beiden großen Abteien im Donautal und hoch in der Eifel gaben, größten Einfluß auf einen Wandel der Einschätzung des Liturgischen, auf liturgische Formung der persönlichen Frömmigkeit, auf eine Rückführung der Kultauffassung in altchristliche Zonen, auf die liebevollste Neugestaltung der Kirchenausstattung, der religiösen Kunst überhaupt, auf die Neubildung des Choralgesanges und auf die kirchenfrohe Haltung katholischer Jugend gewannen. Ein sprachgewaltiger und seelenkundiger Herold erstand ihren Ideen bei den Gebildeten und der studierenden Jugend in R. Guardini. Wer noch des Prälaten Meyenberg Liturgiewerk, Bischof Kepplers Predigten und B. Schäfers „Liturgische Studien" oder Franz Xaver Recks Missalebetrachtungen vergleicht mit den neuesten Betrachtungen zu den Meßformularien der Sonn- und Festtage des Kirchenjahres von Aemiliana Loehr O. S. B., mit den großzügigen Aufsätzen von J. Pinsk oder mit den gedankentiefen Büchern von O. Casel, aber auch mit Büchern von Autoren, die nicht aus dem benediktinischen Denken herkommen, wie J. Kramp und O. Karrer, der wird den Fortschritt von Ahnung zu Gegenwart unmittelbar verspüren.

So dürfen wir eine glückliche Wende feststellen seit der Zeit, in der O. Rottmanner mit einem Gebetbuch im Geiste der Psalmen erfolglos blieb, oder gar seit den Tagen, in denen der als Stadtpfarrer in Traunstein verstorbene Fr. X. Schmid mit seiner „Liturgik der christkatholischen Religion" (Passau 1832) den Namen der theologischen Disziplin begründete. Allmählich dringt der Segen der neuen Liturgiepflege bis

liturgie.de

ins letzte Dorf, vor allem sind die Gebildeten heute schon gewillt, Geist und Stil ihrer Frömmigkeit und ihres kirchlichen Aktivismus immer mehr von der Liturgie bestimmen oder wenigstens mitbestimmen zu lassen. Hier handelt es sich ja, das sei zum Schluß nochmals mit größtem Ernst betont, durchaus nicht um eine historische Besinnung „reaktionärer" Art, erst recht nicht um fortschrittliche Revolutionierung unseres allzusehr in kleine Spezialdevotionen aufgesplitterten Andachtswesens, erst recht nicht um ein neues Kostüm oder eine neue Uniform für den betenden Christen, die nur ästhetisch ansprechender wäre, als die bisher getragene. Liturgik will vielmehr nur Helfer sein zum Verstehen der Liturgie, zum Durchleben dieses erhabenen Lebenskreises. Das liturgische Leben selbst aber will nicht bloß Mittel zur Selbstvervollkommnung oder gar nur Kampfmittel der innerkatholischen Aktion, auch nicht nur Werbeapparat für Außenstehende und Abgestandene sein, was sie ja alles in einemhin leistet. Sie will vielmehr die Form sein, in der eine wahre Instauratio in Christo sich vollzieht. Das vielfach so oberflächlich verstandene Pauluswort: „Alles in Christus wieder aufrichten" (Eph. 1, 10) wird in seiner unvergleichlichen Sinnfülle nur begriffen, wenn wir es dem griechischen Urtext wörtlich getreu fassen: Allen Dingen wieder ihr Haupt geben, alles gliedhafte Leben im Leib Christi wieder bewußt in den Strom der Heiligungskräfte stellen, die vom Haupte Christus ausgehen. Wenn Paulus sagt: „Gott ist nicht ferne einem jeden aus uns, denn in ihm bewegen wir uns, leben wir und sind wir "(Apg. 17, 27), so können wir Katholiken der Gegenwart, die wir Christi Kirche wieder als den Leib Christi und ihre Liturgie als den Umlauf seines

liturgie.de

kostbaren Blutes besonders freudig bekennen, ohne Verwegenheit sagen: „*Christus* ist nicht ferne einem jeden aus uns, denn in ihm bewegen wir uns, leben wir und sind wir!“ Mit Dank und Demut, mit Stolz und Glück Glied am Leibe Christi sein zu wollen, in ihm uns zu bewegen und zu leben, das und nichts anderes lehrt uns auch die „liturgische Bewegung“.

Berichtigung:

Die Überschrift auf Seite 231 muß heißen:
5. Der Kirchengesang (nicht Kirchenmusik).

liturgie.de